M I. 72 Const. 30. Xr.

D. fr.
0.
398

Poiss.

Des Herrn von Voltaire Kleinere Historische Schriften.

J. Th. Hoeffel.

Aus dem Französischen übersetzt.

Rostock,
verlegts Johann Christian Koppe.
1752.

Vorrede des Uebersetzers.

Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist zeigen wollen. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeern auf dem französischen Parnasse mit erlanget zu haben, ist er die Bahn eines Newtons gelaufen, so stark, versteht sich, als ein Dichter von seinem Fluge sie laufen kann; und durch die tiefsinnige Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen, als zu beschäfftigen geschienen.

Man kennt sein Leben Carls des XIIten. Einige haben es für einen schönen Roman ange-

gesehen, welcher dem Curtius den Rang streitig mache. Alle Uebertreibung bey Seite, lasset uns gestehen, daß der Grund überall darinne wahr ist, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatralische Verschönerung angebracht hat, die er nur zu wohl versteht, um die Zuschauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

Seine übrigen historischen Aufsätze sind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdienet. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm seyn wird, sie hier in einer Uebersetzung beysammen zu finden.

Er hat überall gesuchet, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten, und das Herz zu ordnen, die menschlichen Handlungen beschreiben, ohne die Menschen können zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Man

sehe

sehe seine Betrachtungen über die Geschichte davon nach, die in dieser Sammlung den ersten Platz einnehmen.

Der Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIVten ist ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführet bliebe. Wann wir nun dem Leser sagten, daß er es nicht geblieben ist? Noch ist zwar dieses wichtige Werk nicht öffentlich erschienen, es ist aber, wie wir gewiß wissen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfasser nur durch einen Friedrich versetzet werden konnte.

Er hat fast immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheint viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beyden Theilen; daß man also mit Recht diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen.

 Man

Man hat keine Ordnung unter denselben beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist, saget der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts beygetragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählet, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose.

An verschiedenen Orten hätte der Uebersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgete.

Man wird einige Aufsätze hier antreffen, welche in der neuesten Ausgabe der Werke unsers Verfassers sich nicht befinden. Diese hat man hier und da zusammen gesucht.

Der

Der Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope saget,

The last and greatest Art, the Art to blot.

Er ist unermüdet in Ausbesserung seiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbesserten Exemplare seiner Werke zu Rathe ziehen zu können, und wir können versichern, daß nichts wichtiges in diesen historischen Aufsätzen dazu gekommen, oder darinne verändert worden ist, welches wir sollten übergangen haben.

Man empfiehlt sich und diese Arbeit dem Wohlwollen der Leser. Berlin, 1751

L.

Verzeichniß
der in dieser Sammlung
enthaltenen Aufsätze.

I. Anmerkungen über die Geschichte überhaupt.
II. Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIV.
III. Geheime Nachrichten von Ludewig dem XIV.
IV. Cromwell.
V. Von dem Korane und dem Mahomed.
VI. Geheime Nachrichten von dem Czaar Peter dem großen.
VII. Zwey Briefe über die Herren, Johann Law, Melon und Dutot.
VIII. Abhandlung von dem Tode Heinrichs des IV.
IX. Kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten, auf welche sich die Fabel des Heldengedichts der Henriade gründet.
X. Geschichte der Kreuzzüge.
XI. Von Titeln.
XII. Ueber die Widersprüche in dieser Welt.
XIII. Gedruckte Lügen.
XIV. Thorheiten auf beyden Seiten.
XV. Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris.

I. An-

I.

Anmerkungen, über die Geschichte überhaupt.

Wird man denn niemals aufhören uns wegen des Zukünftigen, des Gegenwärtigen und des Vergangenen zu betriegen? Der Mensch muß wohl sehr zum Irrthume gebohren seyn, weil man in einem so aufgeklärten Jahrhunderte so viel Vergnügen findet uns die Fabeln des Herodotus auszukramen, und wohl gar solche Fabeln, welche Herodotus selbst nicht einmal den Griechen zu erzählen sich unterstanden haben würde.

Was hilft es uns zu sagen, und wieder zu sagen, daß Menes der Enkel des Noah gewesen sey? Welche ausschweifende Ungerechtigkeit ist es, sich über die Geschlechtsregister des Moreri aufzuhalten, wenn man selbst dergleichen schmiedet? Wahrhaftig Noah schickte seine Familie weit herum; seinen Enkel Menes nach Aegypten, einen andern Enkel nach China, ich weis nicht welchen dritten nach Schweden, und einen jüngsten Sohn nach Spanien. Damals bildete das Reisen junge Leute weit besser als jetzo. Bey unsern jüngern Nationen sind zehn bis zwölf Jahrhun-

derte nöthig gewesen, sich ein wenig in der Geometrie zu unterrichten; diese Reisende aber, von welchen wir reden, waren kaum in die unbebauten Gegenden angelangt, als man schon Finsternissen daselbst voraus sagte. Wenigstens kann man nicht zweifeln, daß die avthentische Geschichte von China nicht von Finsternissen redet, welche schon ohngefähr vor vier tausend Jahren sollen seyn ausgerechnet worden. Confucius führet deren sechs und dreyßig an, wovon die mathematischen Mißionarii zwey und dreyßig bewährt haben. Doch über dergleichen Sachen machen sich diejenigen wenig Gedanken, welche den Noah zum Großvater des Fohy gemacht haben; denn sie machen sich über nichts Gedanken.

Andere Anbether des Alterthums lassen uns die Aegyptier als das weiseste Volk auf der ganzen Welt betrachten; weil, wie man sagt, die Priester bey ihnen viel Ansehen hatten; und gleichwohl findet es sich, daß diese so weisen Priester, die Gesetzgeber eines so weisen Volks, Affen, Katzen und Zwiebeln anbetheten.

Umsonst erhebt man die Schönheit der alten ägyptischen Gebäude. Diejenigen, welche uns übrig geblieben sind, sind nichts als ungestaltete Massen. Die schönste Statue des alten Aegyptens kömmt keiner des mittelmäßigsten unter allen unsern Werkmeistern gleich. Die Griechen haben die Aegyptier die Bildhauerkunst lehren müssen; und niemals hat Aegypten ein gutes Stück gehabt, welches nicht von griechischer Hand gewesen wäre.

Welche wunderbare Kenntniß, spricht man, die Aegyptier wußten von der Astronomie! Die vier Seiten

ten einer großen Pyramide sind nach den vier Gegenden der Welt gerichtet; zeigt sich nicht die Astronomie hier in ihrer Stärke? Waren diese Aegyptier lauter Cassini, Halleys, Keplers, und Tychobrahe? Diese guten Leute erzählten den Herodotus ganz kaltsinnig, daß die Sonne zweymal in eilf tausend Jahren da untergegangen sey, wo sie aufgeht: und das war ihre Astronomie.

Es kostete, wieder holt Herr Rollin, funfzig tausend Thaler die Schleußen der See Möris auf- und wieder zu zu machen. Herr Rollin ist mit seinen Schleußen sehr theuer, und macht einen ziemlichen Fehler in der Rechenkunst. Es giebt keine Schleussen, welche man nicht für einen Thaler auf- und zumachen könnte; wenn sie anders nicht sehr schlecht gemacht sind. Es kostete, sagt er, funfzig Talente diese Schleußen auf- und zu zu machen. Man muß wissen, daß man zu den Zeiten des Colberts den Werth des Talents auf drey tausend französische Pfund setzte. Rollin überlegt nicht, daß seit dieser Zeit der angenommene Werth unserer Münzen beynahe um die Hälfte gestiegen ist, daß also die Kosten, die Schleussen der See Möris aufzumachen, sich, nach ihm, auf dreymal hundert tausend Franken belaufen müßten; das ist, ohngefähr zwey hundert und sieben und neunzig tausend Livres mehr als dazu nöthig ist. Alle Rechnungen in seinen dreyzehn Bänden haben diesen Fehler der Unachtsamkeit.

Er wiederholt noch nach dem Herodotus, daß man gemeiniglich in Aegypten, das ist in einem Lande, welches bey weitem nicht so groß als Frankreich ist,

viermal hundert tausend Soldaten gehalten, und jedem des Tages fünf Pfund Brod und zwey Pfund Fleisch gegeben habe. Das macht also täglich achtmal hundert tausend Pfund Fleisch bloß für die Soldaten, in einem Lande, wo man beynahe gar keines aß. Uebrigens wem gehörten denn diese viermal hundert tausend Soldaten, als Aegypten in verschiedene kleine Herrschaften zertheilet war? Man setzt noch hinzu, jeder Soldate habe sechs Morgen Landes, von allen Abgaben befreyet, gehabt; das macht also zwo Millionen und viermal hundert tausend Morgen Landes, welche dem Staate nichts zahlten. Gleichwohl war es dieser kleine Staat, welcher mehr Soldaten hielt, als jetzo der Großsultan nicht hält, welcher doch Herr von Aegypten und von zehnmal mehr Landes ist, als Aegypten beträgt. Ludewig der XIV hat einige Jahre durch viermal hundert tausend Mann auf den Beinen gehabt; allein das war was Außerordentliches, und dieses Außerordentliche hat Frankreich ruinirt.

Wenn man seine Vernunft anstatt seines Gedächtnisses brauchen, und mehr untersuchen als abschreiben wollte, so würde man nicht Bücher und Irrthümer unendlich vermehren, und nur neue und wahre Sachen schreiben. Was denjenigen, welche sich mit der Geschichte abgeben, gemeiniglich fehlet, ist der philosophische Geist. Die meisten, welche mit Männern die Thaten beurtheilen sollten, machen Mährchen für Kinder.

Sollte man wohl noch in dem Jahrhunderte, worinn wir leben, die Fabeln von den Ohren des Smerdes, von dem Pferde des Darius, welcher, weil

weil es zur erst wieherte, zum Könige erwählet wurde, von der Armee des Sanacharibs, oder Sennakeribs oder Sennacobons, welche auf eine wunderbare Weise durch Ratten zu Grunde gerichtet wurde, drucken lassen? Wenn man Fabeln wiederholen will, so muß man sie wenigstens für nichts anders ausgeben, als für das, was sie sind.

Ist es einem Menschen von gesundem Verstande, welcher in dem achtzehnten Jahrhunderte gebohren ist, wohl erlaubt, mit uns im Ernste von den Orakeln zu Delphi zu reden? Bald uns zu wiederholen, daß dieses Orakel errathen, Crösus ließe eine Schildkröte und Schöpsenfleisch in einer Pfanne braten; bald uns zu sagen, daß nach der Vorhersagung des Apollo Schlachten wären gewonnen worden, und die Gewalt des Teufels zur Ursache davon anzugeben? Hr. Rollin nimmt sich in seiner zusammengetragenen alten Historie der Orakel gegen die Herren Van Dalen, Fontenelle und Basnage an: was den Hrn. von Fontenelle anbelangt, sagt er, so muß man sein Buch wider die Orakel, welches aus dem Van Dalen gezogen ist, als ein Werk seiner Jugend ansehen. Ich fürchte sehr, diesem Ausspruch des Alters des Rollins wider die Jugend des Fontenelle werde vor dem Richterstuhle der Vernunft widersprochen werden. Die Redner gewinnen selten ihre Sache gegen die Weltweisen.

Man darf nur das ansehen, was Rollin in seinem zehnten Bande, wo er von der Naturlehre reden will, sagt. Er behauptet, daß Archimedes, als er seinem guten Freunde, dem Könige von Syracus, die Macht

der Mechanik zeigen wollen, eine Galeere, welche man auf das Trockne gebracht, und gedoppelt beladen hatte, bloß durch die Bewegung eines Fingers, ohne von seinem Stuhle aufzustehen, ganz gemächlich wieder auf das Wasser gebracht habe. Man merkt es gleich, daß hier der Rhetor redet, und daß er mit ein sehr wenig Philosophie die Ungereimtheit seines Vorgebens hätte einsehen können.

Es scheint mir, wenn man die gegenwärtige Zeit gehörig nutzen wollte, so würde man sein Leben nicht mit alten abgeschmackten Fabeln verlieren. Ich würde einem jungen Menschen rathen, von diesen entfernten Zeiten nur einen ganz kleinen Begriff zu haben; dieses aber wünschte ich, daß man aus der Geschichte, von der Zeit an, da sie für uns wirklich nützlich sind, eine ernsthafte Beschäfftigung mache; ohngefähr, nach meiner Meynung, von dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts an. Die Buchdruckerkunst, welche man damals erfand, fängt an sie weit weniger ungewiß zu machen. Ganz Europa ändert seine Gestalt; die Türken, welche sich ausbreiteten, verjagten die Wissenschaften aus Constantinopel; sie blühten in Italien; sie ließen sich in Frankreich nieder; sie zogen nach England, Deutschland und in die nordischen Reiche. Eine neue Religion entriß die Hälfte Europens dem päbstlichen Gehorsame; ein neues politisches System kam auf; man fand durch Hülfe des Compasses den Weg um Afrika, und man fing an eben so leicht nach China, als von Paris nach Madrid zu handeln. Amerika ward entdeckt, man bezwingt eine neue Welt, und die unsrige ist fast ganz und gar verändert; das christ-

christliche Europa wird eine Art einer unermeßlichen Republik, wo das Gleichgewicht der Macht weit besser eingeführt ist, als es in Griechenland war. Alle Theile unterhalten eine gewisse Verbindung unter sich troz den Kriegen, welche der Stolz der Könige erwecket, troz so gar den Religionskriegen, welche noch weit verderblicher sind.

Die Künste, welche die Ehre des Staats sind, werden zu einer Höhe gebracht, in welcher sie weder Rom noch Griechenland kannte. Dieses ist die Geschichte, welche jeder Mensch wissen sollte; hier findet man weder eingebildete Vorhersagungen, noch lügenhafte Orakel, noch falsche Wunderwerke, noch unsinnige Fabeln; alles ist darinn wahr, es wären denn gewisse kleine Umstände, worüber sich nur kleine Geister sehr bekümmern. Alles geht uns an, alles ist für uns gemacht; das Geld, womit wir unsern Tisch, unser Hausgeräthe, unsere Nothwendigkeiten, unsere neuen Ergötzungen besorgen, alles das erinnert uns täglich, daß Amerika und das große Indien, und folglich alle Theile der Welt, ohngefähr seit drittehalb Jahrhunderten, durch den Fleiß unserer Väter vereiniget sind. Wir können keinen Schritt thun, welcher uns nicht an die Veränderung gedenken helfe, welche die Welt seit dem erlitten hat. Hier sind hundert Städte, welche dem Pabste gehorchten, und nunmehr frey sind; dort hat man auf eine Zeit lang die Freyheiten des ganzen deutschen Reichs fest gesetzt. Hier entsteht die schönste der Republiken in einem Boden, welchen das Meer täglich zu verschlingen drohet; dort hat England die wahre Freyheit

mit dem Königreiche verknüpft; Schweden ahmte ihm nach, und Dännemark hat Schweden nicht nachgeahmt. Ich mag in Deutschland, Frankreich oder Spanien reisen, überall finde ich Spuren des langen Streits, welcher zwischen dem Hause Oesterreich und dem Hause Bourbon gewesen ist, zwischen zwey Häusern, welche durch so viel Tractaten mit einander verbunden sind, deren jeder verderbliche Kriege verursacht hat. Es ist keine einzige Privatperson in Europa, auf welche alle diese Veränderungen keinen Einfluß gehabt hätten. Schickt es sich also wohl, daß man sich noch um die Salmanassers, und die Mardokempads bekümmert, und geheime Nachrichten von dem Perser Cayamarrat, von dem Saboco Metophis aufsucht? Ein erwachsener Mensch, welcher ernstliche Geschäffte hat, pflegt die Mährchen seiner Amme nicht zu wiederholen.

Fort=

Fortsetzung dieser Anmerkungen.

Vielleicht erfolgt bald in der Art die Geschichte zu schreiben eben das, was in der Naturlehre erfolgt ist. Die neuen Entdeckungen haben die alten Lehrgebäude verwiesen. Man wird das menschliche Geschlecht nach der genauen Zergliederung zu kennen wünschen, welche jetzo der Grund der natürlichen Philosophie ist.

Man fängt an gegen das Abentheuer des Curtius sehr wenig Achtung zu haben, welcher einen Schlund verstopfte, indem er sich mit sammt dem Pferde hinein stürzte. Man lacht über die vom Himmel gefallene Schilde, über alle die schönen Talismans, welche die Götter den Menschen so freygebig mittheilten, über die Vestalen, welche mit ihren Gürteln die Schiffe flott machten, und über alle die berühmten Kindereyen, womit die alte Geschichte erfüllet ist. Eben so wenig ist man zufrieden, daß uns Herr Rollin in seiner alten Historie im Ernst von dem Könige Nabis vorredet, welcher seine Frau von allen, die ihm Geld brachten, umarmen, und diejenigen, welche es ihm zu bringen verweigerten, in die Arme einer schönen Puppe legen ließ, welche der Königinn völlig gleich sahe, unter den Kleidern aber mit eisernen Stacheln bewaffnet war. Man lacht, wenn man sieht, daß so viele Geschichtschreiber, einer nach dem andern, wiederholen, der berüchtigte Erzbischof von Maynz sey im Jahre 698 von einer Armee Ratten belagert und aufge-

aufgefressen worden; Blutregen hätten im Jahre 1017 ganz Gascogne überschwemmt, und zwo Armeen von Schlangen hätten sich 1059 bey Tournay geschlagen. Die Wunderzeichen, die Vorherverkündigungen, die Feuerproben ꝛc. sind jetzo mit den Mährchen des Herodotus in gleichem Range.

Ich will hier von der neuern Historie reden, in welcher man weder Puppen findet, welche die Hofleute umarmen, noch Bischöfe, welche von den Ratten aufgefressen worden.

Man wendet viel Sorgfalt an, den Tag zu bestimmen, an welchem eine Schlacht vorgefallen ist, und man hat Recht. Man läßt die Tractaten drucken, man beschreibt die Pracht bey einer Krönung, so gar den Einzug eines Gesandten, und vergißt weder seine Schweizer noch seine Bedienten dabey. Es ist gut, daß man von allen Sachen Archive habe, damit man sie im Nothfalle um Rath fragen kann, und ich betrachte jetzo alle große Bücher als Wörterbücher. Nachdem ich aber drey bis vier tausend Beschreibungen von Schlachten, und den Inhalt von etliche hundert Tractaten gelesen, so fand ich, daß ich im Grunde nichts mehr gelernt hatte. Ich erfuhr nichts als bloße Begebenheiten. Ich lernte aus der Schlacht des Carl Martels die Franzosen und Saracenen eben so wenig kennen, als ich die Tartarn und Türken aus dem Siege kennen lernte, welchen Tamerlan über den Bajazet davon trug. Ich gestehe es, als ich die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz und der Frau von Motteville gelesen hatte, so wußte ich, von Wort zu Wort, was die Königinn

Mutter zu dem Herrn von Jersay gesagt hat: ich lerne, wie der Coadjutor das Seine zu der Wagenburg beygetragen hat; ich kann mir einen genauen Begriff von den langen Reden machen, welche er gegen die Frau von Bouillon gehalten hat. Dieses ist für meine Neugierigkeit sehr viel; für meine Unterweisung aber sehr wenig.

Es giebt Bücher, welche mich die wahren oder falschen Anekdoten eines Hofes lehren. Jeder, wer den Hof gesehen hat, oder Lust ihn zu sehen gehabt hat, ist eben so gierig auf diese vornehme Kleinigkeiten, als ein Frauenzimmer aus der Provinz auf die Neuigkeiten ihres kleinen Städtchens ist. Im Grunde ist es einerley Sache, und einerley Verdienst. Unter Heinrichen dem IV unterhielt man sich mit den Anekdoten von Carl dem IX. In den ersten Jahren Ludewigs des XIV redete man noch von dem Herrn von Bellegarde. Alle diese kleinen Schildereyen erhalten sich ein oder zwey Menschenalter, und gehen hernach auf ewig unter.

Gleichwohl versäumet man ihretwegen Kenntnisse, welche von einem weit dauerhaftern und merklichern Nutzen sind. Ich wollte wissen, welches die Kräfte eines Landes vor einem Kriege gewesen wären, und ob dieser Krieg sie vermehrt oder verringert hätte. Ist Spanien vor der Eroberung der neuen Welt reicher gewesen als jetzo? Um wie viel war es zu Zeiten Carls des V bevölkerter als zu den Zeiten Philipps des IV? Warum waren in Amsterdam vor ohngefähr zweyhundert Jahren kaum zwanzig tausend Seelen? Warum hat es jetzo zwey hundert und

vierzig tausend Einwohner? Um wie viel ist England bevölkerter, als es unter Heinrichen dem VIII war? Sollte es wahr seyn, was man in den persianischen Briefen sagt, daß die Menschen auf der Erde weniger werden, und daß sie in Vergleichung ihres Zustandes vor zwey tausend Jahren verwüstet ist? Rom, das ist wahr, hatte damals mehr Einwohner als jetzo. Karthago und Alexandria, ich gestehe es, waren große Städte; aber Paris, London, Constantinopel, groß Cairo, Amsterdam, Hamburg waren damals noch nicht. Es waren drey hundert Nationen in Gallien, allein diese drey hundert Nationen kamen der unsrigen, weder an Anzahl der Menschen, noch an der Arbeitsamkeit gleich. Deutschland war ein Wald, jetzo ist es mit hundert volkreichen Städten bedeckt.

Es scheint, als ob der Geist des Tadels die Verfolgung bloßer Privatpersonen müde geworden sey, und sich zu seinem Gegenstande die ganze Welt gewählt habe. Man schreyt beständig, die Welt würde schlimmer, man will so gar, daß sie sich entvölkre. Wie nun? Sollen wir etwa die Zeiten betauren, da noch keine Landstraßen von Bourdeaux nach Orleans waren, da Paris noch eine kleine Stadt war, in welcher man einander die Hälse brach? Vergebens sagt man, Europa hat jetzo mehr Menschen als damals, und die Menschen sind jetzo besser. Man kann wissen, in welchen Jahren und um wie viel Europa bevölkerter geworden ist; denn fast in allen großen Städten machet man zum Schlusse der Jahre die Anzahl der Gebohrnen bekannt;

und

und nach der genauen und sichern Regel, welche ein eben so geschickter als unermüdeter Holländer vor Kurzem gegeben hat, kann man die Zahl der Einwohner aus der Zahl der Gebohrnen schließen. Dieses ist schon einer von den Gegenständen der Neugierigkeit eines jeden, welcher die Geschichte als ein Bürger und als ein Philosoph lesen will. Doch auch mit dieser Kenntniß wird er sich noch nicht begnügen lassen; er wird untersuchen, welches das Hauptlaster und die herrschende Tugend eines Volks gewesen ist; warum es schwach oder mächtig auf der See gewesen, wie und wie sehr es sich seit einem Jahrhunderte bereichert habe; und dieses alles kann man aus den Registern der Ausfuhren berechnen. Er wird wissen wollen, wie die Künste und Manufacturen aufgekommen sind; er wird ihrem Fortgange aus einem Lande in das andere nachfolgen. Endlich werden die Veränderungen der Gesetze und der Sitten sein vornehmster Gegenstand seyn. Auf diese Art wird man die Geschichte der Menschen wissen, anstatt daß man sonst nur einen Theil der Geschichte der Könige und der Höfe weis.

Vergebens lese ich die Zeitbücher von Frankreich; unsre Geschichtschreiber alle gedenken mit keinem Worte an diese besondern Untersuchungen.

Kein einziger hat zu seinem Wahlspruche gehabt: Homo sum, humani nil a me alienum puto. Man sollte also, scheint mir, diese nützlichen Kenntnisse mit Kunst in den Zusammenhang der Begebenheiten einzuflechten wissen.

Ich

Ich glaube, dieses ist die einzige Art die Geschichte als ein wahrer Staatsmann und ein wahrer Weltweiser zu schreiben. Die alte Geschichte abhandeln, heißt, glaube ich, einige Wahrheiten mit tausend Lügen zusammen schreiben. Diese Geschichte ist vielleicht weiter zu nichts nütze, als wozu die Mythologie nütze ist, daß man nämlich die großen Begebenheiten heraus zieht, welche den Inhalt zu unsern Bildern, zu unsern Gedichten hergeben, und zu einigen moralischen Anwendungen dienen müssen. Man muß die Thaten des Alexanders wissen, so wie man die Arbeiten des Herkules weis.

Kurz, diese alte Historie scheint mir in Ansehung der neuern eben das zu seyn, was die alten Medallien in Ansehung der gangbaren Münzen sind. Die erstern bleiben in den Sammlungen der Neugierigen, die andern laufen in der Welt herum und beleben die Handlung unter den Menschen.

Ein solches Werk aber zu unternehmen werden Leute erfordert, welche etwas mehr kennen als Bücher. Die Regierung muß sie wenigstens eben so sehr dazu aufmuntern, was sie thun werden, als Boileau, Racine, Valincourt dazu aufgemuntert wurden, was sie nicht thaten; und man muß nicht von ihnen sagen können, was ein königlicher Schatzmeister von diesen Herren sagte: **noch haben wir von ihnen nichts als ihre Unterschrift gesehen.**

II. Ver-

II.

Versuch
über
das Jahrhundert
Ludewigs des XIV.

Erstes Hauptstück.

Es ist nicht das Leben Ludewigs des XIV, welches man sich zu schreiben vornimmt, man hat sich einen weit größern Gegenstand erwählt. Man will nicht der Nachwelt die Thaten eines einzigen Mannes schildern, sondern den Geist der Menschen in dem alleraufgeklärtesten Jahrhunderte, welches jemals gewesen ist.

Alle Zeiten haben Helden und Staatskundige hervorgebracht. Alle Völker haben Veränderungen erlitten. Alle Geschichte sind für den fast gleich, welcher sein Gedächtniß nur mit Thaten anfüllen will. Ein jeder aber welcher denket, oder was noch seltner ist, ein jeder welcher Geschmack hat, kennet nur vier Jahrhunderte in der Geschichte der Welt. Diese vier glücklichen Zeitalter sind diejenigen, welche die Künste zu ihrer Vollkommenheit gelangen ließen, und, als die Epochen der Größe des menschlichen Geistes, das Beyspiel der Nachwelt wurden.

Das erste von diesen Jahrhunderten, welches mit einem wahrhaften Ruhme pranget, ist das Jahrhundert des Philippus und des Alexanders, oder das Zeitalter der Perikles, der Demosthenen, der Aristoteles, der Platons, der Apelles, der Phidias, der Praxiteles. Und diese Ehre war nur in den Gränzen Griechenlandes eingeschlossen, der übrige Theil der Erde waren Barbaren.

Das andre Jahrhundert ist das Jahrhundert des Cäsars und Augustus, welches auch nach dem Namen eines Lucretius, eines Cicero, eines Livius, eines Virgils, eines Horaz, eines Ovids, eines Varro, eines Vitruvs kann bezeichnet werden.

Das dritte Jahrhundert ist dasjenige, welches auf die Einnahme Constantinopels, durch Mahomet den II, folgte. Damals sahe man in Italien eine Familie bloßer Bürger dasjenige thun, was die Könige in Europa hätten unternehmen sollen. Die Medicis riefen die Künste nach Florenz, welche die Türken aus Griechenland verjagten, und dieses war die Zeit der Ehre Italiens. Alle Wissenschaften bekamen ein neues Leben. Die Italiener beehrten sie mit dem Namen der **Tugend**, so wie die ersten Griechen sie mit dem Namen der **Weisheit** belegt hatten. Alles strebte nach seiner Vollkommenheit; die Michael Angelos, die Raphaels, die Titiane, die Tassos, die Arioste blühten. Die Kunst zu stechen ward erfunden, die schöne Baukunst erschien noch wundernswürdiger, als in dem siegenden Rom. Die gothische Barbarey, welche Europa in allen Stücken verunstaltete, ward aus Italien verjagt, dem guten Geschmacke Platz zu machen.

Die

Die stets aus Griechenland nach Italien verpflanzten Künste befanden sich in einem vortheilhaften Boden, und brachten so gleich Früchte. Frankreich, England, Deutschland, Spanien wollten auch an diesen Früchten Theil nehmen, allein entweder sie kamen gar nicht in diese Gegenden, oder sie arteten doch sehr bald aus.

Franciscus der Erste munterte die Gelehrten auf; allein diese Gelehrten waren nichts als Gelehrte. Er hatte Baumeister, aber es waren weder Michael Angelos noch Palladios. Umsonst wollte er Malerschulen aufrichten; die italienischen Maler, welche er herbeyrief, zogen keine französischen Schüler. Einige Sinnschriften, einige freye Erzählungen, das war unsre ganze Poesie. Rabelais war das einzige prosaische Buch nach der Mode, zu der Zeit Heinrichs des II.

Mit einem Worte, die Italiener allein hatten alles, wenn man die Musik ausnimmt, welche damals noch ungestaltet war, und die versuchende Naturlehre, welche überall gleich unbekannt war.

Das vierte Jahrhundert endlich ist dasjenige, welches man das Jahrhundert Ludewigs des XIV nennt, und es ist vielleicht von allen vieren dasjenige, welches der Vollkommenheit am nächsten kommt. Durch die Entdeckungen der drey andern bereichert, hat es in gewissen Stücken mehr als alle dreye zusammen gethan. Zwar sind in der That nicht alle Künste weiter getrieben worden, als unter den Medicis, unter dem August und unter dem Alexander; der menschliche Verstand aber überhaupt ist vollkommner geworden. Die gesunde Philosophie ward erst zu dieser Zeit be-

kannt; und man kann mit Wahrheit sagen, daß, von den letzten Jahren des Kardinals von Richelieu anzufangen, bis auf die Jahre welche auf den Tod Ludewigs des XIV folgten, in unsern Künsten, in unsern Geistern, in unsern Sitten, wie in unsrer Regierung eine allgemeine Veränderung vorgegangen ist, welche zum ewigen Beweise der wahren Ehre unsers Vaterlandes dienen wird. Dieser glückliche Einfluß blieb nicht allein in Frankreich eingeschlossen; er hat sich auch so gar in England ausgebreitet; er hat die Nacheiferung erwecket, welche diesem geistigen und gründlichen Volke damals nöthig war; er hat den Geschmack nach Deutschland, die Wissenschaften nach Rußland gebracht; er hat so gar Italien, welches matt zu werden begonnte, wieder angefeuert, und Europa ist seine Feinheit dem XIVten Ludewig schuldig.

Vor dieser Zeit belegten die Italiener alle jenseit der Gebirge mit dem Namen der Barbaren, und man muß gestehen, daß die Franzosen einigermaßen diese Beschimpfung verdienten. Unsre Väter verbanden mit der romanenhaften Artigkeit der Mohren die gothische Grobheit; sie hatte beynahe keine von den liebenswürdigen Künsten, welches ein deutlicher Beweis ist, daß die nützlichen Künste verabsäumet wurden; denn wenn man das Nöthige vollkommen gemacht hat, so findet man gar bald das Schöne und Angenehme, und es ist gar nicht zu verwundern, daß die Malerkunst, die Bildhauerkunst, die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Weltweisheit einem Volke beynahe ganz unbekannt waren, welches Häfen an dem Oceane und an dem mittelländischen Meere, und gleichwohl keine Flotte, hatte; welches die Schwelgerey

gerey bis auf das äußerste liebte, und kaum einige grobe Manufacturen besaß.

Die Juden, die Genueser, die Venetianer, die Portugiesen, die Holländer, die Engländer besorgten nach einander unsern Handel, dessen Quellen wir nicht kannten. Ludewig der XIII als er zur Krone gelangte, hatte nicht ein Schiff. Paris enthielt vier hundert tausend Menschen, und war kaum mit vier schönen Gebäuden gezieret. Die übrigen Städte des Reichs glichen den Flecken, welche man jenseit der Loire sieht. Der ganze Adel, welcher sich auf dem Lande in seinen mit Gräben verschanzten Löchern aufhielt, unterdrückte die, welche das Land anbauten. Auf den Landstraßen konnte man beynahe nicht fortkommen, die Städte waren ohne Policey, der Staat ohne Geld, und die Regierung fast beständig bey andern Völkern ohne Credit.

Man muß es sich nicht verheelen, daß nach dem Verfalle der Carolomannischen Familie Frankreich mehr oder weniger in dieser Ohnmacht geschmachtet hat, weil es fast nicht eine einzige gute Regierung genossen hatte.

Wenn ein Staat mächtig seyn soll, so muß entweder das Volk eine auf die Gesetze gegründete Freyheit haben, oder die oberste Gewalt muß ohne Widerspruch befestiget seyn.

In Frankreich waren die Völker bis zur Zeit des Philippus Augustus Sklaven; bis auf Ludewig den XIten waren die Vornehmen Wüthriche, und die Könige waren nur bedacht ihr Ansehen gegen ihre Vasallen zu erhalten, und hatten also niemals Zeit an

das Glück ihrer Unterthanen zu denken, und niemals Kräfte, es zu machen.

Ludewig der XI that sehr viel für die königliche Gewalt; nichts aber für die Glückseligkeit und die Ehre seines Volks.

Franciscus der Erste ließ die Handlung, die Schiffahrt, die Wissenschaften und Künste hervorsprossen; er war aber viel zu unglücklich, als daß er sie in Frankreich hätte können Wurzel schlagen lassen, und alle giengen nach ihm unter.

Heinrich der Große wollte Frankreich aus dem Elende und der Barbarey reißen, worein es dreyßig Jahre voll Zwist gestürzet hatten, als er in seiner Hauptstadt, mitten unter einem Volke, dessen Glück er machen wollte, ermordet wurde.

Der Kardinal von Richelieu, welcher nur auf die Erniedrigung des Hauses Oesterreich, auf die Unterdrückung des Calvinismus und der Großen bedacht war, genoß keiner genugsam friedsamen Gewalt, sein Volk zu verbessern; gleichwohl aber fing er dieses glückliche Werk an.

Auf diese Art war ganzer neun hundert Jahr unser Geist unter einer gothischen Regierung im Joche, mitten unter den Uneinigkeiten des bürgerlichen Krieges, ohne Gesetze, ohne bestimmte Gewohnheiten, und änderte alle zwey Jahrhunderte eine Sprache, welche immer gleich grob blieb. Die Adlichen waren ohne Zucht, und kannten nichts als den Krieg und die Faulheit; die Geistlichen lebten in Unordnung und Unwissenheit; die Völker waren ohne Arbeit und krochen in ihrem Elende.

Daher kam es, daß die Franzosen keinen Theil an den großen Entdeckungen und wunderbaren Erfindungen der andern Völker hatten. Die Buchdruckerkunst, das Pulver, die Gläser, die Tubi, der Verhältnißzirkel, die Luftpumpe, das wahre Weltgebäude gehören ihnen nicht zu. Sie hielten Turnierspiele, als die Portugiesen und Spanier, gegen Morgen und Abend der bekannten Welt, neue Welten entdeckten und eroberten. Carl der fünfte streute schon in Europa die Schätze von Mexico aus, ehe noch einige Unterthanen des ersten Franciscus die unbewohnte Gegend von Canada entdeckten. Durch das wenige aber, was die Franzosen zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts thaten, sahe man, zu wie vielen sie fähig wären, wenn sie angeführet würden.

Man nimmt sich vor hier zu zeigen, was sie unter Ludewig dem XIV gewesen sind, und man wünscht, daß die Nachkommenschaft dieses Monarchen, und die Nachwelt seiner Völker, durch eine glückliche Nacheiferung gleich stark belebt, sich anstrengen möchten ihre Vorältern zu übertreffen.

Man hoffe nicht, die fast unendlichen Beschreibungen der in diesem Jahrhunderte unternommenen Kriege zu finden. Man überläßt den Annalisten die Mühe alle diese kleinen Begebenheiten genau zu sammeln, welche zu nichts dienen würden, als das Auge von dem Hauptgegenstande abzubringen. Sie mögen die Züge, die Gegenzüge der Heere beschreiben, die Lage bestimmen, an welchen die Laufgräben vor den Städten eröffnet, an welchen sie eingenommen und wieder eingenommen, an welchen sie durch die Friedensschlüsse überliefert und wieder zurück über-

liefert wurden. Tausend Umstände, an welchen die Zeitverwandten Antheil nehmen, verlieren sich in den Augen der Nachwelt, und verschwinden, um nur die großen Begebenheiten sehen zu lassen, welche das Geschicke der Reiche festgesetzt haben. Nicht alles was geschieht, verdient aufgeschrieben zu werden. Man wird sich in diesem Versuche besonders an dasjenige zu halten bemühen, was die Aufmerksamkeit aller Zeiten verdienet, an das nur, was den Geist und die Sitten der Menschen schildert, was zum Unterrichte dienen, und die Liebe der Tugend, der Künste und des Vaterlandes anrathen kann.

Man wird sich zu zeigen bemühen, was Frankreich und die andern europäischen Reiche vor der Geburt Ludewigs des XIV waren, und hernach wird man die großen politischen und militarischen Begebenheiten seiner Regierung beschreiben. Man wird anmerken, was zu seiner Zeit wegen der Religion vorgefallen ist, welche, ob sie schon den Menschen nur zu einer Vorschrift der Sittlichkeit ist gegeben worden, nur allzu oft in ihren Händen einer der größten Gegenstände der Staatsklugheit wird. Hierauf wird man von dem privat Leben Ludewigs des XIV sprechen, von diesem sich beständig gleichen Leben, welches allezeit anständig, auch so gar in den Ergötzungen war, und zu einem Muster der Aufführung eines jeden Mannes am Ruder dienen kann. Die innerliche Regierung seines Reichs, ein weit wichtiger Punkt, wird auch einige besondere Abschnitte bekommen. Endlich wird man von dem Fortgange der Künste und Wissenschaften, und von der Geschichte des menschlichen Verstandes, als dem vornehmsten Gegenstande dieses Werks, handeln.

Von den

christl. europäischen Staaten vor Ludewig dem XIV.

Schon lange konnte man das christliche Europa, wenn man Moscau ausnimmt, als eine große Republik betrachten, welche in verschiedene Staaten von verschiedener Regierungsform getheilet war; welche aber alle in Verbindung mit einander standen, indem alle einerley Grundsätze der Religion hatten, ob sie gleich in verschiedene Sekten zertheilet waren, alle einerley Regeln des öffentlichen Rechts und Staatsrechts, wovon man in den übrigen Theilen der Welt nichts wußte. Diese Regeln sind nämlich diese; daß alle europäische Völker ihre Gefangenen nicht zu Sklaven machen; daß sie gegen die Abgesandten ihrer Feinde Achtung haben; daß sie miteinander wegen gewisser Vorzüge und Rechte gewisser Prinzen einig sind, wie zum Exempel des Kaisers, der Könige, und anderer kleinerer Potentaten; daß sie vor allen Dingen in der weisen Staatsregel einig sind, unter einander, so viel als möglich, das Gleichgewicht der Gewalt zu erhalten, und deßwegen ohne Unterlaß, so gar mitten im Kriege, Unterhandlungen pflegen, beyeinander Abgesandten, oder vielmehr ehrliche Spione, haben, welche allen Höfen von der Absicht eines einzigen Nachricht geben, und also das ganze Reich aufbringen, und die Schwächern vor Ueber-

fälle

fälle in Sicherheit setzen können, welche allezeit der Stärkste zu unternehmen bereit ist.

Seit Carl dem Vten hing das Gleichgewicht allzusehr auf die Seite des Hauses Oesterreich. Dieses mächtige Haus war gegen das Jahr 1630 Herr von Spanien, von Portugall und den amerikanischen Schätzen; Flandern, Meiland, das Königreich Neapel, Böhmen, Ungarn, Deutschland selbst, wenn man so reden darf, waren sein Erbtheil geworden; und wenn so viel Staaten unter ein einziges Haupt dieses Hauses wären vereiniget worden, so ist zu glauben, ganz Europa würde sich endlich haben unterwerfen müssen.

* *

Von Deutschland.

Das deutsche Reich ist der mächtigste Nachbar, welchen Frankreich hat. Es ist ohngefähr von eben der Größe, vielleicht weniger reich an Geld, aber weit fruchtbarer an starken und der Arbeit geduldigen Männern. Es wird wenig fehlen, so wird die deutsche Nation auf eben die Art regiert, auf welche Frankreich unter den ersten Capetingischen Königen regieret wurde, welche die Häupter von verschiedenen großen Vasallen, und von einer großen Menge kleinerer waren, oft aber sehr schlechten Gehorsam erhielten. Jetzo machen sechszig freye Reichsstädte, beynahe eben so viel weltliche Oberherren, bis vierzig geistliche Fürsten, welches entweder Aebte oder Bischöfe sind, neun

Chur-

Churfürsten, unter welche drey Könige gehören, und endlich der Kaiser, als das Haupt aller dieser Potentaten, den großen deutschen Körper aus, welchen das deutsche Phlegma mit eben so vieler Ordnung fortdauren läßt, als vor diesem in der französischen Regierung Verwirrung war.

Jedes Glied des Reiches hat seine Rechte, seine Freyheiten, seine Verbindlichkeiten; und die schwere Kenntniß von so viel Gesetzen, die oft widereinander laufen, macht dasjenige aus, was man in Deutschland die Wissenschaft des Staatsrechts nennet, welches die deutsche Nation so bekannt gemacht hat.

Der Kaiser an und vor sich selbst würde in Wahrheit nicht viel mächtiger und reicher als ein Doge in Venedig seyn. Das in freye Reichsstädte und besondere Oberherrschaften zertheilte Deutschland, läßt dem Haupte so vieler Staaten nichts als den Vorzug mit ungemeinen Ehrenbezeugungen, aber ohne Einnahme, ohne Geld, und also auch ohne Gewalt. Als Kaiser besitzt er nicht einen einzigen Flecken; die einzige Stadt Bamberg ist ihm als sein Sitz ausgemacht worden, wenn er keinen andern hat. Unterdessen war diese so eitle als erhabne Würde in den Händen der Oesterreicher so mächtig geworden, daß man oft befürchtet hat, sie würden diese Republik von Prinzen in eine unumschränkte Monarchie verwandeln.

Zwo Parteyen theilten damals, und trennen auch noch, das christliche Europa, und besonders Deutschland. Die eine ist die Partey der Katholiken, welche mehr oder weniger dem Pabste unterworfen sind. Die andre ist die Partey der Feinde

der geistlichen und weltlichen Gewalt des Pabsts und der katholischen Prälaten. Wir nennen alle von dieser Partey mit dem allgemeinen Namen **Protestanten**, ob sie gleich in Lutheraner und Calvinisten und andere getheilt sind, die sich alle untereinander eben so sehr hassen, als sie Rom hassen.

In Deutschland folgen Sachsen, Brandenburg, die Pfalz, ein Theil von Böhmen, von Ungarn, die Staaten des Hauses Braunschweig, Würtenberg der lutherischen Religion, welche man die evangelische heißt. Alle freye Reichsstädte haben diese Sekte ergriffen, welche ihnen, als Leuten die auf ihre Freyheit eifersüchtig sind, anständiger als die katholische Religion geschienen hat.

Die Calvinisten, welche unter den Lutheranern, als den stärksten, zerstreuet sind, machen einen sehr mittelmäßigen Haufen aus. Der übrige Theil des Reichs besteht aus Katholiken, und da sie das Haus Oesterreich an ihrer Spitze hatten, waren sie ohne Zweifel die mächtigsten.

Nicht allein Deutschland, sondern alle christliche Staaten bluteten noch von den Wunden, welche sie in so vielen Religionskriegen bekommen hatten; eine Wuth, welche den Christen besonders eigen ist, und den Götzendienern unbekannt war; eine unglückliche Folge übrigens von dem seit so langer Zeit in alle Stände eingeführten dogmatischen Geiste. Es sind wenig streitige Punkte, welche nicht bürgerliche Kriege verursacht hätten, und fremde Völker (vielleicht auch unsre Nachkommenschaft) werden es einmal schwerlich begreifen können, daß unsre Väter, so lange

ge Jahre hindurch, einander die Hälse gebrochen, und gleichwohl immer von Geduld geprediget haben.

Der Kaiser Matthias war im Jahre 1619 ohne Kinder gestorben, und die protestantische Partey gab sich Mühe das Reich von dem Hause Oesterreich und von der römischen Gemeinschaft zu bringen. Nichts destoweniger ward Ferdinand der Fette, ein Vetter des Matthias, zum Kaiser erwählt. Er war schon König von Böhmen und Ungarn durch die Niederlegung des Matthias, und durch die gezwungene Wahl dieser zwey Reiche.

Dieser Ferdinand der II fuhr fort die protestantische Partey zu unterdrücken, und sahe sich einige Zeit lang als den mächtigsten und glücklichsten Monarchen der Christenheit, nicht so wohl durch sich selbst als durch den glücklichen Fortgang seiner zween großen Generale des Wallensteins und Tilly, nach Art nicht weniger Regenten aus dem Hause Oesterreich, welche Sieger wurden ohne Krieger zu seyn, und bloß durch die Verdienste derjenigen, welche sie zu wählen gewußt hatten, glücklich waren. Schon drohte diese Macht sowohl den Protestanten als Katholiken das Joch; die Bestürzung breitete sich so gar bis nach Rom aus, über welches der Titel eines Kaisers und römischen Königs eingebildete Rechte ertheilen, welche aber die geringste Gelegenheit nur allzu wirklich machen kann. Rom, welches, seiner Seits, ehedem ein noch weit eingebildeter Recht über das Reich verlangte, vereinigte sich damals mit Frankreich wider das Haus Oesterreich. Das Geld der Franzosen, die Mengereyen Roms und das Geschrey aller Protestanten, riefen endlich aus dem Innern Schwedens

den

den Gustav Adolph herbey, den einzigen König der damaligen Zeit, welcher sich den Titel eines Helden anmaßen, und die österreichische Macht über den Haufen werfen konnte.

Die Ankunft Gustav Adolphs in Deutschland veränderte die ganze Scene. Er gewann 1631 wider den General Tilly die Schlacht bey Leipzig, welche durch die neuern Kriegsübungen so bekannt ist, die dieser König darinn in Ausübung brachte, und welche noch jetzt das Meisterstück der Kriegskunst ist.

Der Kaiser Ferdinand sahe sich im Jahre 1632 auf dem Punkte, Böhmen, Ungarn und das Reich zu verlieren; sein Glück aber rettete ihn. Gustav Adolph blieb in der Schlacht bey Lützen, mitten in dem Laufe seiner Siege, und der Tod eines einzigen Mannes stellte dasjenige wieder her, was er nur allein vernichten konnte.

Die Staatsklugheit des Hauses Oesterreich, welche unter den Waffen des Adolphs vorher erlag, befand sich nunmehr gegen alle die übrigen stark genung. Sie brachte die mächtigsten Fürsten des Reichs von dem schwedischen Bündnisse ab. Diese siegrischen Truppen, nachdem sie von ihren Bundesgenossen verlassen und ihres Königs beraubt waren, wurden bey Nördlingen geschlagen; und ob sie gleich hernach glücklicher waren, so waren sie doch immer weniger zu fürchten, als unter Gustaven.

So standen die Sachen als Ferdinand der II starb, und seinem Sohne Ferdinanden dem III alle seine Staaten hinterließ, welcher auch seine Staatsklugheit erbte, und die Kriege, wie er, aus seinem Cabinete

binete fortsetzte. Er regierte während der Minderjährigkeit Ludewigs des XIV.

Deutschland war damals noch nicht so blühend, als es hernach geworden ist. Die Schwelgerey war daselbst unbekannt, und die Bequemlichkeiten des Lebens waren auch bey den größten Herren noch sehr selten. Sie sind nicht eher dazu gebracht worden, als gegen das Jahr 1686 durch die französischen Flüchtlinge, welche daselbst ihre Manufacturen aufzurichten kamen. Diesem fruchtbaren und bewohnten Lande fehlte es an Handlung und Gelde, die Ernsthaftigkeit der Sitten und die den Deutschen eigene Langsamkeit, beraubten sie der Vergnügungen und der angenehmen Künste, welche die italienische Empfindlichkeit schon seit so vielen Jahren ausübte, und welche der französische Fleiß damals vollkommen zu machen anfing. Die Deutschen, welche bey sich reich waren, waren auswärts arm; und diese Armuth, nebst der Schwierigkeit so viel verschiedne Völker lange Zeit unter einer Fahne zu erhalten, setzte sie, fast wie jetzo, in die Unmöglichkeit den Krieg in das Land ihrer Nachbarn zu bringen und ihn lange auszuhalten. Und fast allezeit haben die Franzosen ihren Krieg wider das Reich in dem Reiche selbst geführet. Der Unterschied der Regierung und des Genies macht die Franzosen geschickter zum Anfalle und die Deutschen geschickter zur Vertheidigung.

* *

Von Spanien.

Spanien ward von der ältesten Linie des Hauses Oesterreich regiert, und hatte nach dem Tode Carls des V, mehr Schrecken verursacht als die deutsche Nation. Die Könige von Spanien waren ungleich uneingeschränkter und reicher. Die Bergwerke in Mexico und Potosi schienen ihnen so viel herzugeben, als sie die Freyheit von ganz Europa zu erkaufen brauchten. Der Entwurf einer allgemeinen Monarchie, welchen Carl der V zuerst gemacht hatte, ward anfangs von dem zweyten Philipp fortgesetzt. Er wollte aus dem Innersten des Escurials die Christenheit durch Unterhandlungen und durch Krieg unter das Joch bringen. Er nahm Portugall weg. Er verwüstete Frankreich, er drohete England, er war aber vielleicht geschickter in der Ferne mit Sklaven zu handeln, als seinen Feind in der Nähe zu bestreiten. Die Eroberung Portugalls war die einzige. Er wendete nach seinem eigenen Geständnisse funfzehn hundert Millionen, welche zu jetziger Zeit, im Jahre 1745, mehr als drey tausend Millionen nach unsrer Münze ausmachen, daran, sich Frankreich unterwürfig zu machen, und Holland wieder zu bekommen. Doch seine Schätze dienten zu nichts als die Länder zu bereichern, welche er sich unterthan machen wollte.

Philipp der III, sein Sohn, war noch weniger kriegerisch, und noch weniger weise, und hatte wenig Tugenden eines Königs. Der Aberglaube, dieses

ses Laster schwacher Seelen, beschimpfte seine Regierung, und schwächte die spanische Monarchie. Sein Reich fing sich an durch die häufigen Colonisten zu erschöpfen, welche der Geiz in die neue Welt schickte, und bey diesen Umständen jagte der König noch dazu mehr als acht hundert tausend Mohren aus seinen Staaten, da er vielmehr noch mehrere hätte sollen herüber kommen lassen, wenn es anders wahr ist, daß die Menge der Unterthanen der wahre Schatz der Könige sey. Seit der Zeit war Spanien beynahe eine Wüste. Der müßige Stolz der Einwohner ließ die Reichthümer der neuen Welt in andre Hände kommen; und das Gold aus Peru ward allen Kaufleuten in Europa zu Theil. Umsonst verschließt ein strenges und allezeit befolgtes Gesetz die Hafen in dem spanischen Amerika allen andern Völkern; die französischen, englischen und italienischen Handelsleute beladen ihre Schiffe mit ihren Waaren, und für sie sind Peru und Mexico erobert worden.

Die spanische Größe war also unter dem dritten Philipp nichts mehr als ein großer Körper ohne Leben, welcher mehr Ansehen als Kräfte hatte.

Philipp der IV, der Erbe der väterlichen Ohnmacht, verlohr Portugall durch seine Nachläßigkeit, Russillon durch die Schwäche seiner Waffen, und Catalonien durch den Misbrauch der unumschränkten Gewalt. Dieses war der König, welchen der Graf Ducas Olivarez, sein Minister und Liebling, den Namen des Großen bey seiner Gelangung zur Krone annehmen ließ, vielleicht um ihn zu ermuntern diesen Titel zu verdienen, dessen er so wenig werth war, daß sich kein einziger unterstand ihm denselben, ob er gleich

König war, beyzulegen. Solche Könige konnten in ihren Kriegen gegen Frankreich nicht lange glücklich seyn. Wenn ihnen unsre Uneinigkeiten und Fehler einige Vortheile verschafften, so verlohren sie die Frucht davon durch ihr eignes Unvermögen. Was noch mehr ist; sie beherrschten Völker, welchen ihre Freyheiten das Recht gaben, schlecht zu dienen. Die Castilianer hatten den Vorzug nirgends anders, als in ihrem Vaterlande, streiten zu dürfen. Die Arragonier stritten ohne Unterlaß wegen ihrer Freyheit mit dem königlichen Rathe, und die Catalonier, welche ihre Könige als ihre Feinde ansahen, erlaubten ihnen nicht einmal in ihren Provinzen zu werben. Also war dieses schöne Königreich damals von außen sehr ohnmächtig und von innen sehr elend; kein Fleiß kam in diesen glücklichen Gegenden den Geschenken der Natur zu Statten; weder die Seide aus Valencia, noch die schöne Wolle aus Andalusien und Castilien wurden von spanischen Händen zu rechte gemacht. Die feinen Tücher waren ein damals sehr unbekannter Putz. Die niederländischen Manufacturen, die Reste der Denkmäler des burgundischen Hauses, schafften in Madrid damals alles herbey, was man von Pracht wußte. Die goldnen und silbernen Stoffe waren in dieser Monarchie verbothen, wie sie es ohngefähr in einer armen Republik seyn würden, welche sich dadurch arm zu machen fürchten müßte. In der That war Spanien ungeachtet der Bergwerke der neuen Welt so arm, daß das Ministerium Philipps des IV sich genöthiget sahe Münze von Kupfer zu schlagen, welcher man beynahe einen eben so hohen Werth gab als der silbernen Münze. Der Besitzer

von

von Mexico und Peru mußte falsches Geld schlagen, die Schulden des Staats bezahlen zu können. Man wagte es nicht, wenn man dem weisen Gourville glauben darf, persönliche Auflagen zu machen; weil weder die Bürger noch die Landleute Hausgeräthe hatten, und also nimmermehr zur Bezahlung hätten können gezwungen werden. Dieses war der Zustand Spaniens und gleichwohl legte es, als es mit dem deutschen Reiche vereiniget war, ein sehr fürchterliches Gewicht in die Wagschale von Europa.

* *

Von Portugall.

Portugall ward damals wieder zum Königreiche. Johann, Herzog von Braganza, ein Prinz, der für schwach gehalten wurde, hatte dieses Reich einem Könige entrissen, der noch schwächer war als er. Die Portugiesen trieben den Handel aus Nothwendigkeit, welchen die Spanier aus Stolz unterliessen. Sie verbanden sich im Jahre 1641 mit Frankreich und Holland wider Spanien. Diese Veränderung mit Portugall war Frankreich zuträglicher, als ihm die größten Siege hätten seyn können. Das französische Ministerium, welches zu dieser Begebenheit nichts beygetragen hatte, zog ohne Mühe den größten Vortheil davon, den man über seinen Feind erlangen kann, diesen nämlich, ihn von einer unversöhnlichen Macht angefallen zu sehen.

Portugall, welches das spanische Joch abschüttelte, seine Handlung erweiterte und seine Gewalt vermehrte, bringt uns Holland in die Gedanken, welches eben diese Vortheile, auf eine ganz andere Art, genoß.

* *

Von Holland.

Dieser kleine Staat der sieben vereinigten Provinzen, ein unfruchtbares und ungesundes Land, welches das Meer fast überschwemmte, war beynahe seit einem halben Jahrhunderte vielleicht das einzige Beyspiel auf der Welt, wieviel die Liebe zur Freyheit und eine unermüdete Arbeit auszurichten fähig sind. Dieses arme und wenig zahlreiche Volk, welches weit weniger als die schlechtesten spanischen Truppen zum Kriege abgerichtet war, und fast für nichts in Europa gerechnet wurde, widerstand aller Gewalt ihres Herren und ihres Wüthrichs Philipps des II, machte die Unternehmungen verschiedner Fürsten zunichte, welche ihnen beystehen wollten, um sie zu unterdrücken, und gründete eine Macht, welche, wie man gesehen hat, der ganzen spanischen Gewalt das Gleichgewicht gehalten hat. Die Verzweifelung, zu welcher sie die Tyranney brachte, hatte sie zuerst bewaffnet: die Freyheit hatte ihren Muth erhoben, und die Prinzen des Hauses Oranien hatten vortreffliche Soldaten aus ihnen gemacht. Kaum hatten sie über ihre Herren gesiegt, als sie eine Art einer Regierung aufrichteten, welche,

welche, so viel als möglich, die Gleichheit, das natürlichste Recht der Menschen, erhält.

Die Annehmlichkeit dieser Regierung und die Duldung aller Arten des Gottesdienstes, welche vielleicht anderwärts gefährlich seyn würde, hier aber nothwendig war, bevölkerte Holland mit einer Menge von Fremden, besonders von Wallonen, welche die Inquisition in ihrem Vaterlande verfolgte, und die aus Sklaven Bürger wurden.

Die herrschende calvinische Religion in Holland trug auch zu seiner Macht nicht wenig bey. Dieses damals so arme Land würde weder die Pracht der Prälaten haben aushalten, noch die geistlichen Orden versorgen können. Diese Gegend, welche Menschen brauchte, konnte unmöglich diejenigen aufnehmen, welche sich durch einen Eid verpflichten, das menschliche Geschlecht, so viel an ihnen ist, untergehen zu lassen. England diente zum Beyspiele, welches um ein Dritttheil bevölkerter war, seitdem die Diener des Altars die Annehmlichkeiten des Ehestandes genossen, und die Hoffnungen der Familien nicht mehr in die Ehelosigkeit der Klöster vergraben wurden.

Unterdessen da die Holländer diese neue Regierung, mit gewaffneter Hand, aufrichteten, unterstützten sie es durch die Handlung. Sie giengen in das Innerste Asiens, eben diese Herren anzufallen, welche sich damals die Entdeckungen der Portugiesen zu Nutze machten. Sie nahmen ihnen die Inseln weg, wo die kostbaren Spezereyen wachsen, welches eben so wirkliche Schätze, als die Schätze aus Peru, sind, und deren Anbauung der Gesundheit eben so zuträg-

 lich,

lich, als die Arbeit in den Bergwerken den Menschen tödtlich ist.

Die ostindische Gesellschaft, welche 1602 errichtet wurde, gewann schon im Jahre 1620 drey hundert Procent. Dieser Gewinst vermehrte sich jährlich. Im Kurzen ward diese Gesellschaft von Kaufleuten eine fürchterliche Macht, und baute in der Insel Java, die Stadt Batavia, die schönste Stadt in Asien, und der Mittelpunkt der Handlung, in welcher mehr als fünf tausend Chineser wohnen, und alle Nationen der Welt zusammenkommen. Die Gesellschaft kann daselbst dreyßig Kriegsschiffe, jedes von vierzig Canonen, ausrüsten, und wenigstens zwanzig tausend Mann ins Feld stellen. Ein bloßer Kaufmann, wenn er Statthalter in dieser Colonie ist, erscheint in der Pracht der größten Könige, ohne daß dieser asiatische Stolz die haushältrische Einfalt in Europa verdirbt. Diese Handlung und diese Haushaltung machten die sieben Provinzen groß.

Antwerpen, welches so lange Zeit geblühet, und die Handlung von Venedig verschlungen hatte, war nichts mehr, als eine Wüsten. Amsterdam dargegen, der Beschwerlichkeiten seines Hafens ungeachtet, ward das Magazin der Welt. Ganz Holland bereicherte und verschönerte sich durch unermeßliche Arbeiten. Das Wasser des Meers ward durch die gedoppelten Dämme zurück gehalten. Die in allen Städten gegrabenen Canäle wurden mit Steinen ausgesetzt, die Gassen wurden breite steinerne Brücken, die mit großen Bäumen gezieret waren. Die mit Waaren beladenen Barken landeten an den Thüren der Privatpersonen an, und nie werden die Fremden

ermüden,

ermüden, die besondere Vermischung zu bewundern, welche durch die Gipfel der Bäume, durch die Dächer der Häuser, und die Fahnen der Schiffe entstehet, und auf einmal an einem Orte den Anblick des Meers, der Stadt und des Landes schenket.

Dieser Staat, von einer ganz neuen Beschaffenheit, war seit seiner Stiftung sehr genau an Frankreich verbunden; sie hatten gleiches Interesse und gleiche Feinde. Heinrich der Große und Ludewig der XIII waren seine Bundsgenossen und Beschützer gewesen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Von England.

England, welches weit mächtiger war, verlangte die Oberherrschaft auf dem Meere, und maßte es sich an, unter den europäischen Mächten ein Gleichgewicht zu erhalten. Doch Carl der I, welcher seit 1625 regierte, konnte nichts weniger als die Wucht dieses Gleichgewichts erhalten, der Zepter entfiel vielmehr unvermerkt seinen Händen. Er hatte seine Gewalt in England unabhängig von den Gesetzen machen, und in Schottland die Religion verändern wollen. Er war zu halsstarrig, seinen Vorsatz fahren zu lassen, und zu schwach, ihn auszuführen. Er war ein guter Ehemann, ein guter Herr, ein guter Vater, ein ehrlicher Mann; aber ein übelberathener Monarche. Er vermengte sich in einen bürgerlichen Krieg, der ihn um die Krone und um das Leben

brachte, welches er auf einem Schafot, durch eine fast unerhörte Empörung, verlieren mußte.

Dieser bürgerliche Krieg, welcher sich während der Minderjährigkeit Ludewigs des XIV anfing, verhinderte England eine Zeit lang, an den Angelegenheiten seiner Nachbarn Theil zu nehmen. Es verlohr sein Ansehen mit seinem Glücke. Sein Handel ward unterbrochen, und die andern Völker glaubten es unter seinen Ruinen begraben zu seyn, als es auf einmal unter der Herrschaft des Cromwells fürchterlicher, als jemals, wurde. Dieser machte es sich unterwürfig, indem er das Evangelium in der einen, den Degen in der andern Hand, und die Larve der Religion auf dem Gesichte trug; er welcher mit den Eigenschaften eines großen Königs, alle Laster eines unrechtmäßigen Besitzers bedeckte.

* *

Von Rom.

Dieses Gleichgewicht, welches England unter den Königen, durch seine Gewalt, zu erhalten sich lange geschmeichelt hatte, suchte Rom durch seine Staatsklugheit zu behaupten. Italien war damals, wie jetzo, in verschiedene Oberherrschaften vertheilet. Die Oberherrschaft, welche der Pabst besitzt, ist groß genug, ihn als einen Fürsten ansehnlich zu machen, viel zu klein aber, ihn fürchterlich zu machen. Die Art der Regierung taugt nicht sein Land volkreich zu machen, welches übrigens wenig Geld und Handlung

lung hat. Sein geistliches Ansehen, allezeit mit ein wenig weltlichem vermischt, ist in der Hälfte der Christenheit vernichtet und verabscheuet; und wann er in der andern Hälfte als ein Vater angesehen wird, so hat er Kinder, welche ihm manchmal mit Rechte und gutem Fortgange widerstehen. Der Grundsatz Frankreichs ist, ihn als eine geheiligte Person zu betrachten, die aber oft zu viel unternimmt; der man die Füße küssen, und die Hände manchmal binden muß. Man sieht noch in allen katholischen Ländern die Spuren der Schritte, welche der römische Hof ehemals zur allgemeinen Monarchie gethan hat. Alle katholische Prinzen schicken dem Pabste, bey ihrer Huldigung, Gesandtschaften, welche man Obedientias nennt. Jede Krone hat in Rom einen Kardinal, welcher den Namen eines Protectors annimmt. Der Pabst giebt allen Bischöfen ihre Bullen, und drückt sich darinnen so aus, als ob er ihnen diese Würde aus eigner Gewalt ertheilte. Alle wälsche, spanische, niederländische, und auch so gar einige französische Bischöfe, nennen sich Bischöfe durch Gottes und des heiligen Stuhls Zulassung. Es ist kein Reich, in welchem nicht verschiedne Beneficia von seiner Ernennung abhingen. Er bekommt, als einen Tribut, die Einkünfte des ersten Jahres der consistorial Beneficien.

Die Ordensleute, deren Häupter in Rom ihren Sitz haben, sind eben so viel unmittelbare Unterthanen des Pabsts, die in allen Staaten zerstreuet sind. Die Gewohnheit, welche alles vermag und die Ursache ist, daß die Welt eben sowohl durch Misbräuche als durch Gesetze regiert wird, hat den Fürsten nicht allezeit erlaubt, einer Gefahr gänzlich abzuhelfen,

sen, welche dazu mit nützlichen und heiligen Sachen verknüpft ist. Einem andern als seinem Oberherren den Eid ablegen, ist bey einem Layen ein Verbrechen der beleidigten Majestät; in dem Kloster ist es eine gottesdienstliche Handlung. Die Schwierigkeit zu wissen, wie weit man diesem fremden Oberherren gehorchen müsse, die Leichtigkeit sich verführen zu lassen, das Vergnügen ein natürlich Joch abzuschütteln, um sich unter eines zu begeben, das man sich selbst erwählet hat, der Geist des Aufruhrs, das Unglück der Zeiten, haben nur allzu oft ganze geistliche Orden verleitet, dem römischen Hofe wider ihr Vaterland zu dienen.

Der aufgeklärte Geist, welcher seit einem Jahrhunderte in Frankreich herrschet, und sich fast in allen Ständen ausgebreitet hat, ist das sicherste Mittel wider diesen Misbrauch gewesen. Die guten Bücher, welche man über diese Materie geschrieben hat, sind wahre den Völkern und den Königen erwiesene Dienste, und eine von den großen Veränderungen, welche sich, unter dem vierzehnten Ludewig, in unsern Sitten dadurch ereignet hat, ist die Ueberzeugung, in welcher alle Geistliche zu seyn anfangen, daß sie fürs erste Unterthanen des Königs, und alsdann Diener des Pabsts sind. Die Gerechtsamkeit, dieses wesentliche Zeichen der Oberherrschaft, ist noch bey dem päbstlichen Stuhle geblieben. Frankreich selbst, aller Freyheiten der gallischen Kirche ungeachtet, leidet es noch, daß man sich in geistlichen Fällen, als die letzte Zuflucht, auf den Pabst beruft.

Wenn man eine Ehe aufheben, wenn man eine nahe Anverwandtinn heirathen, wenn man sich von seinen

nen Gelübden lösen lassen will, so wendet man sich nach Rom, und nicht an seinen Bischof. In Rom werden die Gnadenbezeugungen geschätzt, und in Rom kaufen Privatpersonen aus allen Staaten Erlassungen, sie mögen kosten, was sie kosten.

Diese Vorzüge, welche von vielen als eine Folge der größten Misbräuche, und von andern als die Ueberbleibsel der heiligsten Rechte, angesehen werden, werden mit einer bewundernswürdigen Kunst erhalten. Rom wendet eben so viel Staatsklugheit an, sein Ansehen zu erhalten, als die römische Republik anwendete, die Hälfte der bekannten Welt zu erobern.

Nie hat ein Hof sich besser nach den Menschen und nach den Zeiten zu richten gewußt. Die Päbste sind meistens Italiener, welche in den Geschäfften grau geworden, und ohne Leidenschaften, welche sie verblenden könnten. Ihr Rath besteht aus Kardinälen, die ihnen gleichen, und alle von ebendemselben Geiste belebt werden. Aus diesem Rathe kommen Befehle, welche bis nach China und Amerika gehen; in diesem Verstande erstreckt er sich über die ganze Welt, und man kann das davon sagen, was ehemals ein Ausländer von dem römischen Senate sagte: ich habe eine Versammlung von Königen gesehen. Die meisten unsrer Schriftsteller haben sich mit Rechte wider den Stolz dieses Hofes aufgelegt; ich finde aber keinen unter ihnen, der ihm wegen seiner Klugheit habe Recht wiederfahren lassen. Ich weis nicht, ob eine andere Nation so lange Zeit so viel stets bestrittene Vorzüge, in Europa, würde erhalten haben. Jeder andre Hof würde sie vielleicht entweder aus Unbiegsamkeit, oder aus Weichlichkeit, entweder aus Lang-

samkeit oder aus Heftigkeit verlohren haben. Rom aber, welches fast stets Standhaftigkeit und Biegsamkeit zur rechten Zeit anzuwenden weis, hat alles erhalten, was es menschlicher Weise hat erhalten können. Kriechend sahe man es unter Carl dem V, schrecklich unserm Könige Heinrich dem III, bald Feind, bald Freund gegen Heinrichen den IV, schlau gegen Ludewigen den XIII, und dem XIVten Ludewig zeigte es sich offenbar entgegen, zu der Zeit, da er am meisten zu fürchten war. Oft ist es ein heimlicher Feind selbst der Kaiser gewesen, welchen es weniger als den türkischen Sultanen getrauet hat.

Einige Rechte, viele Ansprüche, und noch mehr Staatsklugheit: Dieses ist es alles, was jetzo noch in Rom von der alten Macht übrig ist, welche sechs Jahrhunderte vorher das römische Reich und ganz Europa der päbstlichen Krone unterwerfen wollte.

Neapel ist ein noch fortdaurender Beweis von dem Rechte, welches sich die Päbste vormals mit so vieler Kunst und Größe anzumaßen wußten, Königreiche zu machen und zu verschenken. Allein der König in Spanien, Besitzer dieses Staats, ließ dem römischen Hofe nichts, als die Ehre und die Gefahr, einen allzu mächtigen Vasall zu haben.

Von

* *

Von den übrigen Theilen Italiens.

Uebrigens war der päbstliche Staat in einer glücklichen Ruhe, welche durch nichts war unterbrochen worden, als durch einen kleinen Krieg zwischen den Kardinälen Barberini, den Nepoten des Pabsts Urbanus des VIII, und dem Herzoge von Parma; ein Krieg von kurzer Dauer, und wobey wenig Blut vergossen wurde, so wie man ihn von den neuen Römern erwarten konnte, deren Sitten nothwendig dem Geiste ihrer Regierung gemäß seyn müssen. Der Kardinal Barberini, der Urheber dieser Unruhen, zog an der Spitze seiner kleinen Armee mit Ablaßbriefen vorher. Die größte Schlacht, welche vorfiel, war zwischen vier bis fünf hundert Mann auf beyden Seiten. Die Festung Pirgaia ergab sich auf Gnade und Ungnade, als sie die Artillerie herbeykommen sahe. Diese Artillerie bestund aus zwo Feldschlangen. Gleichwohl waren zu Beylegung dieser Unruhen, welche nicht einmal einen Platz in der Geschichte verdienen, mehr Unterhandlungen nöthig, als wenn es einen Streit zwischen Rom und Karthago betroffen hätte. Man führt diese Begebenheit nur deßwegen an, daß man das Genie des heiligen Roms kennen lerne, welches alles mit Unterhandlungen beschließt, so wie das alte Rom alles mit Siegen beschloß.

Die übrigen Provinzen Italiens waren in ein verschiedenes Interesse verwickelt. Venedig fürchtete sich vor den Türken und vor dem Kaiser; kaum konnte es die Staaten in dem festen Lande wider die Ansprüche Deutschlands, und wider die Einfälle des Großsultans vertheidigen. Es war nicht mehr das Venedig, welches ehemals das Haupt der Handlung durch die ganze Welt war, und hundert und funfzig Jahre vorher die Eifersucht so vieler Könige erweckt hatte. Seine weise Regierung war immer noch ebendieselbe, seine große Handlung aber war zu nichte geworden, und hatte ihr also allen Nachdruck entzogen. Venedig war durch seine Lage nicht im Stande überwunden zu werden, und durch seine Schwäche nicht im Stande Eroberungen zu machen.

Der Staat von Florenz genoß der Ruhe und des Ueberflusses unter der Regierung der Medices. Die Wissenschaften, die Künste, die Artigkeit, welche die Medices hatten wachsen lassen, blühten noch. Florenz war damals in Italien, was Athen in Griechenland gewesen war.

Savoyen, welches der bürgerliche Krieg und die französischen und die spanischen Truppen verwüstet hatten, hatte sich nunmehr gänzlich mit Frankreich verbunden, und trug in Italien das Seine zur Schwächung des österreichischen Hauses bey.

Die Schweizer erhielten damals, wie jetzt, ihre Freyheit, ohne daß sie jemanden zu unterdrücken suchten. Sie verkauften ihre Truppen an ihre reichern Nachbarn; sie waren arm; sie wußten von den Wissenschaften und den Künsten nichts, welche Gemächlichkeit und Pracht erfanden; aber sie waren weise und glücklich.

Von

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Von den nordischen Staaten.

Die nordischen Völker Europens, Pohlen, Schweden, Dännemark, Moscau, waren, wie die übrigen Mächte, beständig im Mistrauen oder Krieg mit einander. Man sahe, wie noch jetzo, in Pohlen die Sitten und die Regierung der Gothen und Franken; einen erwählten König; Edelleute, welche an seiner Gewalt Theil nahmen; ein sklavisches Volk; eine schwache Infanterie; eine aus lauter Edelleuten bestehende Reiterey; keine befestigten Städte und fast gar keine Handlung. Dieses Volk wurde bald von den Schweden, bald von den Russen, bald von den Türken angefallen. Schweden, welches seiner Einrichtung nach noch freyerer ist, indem es sogar die Bauren mit unter die Reichsstände aufnimmt, damals aber seinen Königen folgsamer war als Pohlen, war beynahe überall Sieger. Dännemark, welches ehedem Schweden fürchterlich war, war es jetzo niemanden mehr. Moscau aber lag noch in seiner Barbarey.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Von den Türken.

Die Türken waren das nicht, was sie unter den Selims, den Mahomets und den Solimanns gewesen waren. Die Weichlichkeit verderbte das Serail, ohne die Grausamkeit daraus zu vertreiben. Die

Sultane waren zu gleicher Zeit die unumschränktesten, und die wegen ihres Throns und ihres Lebens am wenigsten gesicherten Beherrscher. Osman und Ibrahim waren durch den Strick gestorben. Mustapha war zweymal abgesetzt worden. Das durch die Erschütterungen schwankende türkische Reich, ward noch dazu von den Persern angefallen; so bald es aber die Perser zu Athem kommen ließen und die Unruhen in dem Serail zu Ende waren, ward dieses Reich der Christenheit sehr schrecklich; denn von dem Ausflusse des Dniepers an bis an die Staaten von Venedig sahe man, daß bald Moscau, bald Ungarn, bald Griechenland, bald die Inseln, eines nach dem andern, die Beute der türkischen Waffen wurden. Seit dem Jahre 1635 setzte es unabläßlich den der Christenheit so verderblichen Krieg wegen Candia fort. Dieses waren die Lage, die Stärke und das Interesse der vornehmsten europäischen Nationen, zur Zeit des Todes Ludewigs des XIII, Königs von Frankreich.

* *

Die Stellung, worinne sich Frankreich befand.

Frankreich, welches mit Schweden, Holland, Savoyen, Portugall verbunden war, und auch die Wünsche anderer Völker, welche in der Unthätlichkeit geblieben waren, vor sich hatte, führte gegen das Reich und Spanien einen Krieg, welcher beyde Theile schwächte und dem Hause Oesterreich verderblich war.

war. Dieser Krieg war allen denen gleich, welche seit so vielen Jahrhunderten zwischen den christlichen Potentaten geführt werden: es werden einige Millionen Menschen aufgeopfert, ganze Provinzen werden verwüstet, um einige kleine Gränzörter zu erhalten, deren Besitz niemals so viel werth ist, als was sie zu erobern gekostet haben.

Die Generale Ludewigs des XIII hatten Rußillon weggenommen. Die Catalonier hatten sich an die Kron Frankreich übergeben, als an die Beschützerinn ihrer Freyheit, die sie wider ihre Könige vertheidigten. Doch hatte aller dieser glückliche Fortgang die Feinde nicht verhindert, im Jahre 1637 Corbie einzunehmen, und bis nach Pontoise zu kommen. Die Furcht hatte die Hälfte der Einwohner aus Paris vertrieben, und der Kardinal von Richelieu ward, mitten unter seinen weitläuftigen Unternehmungen, die österreichische Macht zu demüthigen, genöthiget, die Thorwege in Paris zu schätzen, daß jeder einen Bedienten zum Kriege hergeben mußte, um die Feinde von den Thoren der Hauptstadt zurück zu treiben.

Die Franzosen hatten also den Spaniern und Deutschen nicht wenig Uebel erwiesen, und mußten eben so viel wieder ausstehen.

* *

Die Sitten damaliger Zeit.

Die Kriege hatten berühmte Generale hervorgebracht, einen Gustav Adolph, einen Wallenstein, einen Herzog von Weimar, einen Picolomini,

einen Johann von Vert, einen Marschall von Guebriant, die Prinzen von Oranien, den Grafen von Harcourt. Die Staatsminister hatten sich nicht weniger hervorgethan. Der Kanzler Ochsenstiern, der Graf Ducas Olivarez, vor allen aber der Kardinal von Richelieu hatten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. Es ist kein Jahrhundert, welches nicht Staatsleute und bekannte Krieger gehabt habe. Die Staatsklugheit und die Waffen scheinen unglücklicher Weise die zwey Handwerke zu seyn, welche den Menschen am natürlichsten sind; entweder sie unterhandeln sich, oder sie schlagen sich. Der Glücklichste wird für den Größten gehalten, und die Welt schreibt oft das den Verdiensten zu, woran niemand als das Glück Ursache ist.

Der Krieg ward nicht so geführet, wie wir gesehen haben, daß er zu Zeiten Ludewigs des XIV geführet wurde. Die Armeen waren nicht so zahlreich, und seit der Belagerung von Metz durch Carl den V hatte sich kein General an der Spitze von funfzig tausend Mann gesehen. Man belagerte und vertheidigte die Oerter mit weit weniger Canonen, als jetzo. Die Kunst zu befestigen war noch in ihrer Kindheit; die Picken und Doppelhaken waren noch im Gebrauch; man hatte die Vertheidigungswaffen noch nicht ganz abgelegt; es waren noch alte Völkergesetze übrig, wie zum Exempel das Gesetze, den Krieg durch einen Herold ankündigen zu lassen. Ludewig der XIII war der letzte, welcher diese Gewohnheit beobachtete. Er schickte einen Herold nach Brüssel den Krieg wider Spanien im Jahre 1635 anzukündigen.

Nichts

Nichts war damals gewöhnlicher, als daß Priester Kriegsheere anführten. Der Kardinal Infant, der Kardinal von Savoyen, Richelieu, la Valette, der Erzbischof von Bourdeaux, hatten den Harnisch angelegt und den Krieg in eigner Person geführt. Die Päbste drohten dann und wann diesen kriegerischen Priestern mit dem Banne. Pabst Urbanus der VIII, als er gegen Frankreich unwillig war, ließ dem Kardinal de la Valette sagen, er würde ihn der Kardinalswürde entkleiden, wenn er die Waffen nicht ablegte; doch kaum hatte er sich wieder mit Frankreich vereinet, als er ihn mit Segen überschüttete.

Die Abgesandten, welche eben so wenig Diener des Friedens als die Geistlichen waren, machten keine Schwierigkeit unter den Armeen der Bundsgenossen, bey welchen sie gebraucht wurden, Dienste zu thun. Der französische Abgesandte in Holland, Charnace, führte im Jahre 1637 daselbst ein Regiment an, und nach der Zeit war so gar der Gesandte von Estrade Oberster in ihren Diensten.

Frankreich hatte in allen nicht mehr als ungefähr achtzig tausend Mann wirklich auf den Beinen. Das Seewesen, welches seit Jahrhunderten ganz entkräftet lag, von dem Kardinal von Richelieu aber in etwas wieder hergestellt war, ward unter dem Mazarin zu Grunde gerichtet. Ludewig der XIII hatte nicht mehr als ungefähr dreyßig Millionen wirklicher Einkünfte; das Silber aber war die Mark zu sechs und zwanzig Livers, so daß diese dreyßig Millionen auf die sieben und funfzig Millionen jetziger Zeit ausmachen, da man den willkürlichen Werth einer Mark

Silbers bis auf neun und vierzig eingebildeter Livers gesteigert hat, ein so ausschweifender angenommener Werth, daß er unmöglich, wenn man der Gerechtigkeit und dem gemeinen Besten gemäß verfahren will, mehr erhöht werden kann.

Die heut zu Tage überall ausgebreitete Handlung war damals in sehr weniger Händen. Die Policey des Reichs ward gänzlich verabsäumet; ein sicherer Beweis einer unglücklichen Verwaltung. Der Kardinal Richelieu, welcher mit seiner eignen Größe, die er mit der Größe des Staats verknüpfte, beschäfftiget war, hatte angefangen Frankreich von außen fürchterlich zu machen, ohne daß er es von innen blühender hatte machen können. Die Landstraßen wurden weder ausgebessert noch beobachtet, die Räuber machten sie unsicher; selbst die Gassen in Paris waren enge, übel gepflastert, voller ekeln Unbequemlichkeiten und mit Spitzbuben angefüllt. Aus den Registern des Parlements sieht man, daß die ganze Wache in der Stadt ungefähr aus fünf und vierzig Leuten bestand, welche übel bezahlt wurden, und nicht einmal dienten.

Seit dem Tode des zweyten Franciscus, war Frankreich beständig entweder durch bürgerliche Kriege verheert oder durch Rotten beunruhiget. Niemals hatte man das Joch ruhig und willig getragen. Die Vornehmen waren in Verschwörungen erzogen worden, und diese machten die Kunst des Hofes aus, so wie sie sich hernach in die Kunst dem Könige zu gefallen, verwandelte.

Dieser Geist der Uneinigkeiten und Rotten war von dem Hofe bis in die kleinsten Städte gedrungen, und hatte alle Stände des Reichs eingenommen.

Man stritt sich über alles, weil nichts festgesetzt war; so gar die Kirchspiele in Paris wurden handgemenge. Die Proceßionen schlugen sich mit einander zu Ehren ihrer Baniere. Man sahe nicht selten die Canonici U. L. Fr. mit den Canonicis der heiligen Kapelle im Streit. Das Parlement und die Rechnungskammer prügelten sich in der Kirche wegen der Oberstelle, an dem Tage, den Ludewig der XIII dem Schutze der heiligen Jungfer übergab.

Beynahe alle Stände des Reichs waren bewaffnet, beynahe alle Privatpersonen wurden von der Wuth des Zweykampfes getrieben. Diese gothische Barbarey, welche vorher von den Königen selbst war gebilliget worden, und nun der Charakter der Nation geworden war, trugen eben so viel zu der Entvölkerung des Landes bey, als die innerlichen und auswärtigen Kriege. Man übertreibt nichts, wenn man saget, daß in zwanzig Jahren, wovon zehne der Krieg beunruhigte, mehr Franzosen von der Hand der Franzosen, als von der Hand der Feinde umkamen.

Man wird hier nichts von der Art gedenken, wie die Künste und Wissenschaften getrieben wurden; denn diesen Theil der Geschichte unsrer Sitten wird man an seinem Orte finden. Nur dieses muß man hier anmerken, daß die französische Nation in die Unwissenheit versunken war, ohne so gar diejenigen auszunehmen, welche nicht von dem Pöbel entsprossen zu seyn glaubten.

Man befragte die Sterndeuter, und glaubte ihnen. Alle Geschichtbücher dieser Zeiten, von der Historie des Thuanus anzufangen, sind mit Vorherverkündigungen angefüllt. Der ernsthafte Herzog von Sully

erzählt diejenigen in allem Ernste, welche dem vierten Heinrich geschahen. Diese Leichtgläubigkeit, der untrüglichste Beweis der Unwissenheit, war so durchgängig angenommen, daß man einen Sterndeuter neben dem Zimmer der Königinn Anna von Oesterreich, in dem Augenblicke der Geburt Ludewigs des XIV, verborgen hielt.

Was man kaum glauben wird, und was gleichwohl ein zeitverwandter Schriftsteller, welcher sehr wohl davon unterrichtet seyn konnte, erzählet, ist, daß Ludewig der XIII, von seiner Kindheit an, den Beynamen des Gerechten führte, weil er unter dem Zeichen der Waage gebohren war.

Eben die Schwachheit, welche den närrischen Aberglauben der Sterndeuterey in Schwang brachte, verursachte auch, daß man die Besitzungen und Zaubereyen glaubte. Man machte ein Stück der Religion daraus, und man sahe überall Priester, welche die Geister beschworen. Die Gerichte, welche mit Personen besetzt waren, die erleuchteter hätten seyn sollen, waren mit nichts als mit Hexenprocessen beschäfftigt. Man wird nie aufhören dem Andenken des Kardinals von Richelieu den Tod des berüchtigten Predigers zu Loudun, Urbans Grandier, welcher als ein Zauberer durch eine Commission des Staatsraths zum Feuer verdammt wurde, vorzuwerfen. Man muß sich ärgern, daß das Ministerium und die Richter die Schwachheit, an die Teufel zu Loudun zu glauben, und die Grausamkeit gehabt haben, einen Unschuldigen der Flamme aufzuopfern. Die letzte Nachwelt wird noch mit Erstaunen daran gedenken, daß die Marschallin von Ancre auf

dem

dem öffentlichen Gerichtsplatze, als eine Hexe verbrannt worden; daß der Rath Courtin, dieses unglückliche Frauenzimmer bey dem Verhöre gefragt, welcher Zauberey sie sich bedient habe;. den Geist der Medicis nach ihrem Willen zu lenken; daß ihm die Marschallin geantwortet: Ich habe mich der Gewalt bedient, welche starke Geister über schwache Geister haben; und daß endlich diese Antwort ihr Todesurtheil beschleuniget.

In einer Abschrift einiger Register des Chatelets findet man noch einen Proceß von 1601, wegen eines Pferdes, welches sein unermüdeter Herr, ungefähr so abgerichtet hatte, wie man jetzt dergleichen auf den Jahrmärkten sieht. Man wollte den Herrn mit samt dem Pferde, als Hexenmeister, verbrennen.

Dieses mag genug seyn, die Sitten und den Geist des Jahrhunderts, welches vor dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV vorhergieng, überhaupt zu erkennen zu geben.

Dieser Mangel der Einsichten, welcher allen Ständen gemein war, unterhielt bey den ehrlichsten Leuten abergläubische Gebräuche, welche die Religion schändeten. Die Calvinisten verwechselten mit dem vernünftigen Gottesdienste der Katholiken, die Misbräuche dieses Gottesdienstes, und wurden dadurch in dem Hasse gegen unsere Kirche immer mehr und mehr befestigt. Sie setzten den Aberglauben des Pöbels, welcher oft voller Ausschweifungen der Unmäßigkeit war, ein bittre Härte und wilde Sitten entgegen, welches der Charakter fast von allen Kirchenverbeßrern ist. Frankreich ward also durch den Geist der Parteylichkeit auf das schändlichste zer-

rissen; und der gesellschaftliche Geist, welcher dieses Volk jetzo so berühmt und liebenswürdig macht, war gänzlich unbekannt. Da sahe man keine Häuser, wo sich Leute von Verdiensten versammelten, ihre Einsichten einander mitzutheilen; keine Akademien; keine Schauplätze. Kurz, Sitten, Gesetze, Künste, Wissenschaften, Religion, Friede und Krieg hatten nichts von dem, was man in dem Jahrhunderte sahe, welche wir das Jahrhundert Ludewigs des XIV nennen.

* *

Zweytes Hauptstück.

Ludewigs des XIV Minderjährigkeit. Siege der Franzosen unter dem großen Conde, damaligen Herzog von Enguien.

Der Kardinal von Richelieu und Ludewig der XIII waren gestorben; der eine wurde bewundert und gehaßt, der andere war schon vergessen. Sie hatten den Franzosen, welche damals sehr unruhig waren, Abscheu gegen das Ministerium, und wenig Ehrfurcht für den Thron hinterlassen. Ludewig der XIII richtete in seinem Testamente einen Rath auf, welcher die Regierung verwalten sollte. Dieser Monarche, welchem man bey seinem Leben wenig gefolget hatte, schmeichelte sich,

daß

daß es nach seinem Tode eher geschehen würde; das erste aber, was seine Wittwe Anna von Oesterreich that, war dieses, daß sie durch einen Schluß des Parlements zu Paris den letzten Willen ihres Mannes für nichtig erklären ließ. Das Parlement war schon seit langer Zeit dem Hofe entgegen, und hatte unter Ludewigen kaum die Freyheit behalten Gegenvorstellungen thun zu dürfen; es hob also das Testament seines Königs mit eben der Leichtigkeit auf, mit welcher es etwa eine Streitsache zwischen gemeinen Bürgern würde entschieden haben. Anna von Oesterreich wendete sich an diese Versammlung, um eine uneingeschränkte Regierung zu erhalten; weil sich Maria von Medicis nach dem Tode Heinrichs des IV gleichfalls dieses Tribunals bedient hatte, und ihr also hierinne vorgegangen war; und weil jeder andere Weg ungewiß und langweilig würde gewesen seyn, das von den Wachen umringte Parlement aber ihrem Willen nicht widerstehen konnte, und ein Schluß, welchen das Parlement und die Pairs ergehen ließen, das unwidersprechlichste Recht festzusetzen schien *.

Die

* Riencourt in seiner Historie Ludewigs des XIV ist so unverständig, daß er vorgiebt, das Testament Ludewigs des XIII sey durch das Parlement bestätiget worden. Was diesen Schriftsteller mag irre gemacht haben, ist dieses, daß Ludewig der XIII die Königinn in der That zur Regentin erkläret hatte, und dieses wurde bestätiget: er hatte aber ihr Ansehen eingeschränkt, und dieses wurde umgestoßen.

Die Gewohnheit, welche den Müttern der Könige die Verwaltung der Regierung zugesteht, schien den Franzosen damals eben sowohl ein Grundgesetz, als dasjenige, welches die Weibespersonen von der Krone ausschließt. Das Parlement von Paris, welches nunmehr schon zweymal diesen Punkt entschieden hatte, und einzig und allein dieses Recht der Mütter durch seine Schlüsse festgestellet hatte, schien die Verwaltung der Regierung eigenmächtig ertheilt zu haben. Es sahe sich, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, als den Vormund der Könige an, und jeder Parlementsrath glaubte ein Theil der Oberherrschaft zu seyn.

Anna von Oesterreich war anfangs genöthigt den Krieg wider den König von Spanien, den IVten Philipp, ihren Bruder, welchen sie liebte, fortzusetzen. Es ist schwer eigentlich zu sagen, warum man diesen Krieg führte. Man verlangte nichts von Spanien, auch nicht einmal Navarra, welches doch das väterliche Erbtheil der Könige von Frankreich hätte seyn sollen. Man schlug sich seit 1635 herum, weil es der Kardinal von Richelieu so haben wollte. Frankreich und Schweden griffen auch den Kaiser an; die Stärke des Krieges aber war um diese Zeit auf der Seite von Flandern. Die spanischen Truppen rückten aus dem Hennegauischen, an die 26000 Mann stark, unter der Anführung eines alten versuchten Generals, mit Namen Don Francisco de Melos. Sie verwüsteten die Gränzen von Champagne; sie fielen Rocroy an, und hofften gar bald bis vor die Thore von Paris zu dringen, wie sie es acht Jahr vorher gethan hatten. Der Tod Ludewigs

wigs des XIII, die Ohnmacht einer Minderjährigkeit machten ihre Hoffnung noch stärker, und als sie sahen, daß man ihnen nichts als eine Armee entgegenstellte, welche an Anzahl viel geringer war, und von einem Jünglinge von 21 Jahren angeführet wurde, so verwandelte sich ihre Hoffnung in Sicherheit.

Dieser unerfahrne Jüngling, welchen sie so verachteten, war Ludewig von Bourbon, damaliger Herzog von Enghien, welcher hernach unter dem Namen des großen Conde bekannt ward. Die meisten großen Feldherren sind es stufenweise geworden. Dieser Prinz war als General gebohren; die Kriegskunst schien bey ihm ein natürlicher Trieb zu seyn; und in ganz Europa war nur er, und der schwedische Torstenson, welche im zwanzigsten Jahre den Geist hatten, der alle Erfahrung entbehren kann.

Der Herzog von Enghien hatte mit der Nachricht von dem Tode Ludewigs des XIII den Befehl erhalten, keine Schlacht zu wagen. Der Marschall von Hopital, welcher ihm zum Rathgeber und Führer beygegeben war, unterstützte diese furchtsamen Befehle durch seine Vorsichtigkeit. Der Prinz glaubte weder dem Hofe noch dem Marschalle; er vertraute sein Vorhaben niemanden als dem Feldmarschall Gassion, ein Mann, welcher es werth war, von ihm zu Rathe gezogen zu werden, und beyde zwungen den Marschall, daß er die Schlacht selbst für nöthig erkennen mußte.

Man hat angemerkt, daß der Prinz die Nacht vor dem Treffen, nachdem er den Abend zuvor alles in Ordnung gebracht hatte, so fest geschlafen, daß

man

man ihn, als es Zeit zum Angriffe war, aufwecken mußte. Man erzählet eben dieses von dem Alexander. Es ist natürlich, daß ein junger Mensch, von den Anordnungen, welche ein so wichtiger Tag erfordert, entkräftet, in einen tiefen Schlaf verfällt; und eben so natürlich ist es, daß ein zum Kriege gebohrner Geist alles, ohne sich zu beunruhigen, verrichtet, und also gesetzt genug bleibt, ungestört zu schlafen. Der Prinz gewann die Schlacht durch sich selbst, durch seinen Blick, welcher die Gefahr und die Mittel dagegen zugleich sahe, durch seine Thätigkeit, welche von aller Verwirrung frey war, und ihn an alle Orte zu rechter Zeit brachte. Er war es, welcher mit der Reiterey das bisher unüberwindliche spanische Fußvolk angriff, welches so stark und gedrungen war, als nur immer der berühmte alte Phalanx gewesen ist, und sich mit einer Geschwindigkeit, welche der Phalanx nicht hatte, eröffnete, das Feuer von 18 Canonen durchzulassen, welche es mitten in sich schloß. Der Prinz umringte sie, und griff sie dreymal an. Kaum war er Sieger, als er das Niedermetzeln aufhören ließ. Die spanischen Officiere warfen sich zu seinen Füßen, um bey ihm eine Zuflucht gegen die Wuth des siegenden Soldatens zu finden. Der Herzog von Enghien wandte eben so viel Sorgfalt an sie zu schonen, als er sie zu überwinden angewendet hatte.

Der alte Graf Fuentes, welcher das spanische Fußvolk anführte, starb, von unzähligen Hieben verwundet. Conde, als er es erfuhr, sagte: er wünschte wie er gestorben zu seyn, wenn er nicht gesiegt hätte.

Die Hochachtung, welche man noch in Europa für die spanischen Waffen hatte, fiel nunmehr gänzlich, und man fing an die französischen Waffen zu schätzen, welche, seit hundert Jahren, keine so merkwürdige Schlacht gewonnen hatten; denn der blutige Sieg bey Marignano, welchen Franciscus der erste mehr streitig machte als gewann, war eben sowohl ein Werk der deutschen schwarzen Banden, als der französischen Truppen.

Die Schlachten bey Pavia und S. Quentin waren noch dem Ruhme Frankreichs sehr nachtheilige Zeitpunkte. Heinrich der IV hatte das Unglück gehabt, nur über sein eigen Volk ansehnliche Vortheile davon zu tragen. Unter dem XIIIten Ludewig hatte der Marschall von Guebriant einigen glücklichen Fortgang gehabt, welchem aber immer anderweitige Verluste das Gleichgewicht hielten. Große Schlachten, welche die Staaten erschüttern, und auf ewig in dem Gedächtnisse der Menschen bleiben, hatte zu dieser Zeit niemand als Gustav Adolph geliefert.

Diese Schlacht bey Rocroy ward der Zeitpunkt, bey welchem sich der Ruhm Frankreichs wie der Ruhm des Prinzen von Conde anfing. Er wußte zu siegen, und sich des Sieges zu bedienen. Seine Briefe, die er an den Hof schrieb, machten, daß man die Belagerung von Diedenhofen beschloß, welche der Kardinal von Richelieu noch nicht hatte wagen wollen, und als seine Curiers wieder zurückkamen, so fanden sie schon alles zu diesem Unternehmen in Bereitschaft.

Der Prinz von Conde gieng mitten durch das feindliche Land, betrog die Wachsamkeit des General

Beck,

Beck, und nahm endlich Diedenhofen ein *. Von hier eilte er zu der Belagerung von Sirke, und machte sich davon Meister. Er zwang die Deutschen wieder über den Rhein zurück zu gehen, gieng hernach selbst darüber, und ersetzte den Verlust und die Niederlage, welche die Franzosen in dieser Gegend nach dem Tode des Marschalls von Guebriant erlitten hatten. Er fand Freyburg schon eingenommen, und den General Mercy mit einer Armee vor ihren Mauren, welche der seinigen weit überlegen war. Conde hatte zweene Marschalle von Frankreich unter sich, den Marschall von Gramont nämlich, und den Vicomte von Turenne, welcher damals schon für einer der geschicktesten Feldherren seiner Zeit gehalten, und so gar mit dem Marschall von Guebriant verglichen wurde.

Mit diesen griff er das Lager des Generals Mercy an, welches an zwo Anhöhen verschanzt lag **. Das Treffen fing sich dreymal an drey verschiedenen Tagen an. Man sagt, der Herzog von Enghien habe seinen Commandostab in die feindlichen Verschanzungen geworfen, ihn mit dem Degen in der Faust an der Spitze des Regiments von Conty wieder zu holen. Solche kühne Handlungen waren vielleicht nothwendig, um die Truppen zu so gefährlichen Angriffen zu führen. Diese Schlacht bey Freyburg, welche blutiger als entscheidend war, ward für den zweyten Sieg dieses Prinzen gerechnet. Mercy brach den vierten Tag hernach mit seinem Lager auf. Die Uebergabe von Philippsburg und Maynz war der Beweis und die Frucht des Sieges.

Das

* Den 8. August 1643.

** Den 31 August 1644.

Das folgende Jahr lieferte er die Schlacht bey Allernheim in der Ebene von Nördlingen *. Gramont und Turenne commandirten damals noch unter ihm. Mercy und Glene waren an der Spitze der feindlichen Armee. Der Sieg der Franzosen war vollständiger und nicht weniger blutig, als bey Freyburg. Der Marschall von Gramont ward zum Kriegsgefangenen gemacht; Mercy aber blieb, und Glene ward auch gefangen. Jener, welcher unter die größten Feldherren gerechnet zu werden verdienet, ward auf dem Schlachtfelde begraben, und man setzte auf sein Grabmaal die lateinische Ueberschrift: Sta, Viator, Heroem calcas. Stehe stille, Wanderer! du trittst einen Helden mit Füßen.

Der Prinz belagerte ** hierauf, im Angesichte der spanischen Armee, Dünkirchen, und er war der erste, welcher diesen Platz an Frankreich brachte.

So viel Fortgang und so viel Verdienste, welche ihm mehr Verdacht als Belohnung bey Hofe zuwege brachten, machten ihn dem Ministerio eben so fürchterlich, als den Feinden. Man nahm ihn von dem Schauplatze seiner Siege und seines Ruhmes, und schickte ihn nach Catalonien mit übel bezahlten Truppen; wo er Lerida belagerte, und genöthiget ward, die Belagerung aufzuheben. Man giebt ihm in verschiedenen Büchern eine Großthuerey schuld, weil er die Laufgraben unter dem Klange der Geigen eröffnen ließ ***; und man weiß nicht, daß dieses der Gebrauch damals in Spanien war.

Das

* Den 3 August 1645. ** Den 7 October 1646.
*** Im Jahre 1647.

Das umschlagende Glück nöthigte den Hof gar bald, ihn wieder nach Flandern zurück zu rufen. Der Erzherzog Leopold, der Bruder des Kaisers, belagerte Lens in der Grafschaft Artois. Als Conde seinen Truppen wieder gegeben war, welche beständig unter ihm gesieget hatten, so führte er sie gerade auf den Erzherzog los. Dieses war das dritte mal, daß er, mit weniger Mannschaft als der Feind, schlug. Er sagte zu seinen Soldaten nichts als diese Worte: Freunde, gedenkt an Rocroy, an Freyburg und an Nördlingen. Diese Schlacht bey Lens machte seinen Ruhm vollkommen.

Er löste selbst den Marschall von Gramont aus, indem er den General Beck gefangen nahm. Kaum daß der Erzherzog mit dem Grafen von Fuensaldagne davon kam *. Die Kaiserlichen und die Spanier, aus welchen diese Armee bestand, wurden zerstreuet; sie verloren mehr als hundert Fahnen, und dreyhundert und acht Kanonen; welches damals was sehr ansehnliches war. Man machte fünf tausend von ihnen zu Gefangenen, drey tausend tödtete man, und der Rest gieng durch, so, daß der Erzherzog gänzlich ohne Armee blieb.

Indessen, daß Prinz von Conde ** die Jahre seiner Jugend nach Siegen zählte, und der Bruder Ludwigs des XIII, der Herzog von Orleans, die Ehre eines Sohnes Heinrichs des IVten, und die Ehre Frankreichs, durch die Einnahmen der Festungen Grevelingen, Courtray und Mardyck, vertheidigte;

* Den 20 August 1648.
** Sein Vater starb 1646.

digte *; hatte der Vicomte von Turenne Landau eingenommen, die Spanier aus Trier verjagt, und den Churfürsten wieder eingesetzet **.

Er gewann mit den Schweden die Schlachten bey Lauingen, und Sommershausen, und zwang den Churfürst von Bayern, beynahe im 80ten Jahre seines Alters, aus seinen Staaten zu weichen ***.

Der Graf von Harcourt nahm Bologne ein †, und schlug die Spanier. In Italien verloren sie Portolongone.

Zwanzig französische Schiffe und zwanzig Galeeren, in welchen beynahe die ganze Seemacht bestand, wie sie Richelieu dem Reiche wieder hergestellet hatte, schlugen die spanische Flotte an den Küsten Italiens ††.

Dieses war noch nicht alles. Die französischen Waffen hatten dem Herzoge, Carl dem IVten, Lothringen weggenommen. Dieser Herzog war ein tapferer Soldat, aber unbeständig, unvorsichtig und unglücklich, welcher sich mit einmal von Frankreich seiner Länder beraubet, und von den Spaniern als ein Gefangener zurück behalten sahe.

Die französischen Bundsgenossen bestürmten die österreichische Macht gegen Mittag und gegen Mitternacht.

* Im Monat Julius 1644.
** Im November 1644.
*** Im November 1647.
† Im Jahre 1645.
†† Im Jahre 1646.

Der portugiesische General, der Herzog von Albuquerque, gewann gegen die Spanier die Schlacht bey Badajox *.

Torstenson schlug die Kaiserlichen bey Tabor, und trug einen völligen Sieg davon **.

Der Prinz von Oranien, welcher an der Spitze der Holländer war, drang bis in das Brabantische.

Der König von Spanien, welcher auf allen Seiten geschlagen wurde, sah Roußillon und Catalonien in den Händen der Franzosen ***. Neapel hatte wider ihn einen Aufstand erreget, und sich an den Herzog von Guise ergeben, dem letzten Prinzen von diesem Aste des an berühmten und gefährlichen Männern so fruchtbaren Hauses. Dieser, welchen man für nichts als für einen Tollkühnen, welcher auf Abentheure ausgieng, ansah, weil er nicht glücklich war, hatte wenigstens die Ehre gehabt, ganz allein in einer Barke, mitten unter der spanischen Flotte, anzulanden, und Neapel einzig durch seine Tapferkeit ohne andern Beystand zu vertheidigen.

Bey so vielem Unglücke, welches auf das österreichische Haus stürmte, bey so gehäuften Siegen der Franzosen, welche von dem glücklichen Fortgange ihrer Bundesgenossen unterstützet wurden, hätte man glauben sollen, daß Wien und Madrid alle Augenblicke ihre Thore eröffnen würden, weil der Kaiser und der König von Spanien beynahe ohne Länder waren. Gleichwohl brachten fünf Jahre voller Ruhm

* Im Monat May 1644.
** Im März 1645.
*** Im Jahre 1647.

Ruhm, welcher mit sehr wenig Widerwärtigkeiten untermengt gewesen war, sehr wenig wesentliche Vortheile zuwege. Viel Blut war vergossen worden, Veränderungen aber erfolgten nicht. Wenn ja eine zu befürchten war, so war es auf Seiten Frankreichs, welches mitten unter seinem anscheinenden Glücke dem Untergange nahe war.

* *

Drittes Hauptstück.

Bürgerliche Kriege.

Die Königinn Anna von Oesterreich, als unumschränkte Regentinn, hatte den Kardinal Mazarin zum Herrn von Frankreich und zu dem ihrigen gemacht. Er hatte diejenige Herrschaft über sie, welche ein geschickter Mann über eine Frau haben mußte, welche mit genugsamer Schwachheit, sich regieren zu lassen, und mit hinlänglicher Standhaftigkeit, auf ihrer Wahl zu bestehen, gebohren war.

Ob diese Königinn durch ihr Herz oder durch ihre Staatsklugheit zu dieser Wahl gebracht worden, dieses hat man niemals erfahren können, und auch die Scharfsichtigsten werden sich umsonst bemühen, es zu ergründen. Mazarin bediente sich Anfangs seiner Gewalt sehr mäßig. Man müßte lange Zeit mit einem Minister gelebet haben, wenn man bestimmen wollte, welchen Grad der Schwachheit oder Stärke sein Geist gehabt habe, und wie weit seine Klugheit

oder seine Betrügerey gegangen sey. Ohne also errathen zu wollen, was Mazarin war, wollen wir bloß sagen, was er gethan hat. Er bestrebte sich im Anfange seiner Größe eben so viel Einfalt sehen zu lassen, als Richelieu Hoheit gezeiget hatte. Er nahm keine Wachen an, er zog mit keiner königl. Pracht einher, und hatte zuerst ein sehr mäßiges Gefolge. Er brachte aller Orten Redseligkeit, ja sogar Weichlichkeit an, wo sein Vorfahrer nichts als unbeweglichen Stolz an Tag geleget hatte. Die Königinn wollte ihre Regentschaft und ihre Person dem Hofe und dem Volke beliebt machen, und es gelang ihr. Gaston, Herzog von Orleans, und Bruder Ludwigs des XIII, nebst dem Prinzen von Conde unterstützten ihre Gewalt, und ihre Eifersucht, gieng auf nichts, als dem Staate zu dienen.

Es waren Auflagen nöthig, den Krieg wider Spanien und das Reich fortzusetzen. Man ordnete einige an, welche in der That, wenn man sie mit dem vergleicht, was wir hernach haben bezahlen müssen, sehr mäßig waren, für die Bedürfnisse der Monarchie aber auch nirgends zureichen wollten.

Das Parlement *, welches im Besitze war, die Ausschreibungen dieser Auflagen zu bekräftigen, setzte sich dem Edicte des Tarifs heftig entgegen, und erlangte durch die Widersprüche, womit es das Ministerium ermüdete, das Vertrauen des Volkes.

Endlich brachten zwölf neugemachte Requetenmeisterstellen, und ungefähr 80000 Thaler, welche den Obercollegiis zurück behalten wurden, alle Gerichtspersonen, und mit den Gerichtspersonen ganz Paris auf.

* Im Jahre 1647.

auf. Was heut zu Tage kaum den Stoff zu einer Zeitung geben würde, erregte damals einen bürgerlichen Krieg.

Broussel, einer von den Räthen der Oberkammer, ein Mensch ohne die geringste Fähigkeit, und welcher keine andern Verdienste hatte, als beständig der erste zu seyn, seine Meynung wider den Hof zu sagen, wurde in Verhaft genommen, und seine in Verhaftnehmung fiel dem Volke schmerzlicher, als ihm der Tod eines guten Königs jemals gefallen war. Man sah die Barricaden der Ligue erneuern, und das Feuer des Aufruhrs brach in einem Augenblicke aus, und schien schwer zu löschen. Die Hand des Coadjutors, des nachmaligen Kardinals von Retz war es, welcher es vermehrte. Dieses ist der erste Bischof, welcher einen bürgerlichen Krieg angesponnen, ohne die Religion zum Vorwande zu brauchen. Dieser besondere Mann hat sich in seinen Denkwürdigkeiten selbst geschildert, welche mit einer Art von Prahlerey, mit einem ungestümen Geiste, und mit einer Ungleichheit geschrieben sind, welche das wahre Bild seiner Aufführung ausmachen. Er war ein Mann, welcher in dem Schooße der Unmäßigkeit, und ganz ohnmächtig noch von den Folgen, welche sie nach sich zieht, dem Volke predigte, und von ihm fast angebethet wurde. Er athmete nichts als Meuterey und Aufruhr: schon in seinem zwanzigsten Jahre war er die Seele einer Verschwörung wider das Leben des Richelieu gewesen: er war der Urheber der Barricaden, er verwickelte das Parlement in Parteyen, und das Volk in Aufruhre. Was das Wunderbarste dabey scheint, ist dieses, daß das von ihm dahin gerissene Parlement

ment sich wider den Hof erhub, noch ehe es von einem Prinzen unterstützet wurde.

Diese Versammlung war schon seit langer Zeit von dem Hofe und dem Volke mit sehr verschiedenen Augen angesehen worden. Wenn man der Stimme der sämtlichen Ministers bey Hofe glaubte, so war das Parlement zu Paris nichts als ein Gerichte, welches die Streitigkeiten der Bürger schlichten solle, und welches diese Macht einzig durch den Willen der Könige habe; es habe über die übrigen Parlemente des Reichs keinen andern Vorzug, als den Vorzug des Alters, und der sich am weitesten erstreckenden Gerichtsbarkeit; es sey die Versammlung der Pairs aus keiner andern Ursache, als weil der Hof in Paris seinen Sitz habe; es habe kein größer Recht Vorstellungen zu machen, als andere Parlementer, und dieses Recht sey noch dazu eine bloße Gnade; es sey zwar auf die Parlemente gefolget, welche ehedem die französische Nation vorgestellet, es habe aber von diesen alten Versammlungen nichts als den Namen: Der unwidersprechlichste Beweis davon sey, daß die Landstände an die Stelle dieser Nationalversammlungen gekommen wären, und daß also das Parlement von Paris den von unsern ersten Königen gehaltenen Parlementern nicht mehr gleiche, als etwa ein Consul von Smyrna oder Aleppo einem römischen Consul.

Diese einzige Irrung im Namen war der Vorwand der hochmüthigen Erkühnungen einer Versammlung von Rechtsgelehrten, welche alle, weil sie ihre Stellen bezahlt hatten, an der Stelle der Ueberwinder von Gallien und der Lehnsherren der Krone zu seyn glaubten. Das Parlement hatte zu allen

Zeiten

Zeiten die Macht gemisbrauchet, welche sich ein Obergerichte, das beständig in der Hauptstadt bleibt, nothwendiger Weise anmaßet. Es hatte sich erkühnt, einen Schluß wider Carln den VII abzufassen, und ihn aus dem Reiche zu verbannen: es hatte einen Criminalproceß wider Heinrichen den III angefangen: es hatte beständig den Monarchen, so viel wie möglich, Widerstand gethan; und während dieser Minderjährigkeit Ludewigs des XIV, unter der sanftesten Regierung und unter der allerhuldreichsten Königinn, wollte es einen bürgerlichen Krieg wider sein Haupt, nach dem Exempel des englischen Parlements, führen, welches damals seinen König gefangen hielt, und ihm den Kopf abschlagen ließ. Dieses waren die Reden und die Gedanken des Cabinets.

Die Bürger in Paris aber, und alle, welche von den Gerichtspersonen abhingen, sahen in dem Parlemente eine erhabene Versammlung, welche mit einer verehrungswürdigen Lauterkeit das Recht sprach, welche nichts als das Wohl des Staats, und zwar mit Hintansetzung seines Glückes, liebte, welche ihren Ehrgeiz darauf einschränkte, daß sie den Ehrgeiz der Lieblinge unterdrückte, und welche das Mittel zwischen dem Volke und den Königen sey. Ohne den Ursprung seine Rechte und seine Gewalt zu untersuchen, schrieb man ihm die allerheiligsten Rechte und die ungezweifeltste Gewalt zu, wenn man sahe, daß es die Sache des Volks gegen Minister führte, die man verabscheute. Man nannte es den Vater des Staats, und man machte wenig Unterschied unter dem Rechte, welches die Krone den Königen giebt,

und dem, welches dem Parlemente die Gewalt gab, den Willen der Könige zu mäßigen.

Zwischen diesen zwey Ausschweifungen war es fast unmöglich, den gehörigen Mittelweg zu treffen, weil man in der That keine bestätigte Gesetze dabey anführen konnte, und alles von der Gelegenheit und Zeit abgehangen hatte. Unter einer strengen Regierung war das Parlement nichts: unter einem schwachen Könige war es alles, und man konnte auf dasselbe dasjenige deuten, was der Herr von Guimenee sagte, als diese Versammlung sich unter Ludwig dem XIII beklagte, daß die Abgeordneten des Adels den Vorzug vor ihr gehabt hätten: **Meine Herren, während der Minderjährigkeit werden sie sich schon Genugthuung zu verschaffen wissen.**

Man will hier nicht alles wiederholen, was man von diesen Unruhen geschrieben hat, und ganze Bücher abschreiben, um Kleinigkeiten aus einander zu setzen, welche damals sehr wichtig waren, und itzo beynahe vergessen sind. Man will nur dasjenige anführen, was den Geist der Nation schildert, und worinne der bürgerliche Krieg von der Schleuder von allen andern bürgerlichen Kriegen unterschieden ist.

Da eine doppelte Gewalt, welche beyde nur zur Erhaltung des Friedens eingesetzt waren, das Erzbisthum und das Parlement nämlich, die Unruhen angefangen hatten, so hielt das Volk alle seine Ausschweifungen für gerecht. Die Königinn konnte nie öffentlich erscheinen, ohne beschimpft zu werden, man nannte sie nicht anders als Frau Anne; und wenn man ja noch einen Titel hinzufügte, so war es ein Schimpfname. Das Volk warf ihr wüthend

vor,

vor, daß sie den Staat der Freundschaft für den Mazarin aufopferte; und was das unerträglichste war, so hörte sie von allen Seiten die Gassenhauer und Liederchen, welche, als Denkmäler der giftigen Spötterey, den Zweifel an ihrer Tugend verewigen zu wollen schienen.

Sie flohe mit ihren Kindern aus Paris: ihr Minister, der Herzog von Orleans, der Bruder Ludewigs des XIII, der große Conde selbst thaten ein gleiches, und begaben sich nach St. Germain. Man ward genöthiget, die Edelsteine und die Krone bey Wucherern zu versetzen. Dem Könige fehlte oft das Nothwendige. Seine Kammerpagen bekamen den Abschied, weil man sie nicht länger unterhalten konnte. Zu eben dieser Zeit war sogar die Muhme Ludewigs des XIV, die Tochter Heinrichs des Großen, und Gemahlinn des Königs von England, welche ihre Zuflucht nach Paris genommen hatte, in die äußerste Armuth gerathen, und ihre Tochter, welche hernach an den Bruder Ludewigs des XIV verheirathet wurde, mußte im Bette liegen bleiben, weil sie sich sonst nicht wärmen konnte. Auf alle die Trübsalen so vieler königlichen Personen gab das Volk zu Paris, welches in seiner Wuth ertrunken war, nicht die geringste Acht.

Die Königinn bath, mit thränenden Augen, den Prinzen von Conde, des Königs Beschützer zu seyn. Der Sieger bey Rocroy, bey Freyburg, bey Lens und bey Nördlingen konnte sich so vielen geleisteten Diensten nicht unähnlich erzeigen. Die Ehre einen Hof, welchen er für undankbar hielt, zu vertheidigen, und ihn wider die Schleuder zu vertheidigen, welche

welche ihn an sich zu ziehen suchte, schmeichelte ihm. Das Parlement hatte also den großen Conde zu bestreiten, und es war kühn genug den Krieg fortzusetzen.

Der Prinz von Conty, der Bruder des großen Conde, welcher auf seinen ältesten Bruder eben so eifersüchtig als unfähig war, ihm zu gleichen, der Herzog von Longueville, der Herzog von Beaufort, der Herzog von Bouillon, welche der unruhige Geist des Coadjutors erreget hatte, und welche sich nach nichts, als nach Veränderungen, sehneten, schmeichelten sich, ihre Größe auf den Untergang des Staats gründen zu können, und die blinden Bewegungen des Parlements nach ihren besondern Absichten zu brauchen. Sie kamen also und trugen ihm ihre Dienste an. Man ernennte in der Oberkammer die Generale einer Armee, die man nicht hatte. Jeder nahm es auf sich, eine gewisse Anzahl Truppen zu stellen. Es waren zwanzig Räthe darunter, welche neue von dem Kardinal von Richelieu gemachte Stellen bekleideten. Ihre Mitbrüder schienen, aus einer Niederträchtigkeit des Geistes, deren jede Gesellschaft fähig ist, das Andenken des Richelieu bis in ihren Tod zu verfolgen. Sie überhäuften sie mit Verachtung, und wollten sie nicht einmal als Glieder des Parlements ansehen. Jeder von ihnen mußte 15000 Livers zu den Unkosten des Krieges hergeben, die Duldung ihrer Mitbrüder dadurch zu erkaufen.

Die Oberkammer, der Inquisitionsrath, die Requetenkammer, die Rechnungskammer, die Rentkammer, welche so heftig wider eine geringe und nöthige Auflage, die sich kaum auf 100000 Thlr. belief,

lief, geschrien hatten, brachten bey nahe nach heutigem Gelde eine Summe von zehn Millionen zusammen, ihr Vaterland umzustürzen. Durch einen Parlementsschluß warb man zwölftausend Mann, und jeder Thorweg mußte einen Mann und ein Pferd geben. Diese Reuterey hieß die Reuterey der Thorwege. Der Coadjutor hatte ein eignes Regiment, welches man das corinthische Regiment nannte, weil der Coadjutor den Titel eines Bischofs von Corinth hatte.

Ohne die Namen eines Königs von Frankreich, eines großen Conde, einer Hauptstadt des Reichs, würde dieser Schleuderkrieg eben so lächerlich gewesen seyn, als der Krieg der Kardinäle Barbarini. Man wußte nicht, warum man in Waffen war. Der Prinz von Conde belagerte fünf hundert tausend Bürger mit acht tausend Soldaten. Die Pariser zogen zu Felde mit Federn und Bändern geschmückt; ihre Kriegsübungen wurden der Stoff zu den Spöttereyen der Handwerksleute. Sie flohen, wann ihnen nur zweyhundert Mann von der königl. Armee aufstießen. Alles ward in Scherz verwandelt: als das corinthische Regiment von einer kleinen Partey war geschlagen worden, so nannte man diesen Verlust, die erste an die Corinthier.

Die zwanzig Räthe, der jeder funfzehn tausend Livres hatte hergeben müssen, hatten keine andere Ehre, als die Funfzehnzwanziger genannt zu werden.

Der Herzog von Beaufort, das Götzenbild des Pöbels, und das Werkzeug, dessen man sich ihn aufzubringen bediente, ein Prinz von gemeinem Umgange, von

von einem sehr eingeschränkten Geiste aber, war öffentlich der Gegenstand der Spötterey des Hofes und der Schleuder selbst. Man redete niemals anders von ihm, als unter dem Namen des Jahrmarktsköniges. Die parisischen Truppen, welche aus Paris giengen, und allezeit geschlagen wieder kamen, wurden mit dem schmählichsten Hohngelächter empfangen. Man machte diese kleinen Verluste durch nichts als durch Gassenhauer und Sinnschriften wieder gut. Die Wirthshäuser, und andere lüderliche Oerter waren die Zelter, wo man, mitten unter Schäckereyen, Liedern und den ungezogensten Ergötzungen, Kriegsrath hielt. Die Frechheit war so ausgelassen, daß die vornehmsten Officier von der Schleuder, als sie einmal des Nachts das heil. Sacrament antraffen, welches man durch die Straßen zu einem Manne tragen wollte, den man in Verdacht hatte von des Mazarins Partey zu seyn, die Priester mit Schlägen wieder zurück jagten.

Man sahe den Coadjutor, den Erzbischof von Paris, mit einem Dolche in der Tasche Sitz im Parlemente nehmen. Als man den Heft davon gewahr ward, so schrie man: **seht da, das Brevarium unsers Erzbischofs.**

Mitten unter diesen Unruhen versammlete sich der gesammte Adel bey den Augustinern, und hielt öffentlich ordentliche Sitzungen. Man hätte glauben sollen, es geschähe dieses zur Besserung des Staats, und in der Absicht, die Generalstaaten zusammen zu bringen. Allein nichts als ein Tabouret war die Ursache davon, welchen die Königinn der Frau von Pons zugestanden hatte. Vielleicht hat man nie

einen

einen deutlichern Beweis von der Leichtsinnigkeit, welche man damals den Franzosen vorwarf, aufzuweisen gehabt.

Die bürgerlichen Uneinigkeiten, welche zu gleicher Zeit England durchwütheten, dienen sehr wohl, den Character beyder Völker zu entwerfen. Die Engländer verknüpften mit ihren Unruhen eine melancholische Blutgier und eine überligende Wuth; sie hielten blutige Schlachten, und das Schwerdt mußte alles entscheiden; die Henkersbühnen waren für die Ueberwundenen aufgerichtet; ihr in der Schlacht gefangener König ward vor eine Gerichtsversammlung geführet, über den Misbranch, den er von seiner Gewalt sollte gemacht haben, verhöret; verdammt den Kopf zu verlieren, und vor dem Angesichte seines ganzen Volkes mit eben so viel Ordnung und rechtlichen Gebräuchen hingerichtet, als wenn es ein strafbarer Bürger gewesen wäre. Alle diese erschrecklichen Unruhen giengen vor, ohne daß man in London das geringste von dem Elende, welches mit den bürgerlichen Kriegen verbunden ist, empfand.

Die Franzosen gegentheils verwickelten sich in den Aufruhr bloß und allein aus Eigensinn, und mit Lachen. Die Weiber waren an der Spitze der Partheyen; die Liebe machte und trennte Verbindungen. Die Herzoginn von Longueville reizte den Turenne, welcher kaum Marschall von Frankreich geworden war, die Armee, welche er für den König anführte, zu einem Aufstande zu bewegen *. Es gelung Turennen nicht; er verließ als ein Flüchtling die Armee, deren General er war, einer Frau zu gefallen, welche seine

* Im Jahre 1649.

seine Leidenschaft verhöhnte. Er ward aus einem Generale des Königs von Frankreich, ein Lieutenant des Don Estevan von Gamarre, mit welchem er von den königl. Truppen bey Retel geschlagen wurde. Das Handschreiben des Marschalls von Hoquincourt an den Herzog von Montbazon ist bekannt: Perronne est à la Belle des Belles. **Peronne ist der Schönen unter den Schönen.** Man weiß die Verse des Herzogs von Rochefoucault an die Herzoginn von Longueville, als er in der Schlacht bey S. Antoine von einer Musketenkugel getroffen ward, und eine Zeitlang das Gesichte darüber verlor.

Pour meriter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux
J'ai fais la guerre aux Rois, je l'aurois faite aux Dieux.

„Ihr Herz zu verdienen, ihren schönen Augen zu gefallen, habe ich mit Königen Krieg „geführt, und würde ihn mit Göttern geführt haben.

Der Krieg endigte sich, und fing sich verschiedene mal wieder von neuem an. Es war kein einziger, welcher nicht mehr als einmal die Partey hätte verändert gehabt. Der Prinz von Conde, nachdem er den Hof im Triumphe wieder nach Paris zurück geführet hatte, überließ sich dem Vergnügen ihn zu verachten, nachdem er ihn vertheidiget hatte; und weil er fand, daß man ihn nicht seinem Ruhme und seinen Verdiensten gemäß belohnte, so war er der erste, welcher den Mazarin lächerlich machte, der Königinn Hohn sprach, und sich gegen eine Regierung auflehnte, welche er verschmähte. Er schrieb,

wie man erzählt, an den Kardinal à l' illustrissimo Signor Taquino *. Er sagte einmals zu ihm: lebt wohl, Mars. Er munterte einen gewissen Marquis von Jarsay auf, der Königinn eine Liebeserklärung zu thun, und nahm es übel, daß sie sich dadurch beleidigt finden wollte. Er verband sich mit dem Prinz von Conty, seinem Bruder, und mit dem Herzoge von Longueville, welche die Partey der Schleuder verließen.

Der Coadjutor, welcher sich als den unversöhnlichsten Feind des Ministerii erkläret hatte, vertrug sich heimlich wieder mit dem Hofe, um den Kardinalshut zu erhalten, und opferte den Prinz von Conde der Rache des Ministers auf. Endlich sahe sich dieser Prinz, welcher den Staat gegen die Feinde, und den Hof gegen die Rebellen vertheidiget hatte; Conde, auf der höchsten Stufe der Ehre, welcher sich allezeit als ein Held und niemals als ein geschickter Mann aufgeführet hatte, sahe sich nebst dem Prinzen von Conty und dem Herzoge von Longueville in Verhaft genommen **. Er hätte den Staat regieren können, wenn er nur zu gefallen gesucht hätte: allein er begnügte sich, bewundert zu werden. Der Pöbel in Paris, welcher einem elenden Rathe zu gefallen, Barricaden gemacht hatte, stellte Freudenfeuer an, als man den Vertheidiger und den Helden Frankreichs in das Gefängniß nach Vincennes brachte.

Ein

* Ein grausamer Titel für den ersten Minister, welcher seinen Bruder Coglione nannte.

** Den 18 Jenner 1650.

Ein Jahr darauf nöthigten eben diese Schleuderer, welche den großen Conde und die Prinzen der furchtsamen Rache des Mazarins verkauft hatten, die Königinn, ihnen das Gefängniß öffnen zu lassen, und ihren ersten Minister aus dem Reiche zu verjagen. Conde kam unter den Zurufungen des Volks wieder, welches ihn vorher so gehaßt hatte. Seine Gegenwart erneuerte die Meutereyen und Uneinigkeiten.

In dieser Verzehrung blieb das Reich noch einige Jahre. Die Regierung nahm niemals andere als schwache und ungewisse Rathschlüsse: sie schien endlich unterliegen zu müssen: die Rebellen aber waren beständig uneins, und dieses errettete den Hof. Der Coadjutor, welcher bald des Prinzen von Conde Freund bald Feind war, brachte einen Theil des Parlements und des Volks wider ihn auf. Er unterstand sich zu gleicher Zeit der Königinn zu dienen, indem er diesem Prinzen die Spitze hielt, und sie zu beleidigen, indem er sie nöthigte, den Kardinal Mazarin zu entfernen, welcher seine Zuflucht nach Cöln nahm. Die Königinn war, vermöge des Widerspruchs, welcher bey schwachen Regierungen nur allzu gewöhnlich ist, genöthiget, sowohl seine Dienste als seine Beleidigungen anzunehmen, und eben den Coadjutor zum Kardinal zu ernennen, welcher der Urheber der Barricaden war, und die ganze königliche Familie genöthiget hatte, aus der Hauptstadt zu entweichen und sie zu belagern.

Vier-

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Viertes Hauptstück.

Verfolg des bürgerlichen Krieges bis zum Ende des Aufstandes im Jahre 1554.

Endlich entschloß sich Conde zu einem Kriege, welchen er gleich zur Zeit der Schleuder hätte anfangen sollen, wenn er hätte Herr des Staats seyn wollen, oder den er niemals hätte führen müssen, wenn er ein Bürger gewesen wäre. Er gieng aus Paris, er brachte Guienne, Poitou und Anjou auf, und bettelte Hülfe bey den Spaniern, deren schrecklichste Geißel er gewesen war.

Nichts zeiget die Tollheit der damaligen Zeit, und die Unordnung, mit welcher alle Unternehmungen geführet wurden, deutlicher, als das, was diesem Prinzen damals widerfuhr. Man schickte ihm einen Curier von Paris mit Vorschlägen, welche ihn zur Rückkunft und zum Frieden bewegen sollten. Der Curier betrog sich, und anstatt nach Angerville zu gehen, wo der Prinz damals war, gieng er nach Augerville. Der Brief kam zu späte. Conde sagte, wenn er ihn eher erhalten hätte, so würde er die Friedensvorschläge angenommen haben; weil er aber schon zu weit von Paris sey, so verlohne es sich nicht der Mühe, wieder zurück zu kehren. Das Misverständniß eines Curiers also, und der bloße Eigen-

sinn dieses Prinzen stürzte Frankreich vom neuen in den bürgerlichen Krieg.

Nunmehr kehrte der Kardinal Mazarin, welcher aus dem Innersten seiner Verbannung von Cöln aus, den Hof regieret hatte, in das Königreich zurück, nicht so wohl als Minister, welcher seine Stelle wieder einnähme, sondern als Oberhaupt, welches sich wieder in den Besitz seiner Staaten setzte. Er wurde von einer kleinen Armee begleitet, welche aus sieben tausend Mann bestand, die er auf seine Unkosten, das ist, mit dem Gelde des Königreichs, welches er sich anmaßte, hatte werben lassen.

Man läßt den König in einer Declaration damaliger Zeit sagen; daß der Kardinal diese Truppen wirklich von seinem Gelde angeworben habe. Dieses mag die Meynung derjenigen widerlegen, welche vorgeben, Mazarin habe sich bey seiner ersten Flucht aus dem Königreiche in Bedürfniß befunden. Die Anführung seiner kleinen Armee übergab er dem Marschalle von Hoquincourt. Alle Officiere trugen grüne Binden, dieses war die Livreyfarbe des Kardinals. Damals hatte jede Partey ihre besondere Binde. Die Partey des Königs trug weiße Binden, die Partey des Prinzen von Conde isabellfärbige. Es war zum Erstaunen, daß der Kardinal Mazarin, welcher sich bisher so bescheiden gestellet hatte, die Verwegenheit besaß, eine Armee seine Livrey tragen zu lassen, als ob er eine andere Partey als die Partey seines Herrn gehabt hätte. Doch er konnte dieser Eitelkeit nicht widerstehen. Die Königinn billigte sie. Der König, welcher schon mündig war, und sein Bruder kamen ihm entgegen.

Auf

Auf die erste Nachricht seiner Zurückkunft warb Gaston von Orleans, der Bruder Ludewigs des XIII, welcher die Entfernung des Kardinals zuwege gebracht hatte, in Paris Truppen, ohne eigentlich zu wissen, wozu sie sollten gebraucht werden. Das Parlement erneuerte seine Schlüsse, es erklärte den Mazarin in die Acht, und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Man mußte in den Registern nachsehen, welches der Preis auf den Kopf eines Feindes des Vaterlandes sey. Man fand, daß man unter dem neunten Carl demjenigen öffentlich funzig tausend Thaler versprochen hatte, welcher den Admiral Coligny lebendig oder todt liefern würde. Man glaubte in allem Ernste sehr regelmäßig zu verfahren, wenn man eben den Preis auf die Ermordung des Kardinals und ersten Ministers setzte. Doch diese in die Achterkläruug setzte niemanden in Versuchung, die funfzig tausend Thaler zu verdienen, welche am Ende gewiß nicht würden seyn bezahlet worden. Bey einem andern Volke, und zu einer andern Zeit, würde dieser Rechtsschluß seine Ausführer gefunden haben; damals aber diente er zu nichts, als zu neuen Spöttereyen. Die Blots und die Marignys, witzige Köpfe, welche mitten unter diesen Unruhen zu lachen machten, ließen in Paris eine Eintheilung von hundert und funfzig tausend Livres anschlagen; so wohl für den, welcher dem Kardinale die Nase oder ein Ohr abschneiden würde, als für den, welcher ihm ein Auge ausstechen oder ihn zum Verschnittenen machen würde. Dieses Lächerliche war die ganze Wirkung der in die Achterklärung. Der Kardinal seiner Seits gebrauchte gegen seine Feinde weder Gift noch

 Mord;

Mord; und, ungeachtet der Bitterkeit und Raserey so vieler Parteyen, wurden doch nicht viele große Verbrechen begangen. Die Anführer der Parteyen waren nicht sehr grausam, und das Volk nicht sehr wüthend; denn es war kein Religionskrieg.

Der Geist des Schwindels, welcher zu dieser Zeit herrschte, besaß das ganze Parlement von Paris so sehr *, daß es, nachdem es einen Mord befohlen hatte, worüber man lachte, einen Schluß faßte, vermöge dessen verschiedene Räthe sich an die Gränzen begeben mußten, um von der Armee des Kardinals Mazarin, das ist, von der königlichen Armee, Nachricht einzuziehen.

Zween Räthe waren so unvorsichtig, daß sie mit einigen Bauern herumgiengen, und die Brücken abbrachen, über welche der Kardinal ziehen mußte. Sie wurden von den Truppen des Königs gefangen genommen, mit Nachsicht losgelassen, und von allen Parteyen verspottet.

Gleich zu eben der Zeit, als sich diese Versammlung wider den Minister des Königs zu solchen Ausschweifungen bringen ließ, erklärte sie den Prinzen von Conde, welcher doch wider niemanden, als wider eben diesen Minister, zu den Waffen gegriffen hatte, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig; und befahl aus einer Verwirrung des Geistes, welche alle die vorhergehenden Unternehmungen glaublich machen, daß die Truppen des Gastons, Herzogs von Orleans, wider den Mazarin aufbrechen sollten, verboth aber zugleich, nicht einen Heller aus den öffent=

* Im December 1651.

öffentlichen Einnahmen, zu ihrer Besoldung, zu nehmen.

Was konnte man anders von einer Rathsversammlung erwarten, welche, außer ihre Sphäre versetzt, weder ihre Rechte, noch ihre wirkliche Gewalt, noch die politischen Angelegenheiten, noch den Krieg kannte, welche sich in der größten Unordnung versammelte und entschied, und sich zu Sachen entschloß, woran sie den Tag zuvor nicht gedacht hatte, und worüber sie hernach selbst erstaunete.

Das Parlement zu Bourdeaux war damals dem Prinzen von Conde zugethan. Es war aber in seiner Aufführung viel einförmiger, weil es von dem Hofe entfernter und also durch die gegenseitige Partey weniger beunruhiget war.

Doch weit wichtigere Gegenstände machten ganz Frankreich aufmerksam.

Conde, welcher sich mit den Spaniern verbunden hatte, war wider den König zu Felde; und Turenne, nachdem er eben die Spanier verlassen hatte, mit welchen er bey Retel war geschlagen worden, söhnte sich wieder mit dem Hofe aus, und führte die königliche Armee an. Die erschöpften Finanzen erlaubten weder der einen noch der andern Partey große Heere zu haben; doch die kleinen entschieden das Schicksal des Staats eben so wohl. Es giebt Zeiten, wo hundert tausend Mann im Felde kaum zwey Städt einnehmen können; es giebt andere, wo eine Schlacht zwischen sieben oder acht tausend Mann einen Thron umstürzt, oder befestiget.

Ludewig der XIV, welcher in lauter Widerwärtigkeiten erzogen ward, zog mit seiner Mutter, seinem

Bruder und dem Kardinal Mazarin aus einer Provinz in die andere, und hatte kaum so viel Truppen um sich, als er nach der Zeit im Frieden bloß zu seiner Leibwache hatte. Fünf bis sechs tausend Mann, wovon ein Theil aus Spanien gekommen, der andere von den Freunden des Prinzen von Conde geworben worden, verfolgten ihn in dem Innersten seines Königreichs.

Der Prinz von Conde unterdessen streifte von Bourdeaux nach Montauban, nahm Städte ein, und vermehrte überall seine Partey.

Die ganze Hoffnung des Hofes war auf den Marschall von Turenne gegründet. Die königliche Armee befand sich bey Gien an der Loire. Die Armee des Prinzen von Conde stand einige Meilen davon, unter der Anführung des Herzogs von Nemours und des Herzogs von Beaufort. Die Uneinigkeit dieser zwey Generale wäre der Partey des Prinzen beynahe verderblich gewesen. Der Herzog von Beaufort war zu dem allergeringsten Commando unfähig. Der Herzog von Nemours ward für tapferer und liebenswürdiger als geschickt gehalten. Beyde zugleich ruinirten ihre Armee. Die Soldaten wußten, daß der große Conde hundert Meilen entfernt sey, und hielten sich schon für verloren, als sich mitten in der Nacht ein Curier in dem Walde von Orleans vor der Hauptwache sehen ließ. Die ausgestellten Wachen sahen gleich, daß dieser Curier der Prinz von Conde selbst sey, welcher von Agen verkleidet ankam, und nach hundert Abentheuern, sich an die Spitze seiner Armee stellte.

Seine

Seine Gegenwart that viel, und diese unvermuthete Ankunft noch mehr. Er wußte, daß alles, was plötzlich und unerwartet kömmt, die Menschen außer sich setzt. Er machte sich den Augenblick das Vertrauen und die Kühnheit, welche er einflößte, zu Nutze. Die große Eigenschaft dieses Prinzen im Kriege war, daß er auf einmal die allerverwegensten Entschlüsse fassen, und sie mit eben so viel Klugheit als Geschwindigkeit ausführen konnte.

Die königliche Armee war in zwey Heere vertheilt. Conde stürzte sich auf dasjenige, welches bey Blenau stand, und von dem Marschall von Hoquincourt angeführet wurde. Dieses Heer ward zu gleicher Zeit zerstreuet und angegriffen. Man konnte es Turennen nicht wissen lassen. Der Kardinal Mazarin war voller Erschrecken, begab sich eilend mitten in der Nacht nach Gien, und weckte den König aus dem Schlafe, ihm Nachricht davon zu geben. Sein kleiner Hof ward bestürzt, man schlug dem Könige vor, sich durch die Flucht zu retten, und sich in aller Stille nach Bourges bringen zu lassen. Der siegende Prinz von Conde nahete sich der Stadt Gien, und die allgemeine Furcht ward immer stärker und stärker. Turenne brachte durch seine Standhaftigkeit vielen neuen Muth bey, und errettete den Hof durch seine Geschicklichkeit. Er machte mit den wenigen Truppen, welche ihm übrig waren, so glückliche Bewegungen, und nutzte Zeit und Ort so wohl, daß er den Conde verhinderte, seinen Vortheil zu verfolgen. Nunmehr war es schwer zu entscheiden, welcher die meiste Ehre erlangt habe, ob der siegende Conde, oder Turenne, welcher ihm die Frucht des Sieges ent-

entrissen hatte. Es ist wahr, daß in dieser Schlacht bey Blenau, welche seit so langer Zeit in Frankreich berühmt ist, kaum vierhundert Mann blieben; nichts destoweniger aber war der Prinz von Conde auf dem Puncte, die ganze königliche Familie in seine Gewalt zu bekommen, und sich seines Feindes, des Kardinals Mazarin, zu bemächtigen. Man konnte keine kleinere Schlacht, keinen größern Antheil dabey, und keine dringendere Gefahr sehen.

Conde, welcher sich nicht schmeichelte, Turennen zu überraschen, wie er den Hoquincourt überrascht hatte, ließ seine Armee gegen Paris anrücken. Er eilte, in dieser Stadt seines Ruhms zu genießen, und sich die vortheilhaften Gesinnungen des blinden Volks zu Nutze zu machen. Die Verwunderung, welche man über die letzte Schlacht bezeugte, und wovon man die Umstände vergrößerte, der Haß, welchen man gegen den Mazarin hegte, der Name und die Gegenwart des großen Conde schienen ihn anfangs zum unumschränkten Herrn der Hauptstadt zu machen. In der That aber waren alle Gemüther getheilet; jede Partey bestund aus kleinen Parteyen, so wie es bey allen Trubeln zu geschehen pflegt. Der Coadjutor, welcher Kardinal von Retz geworden war, und sich, dem Ansehen nach, mit dem Hofe, welcher ihn fürchtete, und dem er nicht trauete, ausgesöhnet hatte, war nicht mehr Herr des Volkes, und spielte nicht mehr die vornehmste Person. Er beherrschte den Herzog von Orleans, und war dem Prinz von Conde entgegen. Das Parlement schwebte zwischen dem Hofe, dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen; alle aber kamen darinne überein, auf den Mazarin

zu schimpfen. Jeder hatte insgeheim seine besondern Absichten; das Volk war ein stürmisches Meer, dessen Wellen von entgegenstehenden Winden auf Gerathewohl getrieben wurden.

Man sahe nichts als Unterhandlungen unter den Häuptern der Partey, Abordnungen des Parlements, Versammlungen der Kammern, Aufruhr unter dem Pöbel, und Kriegsleute auf dem Felde. Der Prinz hatte die Spanier zu Hülfe gerufen. Carl der IV, der aus seinen Staaten vertriebene Herzog von Lothringen, dessen ganzes Vermögen in einer Armee von acht tausend Mann bestand, welche er alle Jahre an den König von Spanien verkaufte, näherte sich mit dieser Armee der Stadt Paris. Der Kardinal Mazarin both ihm mehr Geld an, wenn er wieder zurück kehren wollte, als ihm die Partey des Conde gegeben hatte, herbey zu kommen. Der Herzog von Lothringen verließ Frankreich gar bald, nachdem er es überall, wodurch sein Zug gieng, verwüstet hatte, und nahm von beyden Parteyen das Geld mit weg.

Conde blieb also in Paris mit einer Gewalt, welche alle Tage geringer ward, und mit einer noch schwächern Armee. Turenne führte den König und seinen Hof nach Paris zu. Der König sah im 15ten Jahre seines Alters von der Höhe des Berges Charonne die Schlacht bey St. Antoine, wo die beyden Generals mit so wenig Truppen so große Dinge thaten, daß der Ruhm sowohl des einen als des andern, von welchem es schien als ob er nicht höher wachsen könnte, dadurch vermehret wurde.

Mit einer kleinen Anzahl von Vornehmen, die seiner Partey zugethan waren, und mit sehr wenig Soldaten

daten ward die ganze Macht der königl. Armee von dem Prinzen von Conde aufgehalten und zurück getrieben. Der König sah nebst dem Kardinal Mazarin dieses Treffen von der Höhe eines Berges mit an. Der Herzog von Orleans war ungewiß, zu welcher Partey er treten sollte, er blieb also in seinem Pallaste von Luxenburg ruhig. Der Kardinal von Retz hatte sich in sein Erzbisthum gezogen. Das Parlement wartete auf den Ausgang der Schlacht, seinen Schluß darnach einzurichten. Das Volk, welches damals sowohl die Truppen des Königs als die Truppen des Prinzen fürchtete, hatte die Thore der Stadt verschlossen, und ließ niemanden weder aus noch ein, da unterdessen die größten Männer Frankreichs im Treffen wütheten und ihr Blut in der Vorstadt vergossen *. Hier war es, wo der Herzog von Rauchesoucoult, welchen Muth und Witz so berühmt gemacht haben, unter den Augen verwundet wurde, daß er auf einige Zeit das Gesichte darüber verlor. Man sah nichts als verwundete oder getödtete junge Herren, die man an das Thor des heil. Antonius brachte, welches nicht aufgemacht ward.

Endlich erwählte die Tochter des Gaston die Partey des Prinzen von Conde, welchem ihr Vater beyzustehen sich nicht getrauet hatte. Sie ließ den Verwundeten die Thore aufmachen, und hatte die Kühnheit, die Canone auf der Bastille auf die Truppen des Königs losfeuren zu lassen. Die königl. Armee zog sich zurück, und Conde erhielt nichts als Ruhm. Die Tochter des Gaston aber machte sich in dem Gemüthe des Königs durch diese gewaltsame Handlung,

auf

* Den 2ten Julius 1652.

auf ewig verhaßt; und der Kardinal Mazarin, welcher ihre außerordentliche Begierde kannte, mit einem gekrönten Haupte vermählt zu seyn, sagte damals: Diese Canone hat ihren Gemahl getödtet.

Die meisten von unsern Geschichtschreibern prahlen gegen ihre Leser mit nichts als diesen Schlachten und Wundern der Herzhaftigkeit und der Staatskunst. Wer aber weiß, was für schimpflicher Hülfsmittel man sich damals bediente, in welches Elend man das Volk zu stürzen verbunden war, und zu welchen Niederträchtigkeiten man gebracht ward, der muß den Ruhm der Helden dieser Zeit mehr mit Erbarmung als mit Verwunderung ansehen. Man mag aus den einzigen Zügen davon urtheilen, welche Gourville, ein Mann, der dem Prinzen zugethan war, anbringt. Er gesteht, daß er selbst, um ihm Geld zu verschaffen, eine Casse bestehlen und einen Postdirector aus seinem Hause fortgeschleppet habe, welcher sich hernach hätte müssen auslösen; und diese Gewaltsamkeiten erzählt er als damals ganz gewöhnliche Sachen.

Nach dem blutigen und unnützen Treffen bey St. Antoine, konnte der König weder nach Paris kommen, noch der Prinz lange daselbst verbleiben. Ein Aufstand des Pöbels und die Einwendung einiger Bürger, wovon man ihn zum Urheber machte, zogen ihm den Haß des ganzen Volkes zu. Unterdessen hatte er doch noch seine Partey im Parlemente. Diese Versammlung, welche damals von einem flüchtigen und aus der Hauptstadt vertriebenen Hofe wenig zu fürchten hatte, erklärte durch einen Parlementsschluß, auf Anliegen der Parteyen des Herzogs von Orleans und des Prinzen, den Herzog von Orleans

zum Generallieutenant des Königreichs, und den Prinz von Conde zum Generalißimus seiner Armeen. Der erbitterte Hof befahl dem Parlemente, sich nach Pontoise zu begeben; und einige Räthe gehorchten auch. Man sah also zwey Parlemente, deren jedes dem andern sein Ansehen absprach, und welche beyde sich widersprechende Schlüsse faßten, und sich dadurch die Verachtung des Volkes gewiß würden zugezogen haben, wenn sie nicht noch darinnen einig gewesen wären, daß sie beyde die Vertreibung des Mazarins verlangten; denn der Haß gegen diesen Minister schien damals die wesentlichste Schuldigkeit eines Franzosen zu seyn.

Zu dieser Zeit waren alle Parteyen schwach, und die Partey des Hofes war es eben sowol wie die andern. Geld und Nachdruck fehlten überall. Die Rotten vermehrten sich; und die Schlachten hatten auf beyden Seiten nichts als Verlust und Reue verursachet. Der Hof sah sich genöthiget, abermals den Mazarin aufzuopfern, welchen jedermann für die Ursache der Unruhen hielt, und welcher doch nur der Vorwand davon war. Er verließ das Reich zum zweytenmale; und zur Vermehrung der Schande, mußte der König eine öffentliche Declaration ergehen lassen, worinnen er seinen Minister verweisen mußte, ob er gleich seine Dienste rühmte und sich über seine Verbannung beklagte *.

Carl der erste, König in England, hatte seinen Kopf auf der Henkerbühne hergegeben, weil er zu Anfange der Unruhen das Blut seines ersten Ministers des Strafords seinem Parlemente Preis gegeben

* Den 12. August 1652.

ben hatte. Ludewig der XIV gegentheils, kam in den ruhigen Besitz seines Königreichs, indem er die Verweisung des Mazarins duldete. Eben dieselben Schwachheiten, hatten also ganz verschiedene Folgen. Der König in England, indem er seinen Liebling aufgab, machte ein Volk kühne, welches sich nach dem Kriege sehnte, und die Könige haßte; und Ludewig der XIV, (oder vielmehr die Königinn Mutter) indem sie den Kardinal fortschickte, benahm allen Vorwand des Aufstandes einem Volke, welches des Krieges müde war, und die Beherrschung von Königen liebte.

Kaum war der Kardinal fort, sich an den Ort seiner Zuflucht nach Bouillon zu begeben, als die Bürger von Paris aus eigner Bewegung Abgeordnete an den König schickten, und ihn, in die Hauptstadt zurück zu kommen, bitten ließen. Er kam wieder, und alles war daselbst so stille, daß man sich unmöglich einbilden konnte, daß einige Tage vorher alles in Verwirrung gewesen sey. Gaston von Orleans, welcher allezeit in seinen Unternehmungen, die er nicht ausführen konnte, unglücklich war, ward nach Blois verwiesen, wo er den Rest seines Lebens in Reue zubrachte, und der zweyte Sohn Heinrichs des Großen war, welcher ohne vielen Ruhm starb. Der Kardinal von Retz, der vielleicht eben so unverschämt als erhaben und kühn war, ward im Louvre gefangen gehalten, und führte, nachdem er aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt worden, lange Zeit ein irrendes Leben, welches er endlich in der Einsamkeit beschloß, wo er Tugenden erlangte, die sein

großer

großer Muth in den Unruhen seines Glückes nicht hatte fassen können.

Einige Räthe, welche ihr Ansehen am meisten gemisbrauchet hatten, mußten ihre Unternehmungen mit dem Elende bezahlen; andere schränkten sich in die Gränzen ihres gerichtlichen Amts ein, und noch andere wurden durch ein jährliches Geschenke von fünfhundert Thalern, welches ihnen Fouquet, der Generaldirector der Finanzen, unter der Hand auszahlen ließ, zu ihrer Schuldigkeit gebracht *.

Der Prinz von Conde unterdessen, welcher in Frankreich fast von allen seinen Freunden verlassen war, und von den Spaniern wenig Beystand erhielt, setzte an den Gränzen von Champagne einen unglücklichen Krieg fort. In Bourdeaux waren noch einige Rotten übrig, doch auch diese wurden gar bald getilget.

Die Ruhe des Königreichs war die Frucht der Verbannung des Kardinals Mazarin. Kaum aber war er durch das allgemeine Geschrey der Franzosen, und durch eine Declaration des Königs verjagt worden, als ihn der König wiederkommen ließ. Er erstaunte, daß er so ruhig und gewaltig wieder nach Paris kommen konnte. Ludewig der XIV empfing ihn als einen Vater, und das Volk als einen Herrn. Man stellte ihm zu Ehren in dem Rathhause ein Fest an, mitten unter den freudigen Zurufungen der Bürger. Er warf Geld unter den Pöbel aus; man saget aber, daß er, bey der Freude einer so glücklichen Veränderung, nicht wenig Verachtung gegen unsere

Unbe-

* In den Denkwürdigkeiten des Gourville.

Unbeständigkeit habe blicken lassen. Das Parlement, welches einen Preis auf seinen Kopf, als auf den Kopf eines Straßenräubers, gesetzet hatte, ließ ihn durch Abgeordnete bewillkommen; und eben dieses Parlement verdammte kurze Zeit darauf den Prinz von Conde per contumaciam, das Leben zu verlieren; eine Veränderung, welche in dergleichen Zeiten sehr gemein und desto erniedrigender war, da man denjenigen verdammte, an dessen Fehlern man so lange Zeit Antheil genommen hatte *.

Man sahe den Kardinal, welcher am meisten auf diese Verdammung drang, eine von seinen Nichten mit dessen Bruder dem Prinz von Conty verheirathen, zum Beweise, daß die Gewalt dieses Ministers ohne Gränzen seyn solle.

* Den 27. März 1654.

* *

Fünftes Hauptstück.

Frankreichs Zustand bis zu Cromwels Tode, und der Reise der Königinn Christina.

Indessen, daß der Staat von innen so zerrissen wurde, ward er von außen nicht weniger angegriffen und geschwächt. Alle Früchte der Schlachten bey Rocroy, bey Lens und Nördlingen, giengen verloren. Der wichtige Ort Dünkirchen ward von den

Spaniern wieder eingenommen; sie jagten die Franzosen aus Barcellona *, und nahmen Casal in Italien weg. Ungeachtet der Unruhen eines bürgerlichen Krieges, und der Last eines auswärtigen, war Mazarin doch glücklich genug gewesen, den berühmten westphälischen Frieden zu schließen **, durch welchen der Kaiser und das Reich die Präfectur und nicht die Oberbothmäßigkeit von Elsaß für drey Millionen Livres, nach itziger Münze für sechs Millionen, welche an den Erzherzog bezahlt werden sollten, verkaufte. Durch diesen Friedensschluß, welcher in der Folge der Grund von allen Friedensschlüssen ward, wurde ein neues Churfürstenthum für die Pfalz gemacht. Die Rechte aller Prinzen, aller Reichsstädte, die Freyheiten der geringsten deutschen Edelleute wurden bestätiget. Die Gewalt des Kaisers wurde in enge Gränzen eingeschlossen, und die Franzosen nebst den Schweden waren die Gesetzgeber geworden. Diese Ehre Frankreichs hatte man wenigstens eines Theils den schwedischen Waffen zu danken; denn Gustav Adolph war der erste, welcher das Reich erschütterte. Seine Generale hatten ihre Eroberungen unter der Regierung seiner Tochter Christina weit genug getrieben. Der General Wrangel war im Begriff in Oesterreich einzurücken. Der Graf von Königsmark war Herr von der Hälfte der Stadt Prag, und belagerte die andere Hälfte, gleich als der Friede geschlossen ward. Dem Kaiser so zuzusetzen kostete es dem französischen Hofe nichts, als eine Million, die er jährlich den Schweden geben mußte.

Schweden

* Im Jahre 1651.
** Im Jahre 1648.

Schweden erhielt durch diesen Friedensschluß auch weit größere Vortheile als Frankreich: es bekam Pommern, verschiedene Plätze und Geld. Es zwang den Kaiser gewisse Beneficia den Lutheranern zu überlassen, welche den Römischkatholischen gehörten. Rom schrie über Gottlosigkeit, und behauptete, der Himmel selbst sey verrathen. Die Protestanten rühmten sich, daß sie das Friedenswerk durch Beraubung der Papisten geheiliget hätten. Der Eigennutz sprach aus allen.

Spanien trat nicht mit zu diesem Friedensschlusse, und zwar mit gutem Grunde. Denn da es sah, daß Frankreich in den bürgerlichen Kriegen verwickelt war, so glaubten die spanischen Minister, sie würden sich unsere Uneinigkeit zu Nutze machen können. Die abgedankten deutschen Truppen wurden den Spaniern eine neue Hülfe. Der Kaiser schickte nach dem münsterschen Frieden in vier Jahren mehr als dreyßig tausend Mann nach Flandern. Dieses war eine offenbare Brechung des Friedensschlusses; doch wenn sind Friedensschlüsse jemals schärfer beobachtet worden?

Die Minister von Madrid hatten bey diesem westphälischen Friedensschlusse die Geschicklichkeit, einen besondern Frieden mit Holland zu machen. Die spanische Monarchie war endlich glücklich genug, daß sie diejenigen nicht mehr zu Feinden hatte, und sie sie für ihre eigene Herren erklärte, welchen sie so lange als Rebellen mit gefahren war, die keine Gnade verdienten. Diese Republikaner vermehreten ihre Reichthümer, und befestigten ihre Größe und ihre

Ruhe, indem sie mit Spanien Frieden schlossen ohne mit Frankreich zu brechen.

Sie waren so mächtig, daß sie in * einem Kriege, welchen sie einige Zeit darauf mit England hatten, hundert Schiffe in die See stellen konnten, so daß der Sieg zwischen dem englischen Admiral Black, und dem holländischen Admiral Tromp, welche das auf dem Meere waren, was ein Conde und Turenne auf dem festen Lande war, lange unentschieden blieb. Frankreich hatte damals kaum zehn Schiffe von 50 Canonen, die es hätte können auslaufen lassen: seine Kriegsmacht ward von Tage zu Tage geringer.

Ludewig der XIV sah sich also im Jahre 1653 als unumschränkten Beherrscher eines Reichs, welches von den Anfällen, die es ausgehalten hatte, noch ganz erschüttert war. Alle Arten der Verwaltung, waren voller Verwirrung. Doch fehlte es auch nicht an Mitteln, ihm wieder aufzuhelfen, da es, außer Savoyen, keine Bundsgenossen hatte, einen angreifenden Krieg zu führen, und außer Spanien, welches damals in einem noch schlechtern Zustande als Frankreich war, keinen auswärtigen Feind hatte. Alle Franzosen, welche den bürgerlichen Krieg geführt hatten, hatten sich unterwerfen müssen, außer Conde und einige von seinen Anhängern, wovon ihm einige aus Freundschaft und Großmuth treu geblieben waren, als der Graf von Coligny und Bouteville, andere aber deswegen, weil sie der Hof nicht theuer genug erkaufen wollte.

Conde,

* Im Jahre 1653.

Conde, welcher General der spanischen Armeen geworden war, konnte einer Partey nicht wieder aufhelfen, die er selbst, durch die Zernichtung ihres Fußvolkes, in den Schlachten bey Lens und Rocroy geschwächt hatte. Er stritt mit neuen Truppen, wovon er nicht Herr war, wider alte französische Regimenter, welche unter ihm gelernet hatten zu siegen, und von Turennen angeführet wurden.

Das Schicksal des Turenne und des Conde schien zu seyn, allezeit zu siegen, wenn sie mit einander an der Spitze der Franzosen fochten, und allezeit geschlagen zu werden, wenn sie die Spanier anführeten. Turenne hatte kaum die Ueberbleibsel der spanischen Armee von der Schlacht bey Retel gerettet, als er aus einem General des Königs von Frankreich, ein Lieutenant des Don Estevan de Gamare wurde.

Der Prinz von Conde hatte eben dieses Schicksal vor Arras. Der Erzherzog und er belagerten diesen Ort. Turenne belagerte sie in ihrem Lager, und drang durch ihre Verschanzungen. Die Truppen des Erzherzoges wurden in die Flucht geschlagen. Conde allein hielt mit zwey französischen und lothringischen Regimentern die ganze Gewalt der Armee des Turenne auf, und indem der Erzherzog floh, schlug er den Marschall von Hoquincourt, trieb den Marschall von Ferte zurück, und machte die Flucht der überwundenen Spanier durch seine siegende Entfernung wieder gut.

Der König von Spanien schrieb ihm auch mit ausdrücklichen Worten: **ich weiß, daß alles verloren war, und daß ihr alles erhalten habt.**

Es ist schwer zu sagen, wodurch die Schlachten gewonnen oder verloren worden; es ist aber gewiß, daß Conde einer von den größten Kriegsleuten war, die jemals gewesen sind, und daß der Erzherzog und sein Kriegsrath bey diesem Treffen nichts von alle dem thun wollten, was Conde vorschlug.

Das entsetzte Arras und der in die Flucht geschlagene Erzherzog überhäuften Turennen mit Ruhm, und man bemerkt in dem Briefe, welchen der König an das Parlement wegen dieses Sieges schreiben ließ *, daß man allen Fortgang dieses Feldzuges dem Kardinal Mazarin zuschrieb, und nicht einmal den Turenne mit Namen erwähnte. Der Kardinal war in der That nebst dem Könige einige Meilen von Arras gewesen. Er war sogar in dem Lager bey der Belagerung von Stenay gewesen, welches Turenne eingenommen hatte, ehe er Arras entsetzte. Man hatte in Gegenwart des Kardinals Kriegsrath gehalten. Aus diesem Grunde eignete er sich die Ehre des Ausganges zu, welche Eitelkeit ihm eine so lächerliche Seite gab, daß das ganze Ansehen des Ministers nicht hinlänglich war, sie zu bedecken.

Der König befand sich nicht bey der Schlacht vor Arras, er hätte aber dabey seyn können. Er war bey der Belagerung von Stenay in die Laufgräben gegangen; der Kardinal Mazarin aber wollte nicht, daß er seine Person der Gefahr ferner aussetzen sollte, weil die Ruhe des Staats und die Gewalt des Ministers damit verbunden zu seyn schienen.

Auf der einen Seite führte Mazarin, der unumschränkte Herr Frankreichs und des jungen Königs, und

* Gegeben den 11 Septemb. 1654. in Vincennes.

und auf der andern Don Ludewig von Haro, welcher Spanien und den vierten Philipp regierte, unter dem Namen ihrer Herren, diesen Krieg fort, obgleich mit wenig Lebhaftigkeit. Noch bekümmerte man sich nicht um den Namen Ludewigs des XIV, und noch niemals hatte man von dem Könige in Spanien gesprochen. Es war kein einziges gekröntes Haupt damals in Europa, welches ein persönliches Verdienst gehabt hätte. Die einzige Königinn in Schweden, Christina, regierte durch sich selbst und unterstützte die Ehre des in andern Staaten entweder verlassenen oder entlehnten oder unbekannten Thrones.

Carl der zweyte, König von England, welcher mit seiner Mutter und seinem Bruder nach Frankreich geflohen war, schleppte überall daselbst sein Unglück und seine Hoffnung mit sich herum. Ein bloßer Bürger hatte sich England, Irrland und Schottland, mit der Bibel in einer, und dem Degen in der andern Hand, und der Larve der Schwärmerey auf dem Gesichte, unterwürfig gemacht. Cromwel, dieser des Regiments würdige Usurpator, hatte den Namen eines Protectors und nicht eines Königs angenommen; weil die Engländer zwar wußten, wie weit sich die Rechte ihrer Könige erstreckten, aber nicht, welches die Gränzen des Ansehens eines Protectors wären.

Er bestätigte seine Gewalt dadurch, daß er sie zu rechter Zeit zu unterdrücken wußte: er unternahm nichts wider die Freyheiten, worauf das Volk eifersüchtig war; er legte keine Soldaten in die Stadt London; er machte keine Auflagen, worüber man hätte murren können; er beleidigte die Augen nicht

durch allzuviel Pracht; er erlaubte sich kein Vergnügen; er häufte keine Schätze auf; er wandte alle Sorgfalt an, daß die Gerechtigkeit mit derjenigen unerbittlichen Unparteylichkeit ausgeübt würde, welche unter den kleinen und großen keinen Unterschied macht.

Der Bruder des portugiesischen Gesandten in England, des Pantaleonsa, glaubte, daß seine Frechheit ungestraft bleiben würde, weil die Person seines Bruders unverletzlich war; er beleidigte also verschiedene Bürger in London auf eine empfindliche Art, und ließ einen davon so gar umbringen, weil er sich an ihm, wegen des Widerstandes, den ihm die andern gethan hatten, rächen wollte. Er ward zum Strange verdammt. Cromwel, welcher ihm hätte können Gnade wiederfahren lassen, ließ ihn hinrichten, und unterzeichnete den Morgen darauf mit dem Abgesandten einen Tractat.

Niemals war die Handlung so frey und so blühend, niemals war England so reich gewesen. Seine siegenden Flotten verschafften seinem Namen in allen Meeren Hochachtung, da indessen Mazarin, welchen allein seine Herrschsucht und Gierde sich zu bereichern, beschäfftigte, in Frankreich die Gerechtigkeit, die Handlung, die Seemacht und sogar die Finanzen in Ohnmacht erliegen ließ. Da er nach einem bürgerlichen Kriege Herr von Frankreich war, so wie es Cromwel von England war, so hätte er für das Land, welches er regierte, eben das thun können, was Cromwell für das seinige gethan hatte. Allein er war ein Ausländer, und die Seele des Mazarin

hatte

hatte zwar nicht die Grausamkeit des Cromwels, sie hatte aber auch nicht seine Größe.

Alle europäische Völker, welche sich nicht viel um das Bündniß mit England unter Jacob dem I und unter Carln bekümmert haben, bestrebten sich unter dem Protector mit allem Eifer darnach. Die Königinn Christina selbst, ob sie gleich die Ermordung Carls des I verabscheuet hatte, gieng mit einem Tyrannen, welchen sie hoch schätzte, ein Bündniß ein.

Mazarin und Don Ludewig von Haro verschwendeten ihre Staatsklugheit um die Wette, sich mit dem Protector zu vereinigen. Er genoß eine Zeit lang das Vergnügen, sich von den zwey mächtigsten christlichen Königreichen geschmeichelt zu sehen.

Der spanische Minister both ihm Hülfe an, Calais einzunehmen; Mazarin schlug ihm vor, Dünkirchen zu belagern, und ihm diese Stadt in die Hände zu bringen. Cronwel konnte unter den Schlüsseln von Frankreich oder von Flandern wählen. Auch Conde lag ihm sehr an; er wollte aber nichts mit einem Prinzen zu thun haben, welcher nichts für sich hatte, als seinen Namen, welcher ohne Anhang in Frankreich, und ohne Gewalt bey den Spaniern war.

Der Protector entschloß sich für Frankreich; doch ohne ein besonder Bündniß zu schließen, und ohne die Ueberwindungen im Voraus zu theilen. Er wollte seine unrechtmäßige Regierung durch die allergrößten Unternehmungen berühmt machen. Seine Absicht war, den Spaniern America aus den Händen zu reißen; doch sie wurden in Zeiten davon benachrichtiget, und die Admirale des Cromwels nahmen

ihnen nichts als Jamaica weg *, eine Provinz, welche die Engländer noch besitzen, und welche der Grund ihres Handels in der neuen Welt ist. Erst nach der Eroberung von Jamaica geschahe es, daß Cromwel seinen Tractat mit dem Könige von Frankreich unterzeichnete; doch ohne die geringste Erwähnung von Dünkirchen zu thun. Der Protector verfuhr wie mit seines Gleichen, und zwang den König, ihm den Titel Bruder zu geben. Sein Sekretair unterzeichnete sich in dem Originale des Tractats, welches in England blieb, vor den gevollmächtigten französischen Minister. Er schloß aber diesen Tractat in der That als der überlegene Theil, indem er den König von Frankreich nöthigte, Carln den II und den Herzog von York, einen Enkel Heinrichs des IV, welche ihre Zuflucht in Frankreich genommen hatten, aus seinen Staaten zu weisen **.

Indessen da Mazarin dieses Bündniß schloß, hielt Carl der II bey ihm um eine von seinen Nichten an.

Der üble Zustand seiner Angelegenheiten, welche den Prinzen zu diesem Vorsatze brachten, war eben das, was ihm eine abschlägige Antwort zuzog. Man hat so gar den Kardinal in Verdacht, daß er eben die, welche er dem Könige von England versagte, mit dem Sohne des Cromwels habe verheirathen wollen. Dieses ist wenigstens gewiß, daß er, als er hernachmals sahe, daß der Weg zum Throne dem zweyten Carl weniger verschlossen sey, diese Heirath von neuem hervorsuchte; doch alsdann bekam er abschlägliche Antwort.

Die Mutter dieser zwey Prinzen, Henriette von Frankreich, eine Tochter Heinrichs des Großen, welche in

* Im Monat May 1655.
** Den 2ten November 1655.

in Frankreich ohne Hülfe geblieben war, ward genöthiget den Kardinal zu beschwören, von Cromwellen wenigstens zu erhalten, daß ihr das Leibgedinge bezahlt würde. Konnte eine schmerzhaftere Erniedrigung für sie seyn, als daß sie denjenigen um Lebensunterhalt ansprechen mußte, welcher das Blut ihres Mannes auf der Henkerbühne vergossen hatte. Mazarin that im Namen dieser Königinn ganz schwache Vorstellungen in England, und kündigte ihr endlich an, daß er nichts habe erhalten können. Sie blieb in Paris in der größten Armuth und voller Scham, die Barmherzigkeit Cromwels angesprochen zu haben; da indessen ihre Söhne zu der Armee des Prinzen von Conde und des Don Juan von Oesterreich giengen, das Kriegshandwerk wider Frankreich, welches sie verließ, zu erlernen.

Die aus Frankreich vertriebenen Kinder Carls des I flüchteten nach Spanien. Die spanischen Minister schrien an allen Höfen, und besonders in Rom, aus vollem Halse wider einen Kardinal, welcher, wie sie sagten, alle göttliche und menschliche Gesetze und die Ehre der Religion einem Königsmörder aufopferte; und die Vettern Ludewigs des XIV, den zweyten Carl und den Herzog von York aus Frankreich verjagte, dem Henker ihres Vaters zu gefallen.

In Flandern wurde der Krieg immer mit verschiedlichem Fortgange fortgesetzt. Turenne hatte Valenciennes mit dem Marschall von Ferte belagert, und mußte eben den Unstern erfahren, welchen Conde vor Arras erfahren hatte. Der Prinz, welcher damals von dem Don Juan von Oesterreich, welcher es eher verdiente, an seiner Seite zu streiten, als der

Erz-

Erzherzog, unterstützt wurde, drang durch die Linien des Marschalls von Ferte, nahm ihn gefangen, und entsetzte Valenciennes *. Turenne that, was Conde bey einer gleichen Widerwärtigkeit gethan hatte. Er rettete die geschlagene Armee, und both überall dem Feinde die Spitze; er belagerte so gar einen Monat darauf Chapelle, und nahm es ein. Das war vielleicht das erstemal, daß eine geschlagene Armee eine Belagerung zu unternehmen gewagt hatte.

Dieses so gepriesene Unternehmen des Turenne, nachdem er Chapelle eingenommen hatte, ward durch ein schöneres Unternehmen des Prinzen von Conde verdunkelt. Kaum belagerte Turenne Cambray, als Conde mit zwey tausend Mann zu Pferde durch die Armee der Belagerer drang, alles, was sich ihm entgegen stellte, niederstürzte, und sich in die Stadt warf **. Die Bürger empfingen ihren Befreyer auf den Knien. Auf diese Art entwickelten diese zwey entgegen gesetzten Helden die Stärke ihrer kriegerischen Geister immer mehr und mehr. Man bewunderte sie, wenn sie sich zurück zogen, eben so sehr, als wenn sie siegeten, so gar in ihren Fehlern selbst, welche sie allezeit wieder gut zu machen suchten. Ihre Geschicklichkeiten hielten wechselsweise den Anwachs der einen oder der andern Monarchie auf; die Unordnung aber, welche sowol in Frankreich, als in Spanien, in dem Finanzwesen herrschete, war noch ein weit größer Hinderniß ihres glücklichen Fortganges.

Schrei-

* Den 17 Julius 1656.
** Den 30 May 1656.

* *

Schreiben des Hn. von Voltaire,

über seinen

Versuch des Jahrhunderts

Ludewigs des XIV.

an Mylord Harvey,

geheimen Siegelbewahrer von England.

Ich bitte sie, Mylord, urtheilen sie von meinem Versuche über das Jahrhundert Ludewigs des XIV, nicht nach den zwey Hauptstücken, die man in Holland mit so viel Fehlern gedruckt hat, welche mein Werk ganz unkenntlich und unverständlich machen. Wenn die englische Uebersetzung nach dieser unförmlichen Abschrift ist gemacht worden, so verdient der Uebersetzer eine Verdolmetschung der Offenbarung zu machen. Vor allen aber bitte ich, seyn sie etwas weniger verdrüßlich, daß ich das letzte Jahrhundert das Jahrhundert Ludewigs des XIV. nenne. Ich weiß wohl, Ludewig der XIV. hatte die Ehre nicht, der Herr oder Wohlthäter eines Boyle, eines Newtons, eines Halley, eines Addisons, eines Drydens zu seyn. Allein in dem Jahrhunderte, welches man das Jahrhundert des zehnten Leo nennt, hatte denn dieser zehnte Leo alles gethan? Waren

damals

damals keine andere Fürsten, welche das Ihrige beytrugen, das menschliche Geschlecht zu erleuchten und gesitteter zu machen? Gleichwol hat der Name des zehnten Leo den Vorzug erhalten, weil er mehr als jeder andere die Künste aufmunterte. Und nun, wer hat denn in diesem Stücke der Menschlichkeit mehr Dienste gethan als Ludewig der XIV? Welcher König hat mehr Wohlthaten ausgestreuet, mehr Geschmack bewiesen, und sich durch schönere Stiftungen hervorgethan? Er hat, ohne Zweifel, nicht alles gethan, was er hätte thun können, weil er ein Mensch war; er hat aber mehr gethan, als jeder andere, weil er ein großer Mann war. Mein stärkster Grund, ihn sehr hoch zu schätzen, ist, daß er, ungeachtet seiner bekannten Fehler, mehr Ruhm hat, als keiner von seinen Zeitverwandten. Trotz einer Million Menschen, deren er Frankreich beraubet hat, und welchen allen daran gelegen war, ihn zu verschreyen, schätzt ihn doch ganz Europa hoch, und setzt ihn in die Zahl der größten und besten Monarchen.

Nennen sie mir doch denjenigen Fürsten, welcher mehr geschickte Ausländer an sich gezogen habe, und welcher die Verdienste seiner Unterthanen, mehr aufgemuntert habe? Sechzig Gelehrte in Europa erhielten Belohnungen von ihm, welche darüber erstaunten, daß sie ihm bekannt wären.

Colbert schrieb ihnen: **Ob der König gleich nicht ihr Herr ist, so will er doch ihr Wohlthäter**

thäter seyn. Er hat mir befohlen, ihnen beyliegenden Wechsel, als ein Zeichen seiner Hochachtung, zu schicken. Ein Böhme, ein Däne, erhielten dergleichen aus Versailles gegebene Briefe. Guillemini baute von den Wohlthaten Ludewigs des XIV in Florenz ein Haus; er ließ den Namen dieses Königs über den Eingang desselben setzen, und sie wollen nicht, daß ich ihn an die Spitze des Jahrhunderts, von welchem ich rede, setze?

Was er in seinem Reiche gethan hat, kann zu einem ewigen Beyspiele dienen. Er trug die Erziehung seines Sohnes und seines Enkels den beredtesten und gelehrtesten Männern in Europa auf. Er hatte die Aufmerksamkeit, daß er drey Söhne des Peter Corneille unterbrachte; zwey unter den Soldaten, und einen im geistlichen Stande. Er ermunterte die hervorkommende Geschicklichkeit des Racine durch ein Geschenk, welches für einen unbekannten jungen Menschen ohne Vermögen sehr beträchtlich war; und als sich dieses Genie vollkommen gemacht hatte, so machten seine Geschicklichkeiten, welche oft zu nichts, als zur Ausschließung des Glückes dienen, das seinige: er genoß mehr als Glück; die Gunst, und manchmal die Vertraulichkeit seines Herrn; dessen bloßer Blick eine Belohnung war. Er war in den Jahren 1688 und 89 bey den Reisen von Morly, um welche sich die Hofleute so viel Mühe gaben; er schlief, während seiner Krankheit, in dem königl. Zimmer, und las dem Könige die Meisterstücke der Beredsamkeit und Dichtkunst vor, welche die Zierde dieser vortrefflichen Regierung sind.

Diese

Diese mit Entscheidung ertheilten Gunstbezeugungen sind es, welche die Nacheiferung erwecken, und große Geister erhitzen. Es ist viel, Stiftungen zu machen, es ist nichts weniges, sie zu unterstützen; es aber bloß bey diesen Stiftungen bewenden lassen, heißt oft einen unnützen Menschen zu einem großen Manne einerley Zuflucht verschaffen, und in einem Stocke die Biene und die Hummel aufnehmen.

Ludewig der XIV. dachte an alles. Er beschützte die Akademien, er zog diejenigen vor, welche sich hervorthaten. Er verschwendete seine Gunst nicht bey einer Art von Verdiensten, mit Ausschließung der andern, so wie viele Prinzen nur demjenigen wohl wollen, was ihnen gefällt, nicht aber dem, was gut ist. Die Naturlehre und die Untersuchung des Alterthums zogen seine Aufmerksamkeit an sich. Sie erkaltete nicht einmal in den Kriegen, welche er gegen Europa fortzusetzen hatte. Indessen, da er auf dreyhundert Citadellen erbaute, und mehr als viermal hundert tausend Soldaten marschiren ließ, ließ er das Observatorium aufrichten, und eine Mittagslinie von einem Ende des Königreichs bis zu dem andern ziehen; ein Werk welches in seiner Art das einzige in der Welt ist. Er ließ in seinem Pallaste Uebersetzungen der guten griechischen und lateinischen Schriftsteller drucken; er schickte Meßkünstler und Naturforscher in das Innerste von Africa und America, Wahrheiten zu suchen. Bedenken sie, Mylord, daß ohne die Reise und ohne die Erfahrungen, derjenigen, welche im Jahre 1672 nach Cayenne giengen,

Newton seine Entdeckungen, die Gravitation betreffend, nicht würde gemacht haben. Betrachten sie, ich bitte, einen Caßini, einen Hugenius, welche beyde ihr Vaterland, welches sie ehret, verlassen, und nach Frankreich kommen, die Hochachtung und die Wohlthaten Ludewigs des XIV. zu genießen.

Und glauben sie, daß ihnen die Engländer nichts schuldig sind? Sagen sie mir doch, ich bitte sie, an welchem Hofe machte sich der zweyte Carl so viel Höflichkeit und so viel Geschmack eigen? Sind die guten Schriftsteller Ludewigs des XIV. nicht ihre Muster gewesen? Hat nicht aus ihnen der weise Addisson, welcher in England an der Spitze der schönen Wissenschaften war, oft seine vortrefflichen Beurtheilungen gezogen? Der Bischof Burnet selbst gesteht es, daß der Geschmack, welchen die Hofleute Carls des II. in Frankreich erlanget, in England so gar die Kanzel verbessert habe, der Verschiedenheit unserer Religionen ungeachtet, zum Beweise, daß sich die Herrschaft der Vernunft über alles erstrecket.

Sagen sie mir, ob die guten Bücher der damaligen Zeit nicht vieles zur Erziehung aller deutschen Prinzen beygetragen haben? In welchem nordischen Hofe hat man keine französischen Schaubühnen gesehen? Welcher Fürst bemühte sich nicht, Ludewigen dem XIV. nachzuahmen? Welches Volk folgte damals nicht den französischen Moden?

Sie führen mir, Mylord, das Exempel Peters des Großen an, welcher die Künste in seinem Lande hervorsprossen ließ, und der Schöpfer eines neuen Volkes ward. Sie sagen mir, weil man in Europa sein Jahrhundert niemals das Jahrhundert Peters des großen nennen würde, so dürfe auch ich nicht das vergangene Jahrhundert das Jahrhundert Ludewigs des XIV. nennen.

Es scheint mir, als ob der Unterschied sehr handgreiflich sey. Peter wurde bey andern Völkern unterrichtet, und brachte ihre Künste in sein Land. Ludewig der XIV. aber hat die Völker unterrichtet, und alles, sogar seine Fehler, sind Europa nützlich gewesen. Die Protestanten, welche seine Staaten verließen, haben auch bis nach England die Emsigkeit gebracht, welche den Reichthum von Frankreich ausmachten.

Rechnen sie so viel Seidenmanufacturen, und die Crystallenmanufacturen, für nichts? Die letzten besonders wurden durch unsere Ausgetriebenen vollkommen gemacht, und wir verloren das, was ihr Land erhielt. Und wenn die französische Sprache beynahe die allgemeine Sprache geworden ist, wem hat man es denn zu danken? War sie zu den Zeiten Heinrichs des IV. von solchem Umfange? Nein, wahrhaftig nicht, man wußte nichts, als das Italienische und Spanische. Unsere vortrefflichen Schriftsteller sind es, welche diese Veränderung gemacht haben. Allein, wer hat denn diese vortrefflichen Schriftsteller

beschützet,

beschützet, gebraucht und ermuntert? Es war Colbert, werden sie sagen. Ich gesteh es, und behaupte so gar, daß der Minister hierinne den Ruhm mit seinem Herrn theilen müsse. Allein was hätte Colbert unter einem andern Fürsten gethan? Unter eurem Könige, Wilhelm, welcher nichts liebte, und dem Könige von Spanien, dem zweyten Carl, unter so vielen andern Regenten?

Glauben sie wol, Mylord, daß Ludewig der XIV. den Hof mehr als in einem Stücke verbessert hat? Er wählte den Lully zu seinem Musicus, und nahm dem Lambert das Privilegium, weil Lambert ein mittelmäßiger Künstler, und Lully ein vortrefflicher Mann war. Er gab dem Quinaut den Stoff zu seinen Opern. Ludewig der XIV. war es, welcher die Armide angab. Er regierte die Mahlereyen des le Brun, er beschützte Boileau, Racinen, Molieren wider ihre Feinde; er munterte die nützlichen sowol als die schönen Künste auf, und allezeit mit Einsicht in die Sache: er lieh dem Vanrobes Geld, Manufacturen anzulegen; er schoß der indischen Handlungsgesellschaft, welche er gebildet hatte, ganze Millionen vor. Unter seiner Regierung sind nicht nur große Dinge geschehen, sondern er hat sie guten Theils selber gethan. Erlauben sie also, Mylord, daß ich mich bemühe, ein Denkmaal zu seinem Ruhme aufzurichten, welches ich noch weit mehr dem Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts weihe; ich schreibe als Mensch, nicht als Unterthan; ich will das letzte Jahrhundert schildern, und nicht bloß

einen Fürsten. Ich bin der Geschichte überdrüßig, wo von nichts, als von den Abentheuern eines Königs die Rede ist, als ob er allein, oder, als ob alles für ihn da wäre. Kurz, ich schreibe vielmehr die Geschichte eines großen Jahrhunderts, als eines großen Königes.

Pelisson würde beredter geschrieben haben als ich; allein er war ein Hofmann und wurde bezahlt. Ich bin weder das eine, noch das andere; mir kömmt es also zu, die Wahrheit zu sagen.

Ich hoffe, daß sie in diesem Werke einige von ihren Gesinnungen finden werden. Je mehr ich wie Sie denken werde, je mehr werde ich Grund haben, den Beyfall der Welt zu hoffen. Ich bin ꝛc.

III. Ge=

III.

Geheime Nachrichten

von

Ludewig dem XIV.

Ludewig der XIV war, wie man weiß, die schönste und wohlgestalteste Mannsperson in seinem Königreiche. Er war es, auf welchen Racine in dem Trauerspiele, Berenice mit diesen Zeilen zielte:

En quelque obscurité, que le ciel l'eut fait naitre,
Le monde en le voyant aut reconnu son Maitre.

In welcher Dunkelheit ihn der Himmel auch hätte lassen gebohren werden; die Welt würde ihn, so bald sie ihn gesehen, für ihren Herrn erkannt haben. Der König merkte es sehr wohl, daß dieses Trauerspiel, und besonders diese zwey Zeilen für ihn gemacht wären. Nichts macht übrigens schöner als eine Krone. Der Klang seiner Stimme war edel und rührend. Alle Mannspersonen bewunderten ihn, und jedes Frauenzimmer

seufzete für ihn. Er hatte einen Gang, welcher ihm nur alleine zukommen konnte, und welcher bey allen andern wäre lächerlich gewesen. Er sahe es gern, wenn er durch sein Ansehen in Bewegung setzen konnte. Die Verwirrung derjenigen, welche mit ihm sprachen, war eine Verehrung, welche seiner Erhabenheit schmeichelte. Der alte Officier, welcher, als er sich eine Gnade von ihm ausbath, und seine Rede wieder von vorne anfing, und endlich sagte: **Sire, wenigstens zittere ich vor euren Feinden nicht so;** hatte nicht viel Mühe, das, um was er bath, zu erhalten.

Die Natur hatte ihm eine starke Leibesbeschaffenheit gegeben. Er war in allen Leibesübungen sehr geschickt; er spielte alle Spiele sehr wohl, welche Geschicklichkeit und Thätigkeit erfoderten; er tanzte die ernsthaften Tänze mit vieler Anmuth. Sein Magen war so gut, daß er alle Tage zwey gute Mahlzeiten that, ohne seiner Gesundheit zu schaden; und die Güte seines Temperaments machte es, daß er beständig in einer gleichen Gemüthsart blieb. Der kränkliche Ludewig der XIII war ärgerlich, schwach und hart. Ludewig der XIV redete wenig aber allezeit gut. Er war nicht gelehrt, aber er hatte einen vortrefflichen Geschmack. Er verstund ein wenig Italienisch und Spanisch, und konnte niemals das Lateinische lernen, welches man in einer besondern Auferziehung allezeit ziemlich schlecht lehret, und welches von allen Kenntnissen die am wenigsten nützliche für einen König ist. Man hat unter seinem Namen eine Uebersetzung des Julius Cäsars gedruckt. Es sind Aufgaben, die man mit ihm machte, woran er

wenig

wenig Theil hatte, und von welchen man ihn überredete, daß er sie gemacht habe. Ich habe den Kardinal Fleury sagen hören, daß ihn Ludewig der XIV einmal gefragt hätte, wer denn der Prinz quemadmodum sey, ein Wort, auf welchen ein Musicus in einer Motete, nach der löblichen Gewohnheit, sehr viel Kunst verschwendet hatte. Der König gestand ihm bey dieser Gelegenheit, daß er fast niemals etwas von dieser Sprache verstanden habe. Es wäre besser gewesen, wenn man ihm die Historie, die Erdbeschreibung und besonders die wahre Weltweisheit, welche die Fürsten so selten kennen, gelehret hätte. Sein gesunder Verstand und sein guter Geschmack ersetzten alles. In den schönen Künsten liebte er nichts, als das vortreffliche. Nichts beweist es mehr, als der Gebrauch, den er von Racinen, von Boileau, von Molieren, von Bossuet, von Fenelon, von le Brun, von Girardon, von le Notre machte. Er gab sogar manchmal dem Quinaut den Stoff zu seinen Opern, und er war es, welcher die Armide wählte. Colbert beschützte alle Künste aus keiner andern Ursache, als weil er sich dem Geschmacke seines Herrn gemäß bezeigen wollte. Der Colbert war, ohne Wissenschaften, bey der Handlung erzogen worden; der Kardinal Mazarin hatte ihm die Besorgung der Angelegenheiten aufgetragen, und konnte also für die schönen Künste den Geschmack nicht haben, welchen ordentlicher Weise ein galanter Hof, wo man Ergötzungen verlangt, die über die Ergötzungen des Pöbels sind, verschaffet. Colbert war ein wenig trocken und finster, seine großen Absichten in dem Finanzwesen, und in der Handlung,

worinne der König weniger verstand und verstehen mußte, erstreckten sich nicht sogleich bis zu den liebenswürdigen Wissenschaften; er bildete seinen Geschmack, aus Begierde seinem Herrn zu gefallen, und aus Nacheiferung, welche der Ruhm des Herrn Fouquet, den er sich durch die Beschützung der Gelehrten erworben hatte, und den er auch so gar in seiner Ungnade erhielt, in ihm erweckte. Anfangs wählte er sehr unglücklich, und als Ludewig der XIV im Jahre 1662 seine Achtung gegen die Wissenschaften zeigen wollte, indem er Leute von Genie und Gelehrten jährliche Gehalte gab, so richtete sich Colbert einzig nach dem Chapelain, dessen Name nachher, durch Hülfe seiner und des Boileau Werke so lächerlich geworden ist: er stand aber damals in sehr großem Ansehen; das er sich durch ein wenig Gelehrsamkeit, durch viel Tadelsucht und noch mehr Kunstgriffe erworben hatte. Diese Wahl war es, welche den Boileau schon ganz jung aufbrachte, und ihn mit so viel beißenden Spöttereyen bewaffnete. Colbert besserte sich hernachmals, und unterstützte diejenigen, welche wirkliche Geschicklichkeiten besaßen, und dem Könige gefielen.

Ludewig der XIV war es, welcher aus eigner Bewegung dem Boileau, Racine und Pelisson, und vielen andern jährliche Gehalte gab; er unterhielt sich manchmal mit ihnen, und als Boileau, nachdem er sich aus Schwachheit des Alters nach Auteuil begeben hatte, das leztemal kam, dem Könige seine Aufwartung zu machen, so sagte der König zu ihm; wenn euch eure Gesundheit erlaubet, noch dann und wann nach Versailles zu kommen, so werde ich alle-

zeit

zeit eine halbe Stunde für euch übrig haben. Im Jahre 1690 ernannte er Racinen von dem Gefolge nach Marly, und ließ sich die ersten Werke der damaligen Zeit von ihm vorlesen.

Das Jahr vorher hatte er dem Racine und Boileau jedem tausend Pistolen, welche zwanzig tausend Livres nach itziger Münze ausmachen, geschenkt, seine Geschichte zu schreiben, und hatte zu diesem Geschenke noch ein jährliches Gehalt von vier tausend Livres gefüget.

Aus allen diesen freywillig ertheilten Geschenken und besonders aus seiner Gnade gegen den Pelisson, welchen Colbert verfolgte, erhellet unwidersprechlich, daß dieser Minister seinen Geschmack nicht lenkte. Es geschahe aus eigner Bewegung, daß er verschiedenen auswärtigen Gelehrten Gnadengelder gab, und Colbert zog den Perrault bey der Wahl derjenigen zu Rathe, welche diese für sie und für den Monarchen so rühmliche Geschenke erhielten. Eine von seinen Künsten war einen Hofstaat zu halten. Er machte den seinigen zu dem prächtigsten und galantesten in ganz Europa. Ich weiß nicht, wie man noch die Beschreibungen von großen Festen in den Romanen lesen kann, wenn man diejenigen gelesen hat, welche Ludewig der XIV anstellte. Die Lustbarkeiten in St. Germain, zu Versailles, sein Carusselle sind weit über alles das, was die romanenmäßigste Einbildung hat erfinden können. Er tanzte gemeiniglich bey diesen Lustbarkeiten mit den schönsten Personen des Hofes, und die Natur schien alle ihre Kräfte angewandt zu haben, dem Geschmacke Ludewigs des XIV zu Hülfe zu kommen. Sein Hof ward mit den

wohl=

wohlgebildetsten Menschen in ganz Europa angefüllet, und er besaß mehr als dreyßig Frauenzimmer von einer vollkommenen Schönheit. Man bemühete sich figürliche Tänze zu erfinden, die sich zu ihren Gemüthsarten und Galanterien schickten. Oft waren die Stücke, welche man vorstellte, voller feinen Anspielungen, die auf die geheimen Angelegenheiten ihrer Herzen passeten. Es wurden nicht nur öffentliche Lustbarkeiten angestellet, wobey Moliere und Lully die vornehmsten Zierden waren; sondern auch besondere, bald für die Madame, die Schwägerinn des Königs, bald für Madame de la Valiere, wobey nur wenig Hofleute zugelassen wurden. Oft war es Benserade, welcher die Verse dazu machte, manchmal auch ein gewisser Bellet, Kammerdiener des Königs. Ich habe Entwürfe von diesem letztern gesehen, welche Ludewig der XIV mit eigener Hand verbessert hatte. Die galanten Verse sind bekannt, welche Benserade für die figürlichen Ballets machte, wobey der König mit seinem Hofe tanzte; er vermischte allezeit durch eine feine Anspielung die Person und die Rolle. Zum Exempel, als der König in einem von diesen Ballets den Apollo vorstellte, so machte Benserade folgendes für ihn:

Je doute qu'on le prenne avec nous sur le ton
De Daphné ni de Phaeton;
Lui trop ambitieux, elle trop inhumaine.
Il n'est point là de piège ou vous puissiez donner.
Le moyen de s'imaginer
Qu'une femme vous fuge, ou qu'un homme vous aucun.

Ich

Ich zweifele, daß man mit euch, wie Daphne oder Phaeton verfahren wird. Er war zu hochmüthig; sie war zu grausam. Hier sind keine Fallstricke für euch. Wie wäre es möglich, daß ein Frauenzimmer euch fliehen, und eine Mannsperson euch zum besten haben könnte?

Als er seinen Neffen den Herzog von Bourgogne mit der Prinzeßinn Adelaide von Savoyen verheirathete, ließ er in einem von den Zimmern von Versailles für sie Comödien spielen. Duche, einer von seinen Domestiquen, und Verfasser des schönen Singespiels Iphigenie, machte zu diesen besondern Lustbarkeiten das Trauerspiel, Absalom. Die Herzoginn von Bourgogne stellte die Tochter des Absalom vor, der Herzog von Orleans, der Herzog de la Valiere spieleten auch mit, wie auch der berühmte Schauspieler Baron, welcher der Anordner des ganzen Werkes war.

Es war damals alle Wochen dreymal in Versailles Appartement. Die Gallerie und alle Zimmer waren voll. In dem einen Saale wurde gespielet, in dem andern war Musik, in einem dritten schmausete man. Der König belebte alle diese Lustbarkeiten durch seine Gegenwart. Manchmal ließ er in die Gallerie Buden voller kostbaren Edelsteine setzen. Er machte Lotterien daraus, und die Herzoginn von Bourgogne vertheilte meistentheils die großen Loose.

Mitten unter diesen kostbaren Lustbarkeiten und angenehmen Ergötzungen war es, als er die weitläuftigen Entwürfe machte, worüber ganz Europa erzitterte. Er führete die Königinn und alle Hofdamen

men an die Gränzen. Bey dem Kriege von 1667 theilte er mehr als für hundert tausend Thaler, theils an vornehme Flamländer, die ihm ihre Aufwartung zu machen kamen, theils an Abgeordnete der Städte oder Gesandte der Prinzen aus, welche ihn bewillkommeten; und allezeit folgte er hierinne seinem Geschmacke in der Pracht eben so wohl als seine Staatsklugheit. Man kann sich also nicht genug verwundern, daß man ihn fast in allen erbärmlichen Geschichten, die man von seinem Reiche zusammen gestoppelt hat, des Geizes beschuldiget. Niemals hat ein König größere Geschenke, und diese zu einer bequemern Zeit und mit mehr Anmuth ausgetheilet, als er.

Die edlen Ergötzungen, womit er beständig den prächtigsten Hof von der Welt unterhielt, verhinderten ihn nicht, sich ordentlicher Weise bey allen Berathschlagungen einzufinden. Selbst in seiner Krankheit setzte er sie nicht aus. Nur ein einzigmal zog er die Jagd vor. Es war gleich an dem Tage, nicht viel zu thun. Er trat herein, und sagte, daß die Berathschlagung diesesmal sollte ausgesetzt seyn, und sagte es, indem er aus dem Stegreife eine Operarie des Quinaut und Lully parodirte.

Le Conseil à ses yeux a beau se presenter
Si tot qu'il voit sa chienne il quitte tout pour elle;
Rien ne peut l'arreter
Quand la chasse l'appelle.

Umsonst zeigt sich ihm sein Rath; so bald er seine Hindinn erblickt, verläßt er alles. Nichts hält ihn auf, wenn ihn die Jagd ruft.

Er hatte verschiedene kleine Liederchen in diesem leichten und natürlichen Geschmacke gemacht, und auf seinen Reisen in die Franche Comte, ließ er seine Hofleute, besonders den Pelisson und den Marquis d'Angeau Impromtüs machen. Er spielte nicht übel auf der Zitter, die damals Mode war, und verstand sich auf die Musik nicht weniger sehr wohl, als auf die Malerey. In dieser letzten Kunst liebte er nichts, als die edlen Gegenstände. Die Trinieres und andere kleine flammländische Maler fanden vor seinen Augen keine Gnade. Weg mit diesen Affen, sagte er einsmals, als man ihm eines von dergleichen Werken in ein Zimmer gestellet hatte.

Seines Geschmacks an der großen und edlen Baukunst ungeachtet, ließ er das alte Schloß von Versailles mit seinen sieben kreuzweisen Flügeln und dem kleinen Hofe von Marmor auf der Seite von Paris, stehen. Er hatte dieses Schloß anfangs zu nichts, als zu einem Aufenthalte bey der Jagd bestimmt, welches es zu den Zeiten Ludewigs des XIII war, der es dem Staatssecretaire Lomenie abkaufte. Nach und nach machte er den unermeßlichen Pallast daraus, dessen eine Seite nach dem Garten zu, das schönste ist, was man in der Welt sehen kann, da die andere Seite von dem allerkleinsten und schlechtesten Geschmacke zeiget. Er wendete auf diesen Pallast und auf den Garten mehr als fünf hundert Millionen, welche nach unserer Münze mehr als neun hundert betragen. Der Herzog von Crequi sagte zu ihm: **Sire, alles ist umsonst; sie werden doch nichts als einen Liebling ohne Verdienst daraus machen.**

Die

Die Meisterstücke der Bildhauerkunst wurden in seinen Gärten verschwendet. Er ergötzte sich daran, und besah sie sehr oft. Ich habe den Herzog von Antin sagen hören, daß, als er Oberaufseher über die königlichen Gebäude gewesen, er die Statuen oft mit Fleiß durch unterlegte Stücke habe schief setzen lassen, damit der König das Vergnügen haben möge, sein gutes Augenmaaß daran zu zeigen. Der König ward auch allezeit den Fehler gewahr. Der Herzog von Antin widerstritt ihm Anfangs, endlich gab er sich, und ließ die Säule gleich setzen, indem er sich ganz erstaunt stellte, daß sich der König auf alles so wohl verstehe. Hieraus mag man schließen, wie leicht man einem Könige was einbilden könne.

Man weiß den Streich eines Hofmannes, welchen eben dieser Herzog ausführete. Als der König einsmals in Petitbourg schlief, und gefunden hatte, daß eine gewisse große Allee von alten Bäumen eine sehr schlechte Aussicht mache; so ließ sie der Herzog in einer Nacht umhauen, und alles bey Seite schaffen. Als der König bey dem Aufstehen die Allee nicht mehr fand, so sagte der Herzog zu ihm: **Sie hat ihnen misfallen, Sire; durfte sie sich unterstehen, länger vor ihren Augen zu bleiben?**

Eben dieser Herzog von Antin war es, welcher zu Fontainebleau dem Könige und der Herzoginn von Bourgogne ein ganz besonderes Schauspiel gab, und dadurch ein Beyspiel der zärtlichsten und feinsten Schmeicheley ablegte. Ludewig der XIV hatte sich einmal erkläret, er wünsche, daß man einen gewissen ganzen Wald niederhauen möge, welcher ihm ein

wenig die Aussicht benahm. Der Herzog von Antin ließ alle Bäume nahe an der Wurzel durchsägen, so daß sie noch kaum stehen konnten. An jedem von diesen Bäumen wurden Stricke gebunden, und mehr als 1200 Menschen stunden in dem Walde auf den geringsten Wink gefaßt. Der Herzog wußte an welchem Tage der König mit seinem ganzen Hofe in dieser Gegend spatzieren würde. Se. Majestät unterließ nicht, noch einmal zu wiederholen, wie sehr ihm dieser Wald misfiele. Sire, antwortete ihm der Herr von Antin; der Wald soll niedergehauen seyn, so bald es Ew. Majestät befehlen. Wahrhaftig, antwortete der König, wenn es nur auf das Befehlen ankömmt, so wäre ich ihn längst gerne los gewesen. Nun wohl, er soll den Augenblick niedergerissen seyn. Der Herzog gab hierauf ein Zeichen, und man sahe den Wald fallen. Ach! schrie die Herzoginn von Bourgogne, wahrhaftig, wenn der König unsere Köpfe verlangt hätte, ich glaube der Herr von Antin würde sie auf eben die Art haben fallen lassen. Ein Einfall, der ein wenig zu lebhaft war, dennoch aber keine Folgen hatte.

So suchten ihm alle seine Hofleute, jeder nach seinem Vermögen und seinen Einsichten, zu gefallen. Er verdiente es, denn er war selbst besorgt, sich allen, die um ihn waren, angenehm zu machen. Es war eine beständige Vertauschung, von allem, was die Majestät, ohne sich zu erniedrigen, anmuthiges haben, und von allem, was die Bereitwilligkeit zu dienen und zu gefallen, ohne Niederträchtigkeit feines zeigen konnte. Besonders war er mit dem Frauenzimmer von einer außerordentlichen Aufmerksamkeit und Höf-

 lichkeit,

lichkeit, welche die Höflichkeit seiner Hofleute vermehrte. Er ließ niemals eine Gelegenheit aus den Händen, den Mannspersonen etwas zu sagen, was ihrer Eigenliebe schmeichelte, die Nacheiferung unter ihnen erweckte, und ein langes Andenken zurücke ließ.

Als die Madame Dauphine einmal an ihrer Tafel einen sehr häßlichen Officier gewahr ward, und sehr laut über seine Häßlichkeit spottete; sagte der König noch lauter, ich halte ihn für einen von den schönsten Männern in meinem Königreiche, denn er ist einer von den tapfersten.

Der Generallieutenant, Graf von Marieaux, ein etwas wilder Mensch, dessen Gemüthsart nicht einmal an dem Hofe Ludewigs des XIV sanfter geworden war, hatte in einem Treffen einen Arm verloren, und beklagte sich einmal gegen den König darüber, welcher ihn gleichwol belohnet hatte, so viel als man einen wegen eines verlornen Armes belohnen kann. Jch wollte, sagte er, daß ich den andern Arm auch verloren hätte, damit ich Ew. Majestät nicht mehr dienen könnte. Das würde mir eurentwegen und meinetwegen leid seyn, antwortete Ludewig der XIV, und auf diese Rede folgte die Bewilligung einer Gnade, um die er ihn gebethen hatte. Weit gefehlet, daß er jemanden unangenehme Sachen hätte sagen sollen, welche in dem Munde eines Monarchen tödtliche Pfeile sind; er erlaubte sich nicht einmal die unschuldigsten und feinsten Spöttereyen, da doch Privatpersonen alle Tage die grausamsten und nachtheiligsten vorbringen.

Er wollte einmal seinen Hofleuten etwas erzählen, und hatte so gar versprochen, daß die Erzählung artig

tig seyn sollte, gleichwol war sie es so wenig, daß man nicht einmal darüber lachte, ob es gleich die Erzählung eines Königes war. Sobald aber der Prinz von Armagnac, den man Monsieur le Grand nennte, aus dem Zimmer gegangen war, so sagte der König zu denen, die noch bey ihm geblieben waren: Meine Herren, meine Erzählung ist euch sehr abgeschmackt vorgekommen, und das mit Recht. Ich besann mich aber, daß etwas darinne vorkam, was den Herrn le Grand von weiten angeht, und worüber er hätte empfindlich werden können. Ich habe es also lieber unterdrücken, als ihm misstellen wollen. Itzo da er nicht zugegen ist, will ich die Erzählung vollständig machen. Er that es, und man lachte. Aus diesen kleinen Zügen kann man deutlich genug sehen, daß es falsch ist, wenn man ihm harte und widerwärtige Reden beyleget, wie er zum Exempel, dem Hrn. de la Rochefoucault weh zu thun soll gesaget haben: **Was frage ich darnach, welcher von meinen Knechten mir dienet?** Einer solchen Unanständigkeit war Ludewig der XIV. unfähig. Ich habe mich bey allen, die sehr nahe um ihn gewesen, erkundiget, und alle haben mich versichert, daß es eine grobe Erdichtung sey; gleichwol wiederholt und glaubet man sie von einem Ende Frankreichs bis zum andern. Die kleinen Verleumdungen finden eben sowol ihr Glück als die großen. Wie kann man solche verhaßte Worte mit dem zusammen reimen, was er eben diesem Herzoge de la Rochefoucault einsmals sagte, als er in Schulden verwickelt war: **Warum redet ihr aber nicht mit euren Freunden deswegen?** Diese Rede begleitete er mit einem Ge-

schenke von 50000 Thalern. Wenn er einen Legaten empfing, der sich im Namen des Pabstes entschuldigen sollte, oder einen Dogen von Genua, welcher ihn um Verzeihung zu bitten kam, so dachte er auf nichts, als ihnen zu gefallen. Seine Minister waren hierinne ein wenig anders gesinnet. Daher sagte auch der Doge Leriaco, ein Mann von großem Witze: **Der König nimmt uns unsere Freyheit, indem er unsere Herzen fesselt, seine Minister aber geben sie uns wieder.**

Als er im Jahre 1686 seinen Sohn dem großen Dauphin das Commando seiner Armee anvertraute, so sagte er zu ihm: **indem ich euch meine Armee zu commandiren schicke, so gebe ich euch Gelegenheit, eure Verdienste sehen zu lassen. Auf diese Art muß man regieren lernen. Wann ich einmal sterbe, so muß man es nicht merken, daß der König todt ist.** Mit diesem edeln Wesen druckte er sich fast allezeit aus. Nichts macht auf die Gemüther einen größern Eindruck, und man darf sich nicht wundern, daß diejenigen, welche um ihn waren, eine Art von Abgötterey mit ihm trieben.

Daß er für die Ehre sehr eingenommen war, ist unstreitig, und noch mehr für die Ehre als für die Wirklichkeit seiner Eroberungen. Was er bey der Erhaltung von Elsaß, der Hälfte von Flandern, und der Franche Comte am meisten liebte, war der Name, welchen er sich dadurch machte.

In der That war auch seit funfzig Jahren in ganz Europa kein gekröntes Haupt gewesen, welches seine Feinde selbst mit ihm zu vergleichen gewagt hätten.

Der Kaiser Leopold, dem er oft half, und den er allezeit erniedrigte, war kein Monarch, der dem Könige in Frankreich etwas streitig machen konnte. Zu seiner Zeit waren alle türkische Kaiser mittelmäßige und grausame Leute. Philipp der IV, und Carl der II, waren eben so schwach, als es die spanische Monarchie geworden war. Der zweyte Carl in England suchte den XIVten Ludewig in weiter nichts als in seinen Lustbarkeiten nachzuahmen. Der zweyte Jacob ahmte ihm in nichts als in seiner Gottesfurcht nach, und machte sich die Mühe sehr schlecht zu Nutze, die sich sein Beschützer seinetwegen gab. Wilhelm der III. brachte Europa wider Ludewigen auf, er konnte ihm aber weder an Großmuth, noch an Pracht, noch an Denkmälern, noch in sonst einem Stücke gleich kommen, was diese vortreffliche Regierung verewigt hat. Die Königinn Christina wurde durch nichts als durch die Ablegung der Krone und durch ihren Geist berühmt. Ihre Nachfolger, die Könige in Schweden, bis auf den XIIten Carl, thaten nichts, was des großen Gustavs würdig gewesen wäre, und Carl der XII selbst war ein Held, er hatte aber die Klugheit nicht, die ihn zu einem grossen Manne hätte machen können. Johann Sobiesky in Pohlen hatte den Ruhm eines vortrefflichen Generals, ohne den Ruhm eines großen Königs zu haben. Kurz, Ludewig der XIV war, bis auf die Schlacht bey Hochstädt, der einzige mächtige, prächtige, und fast in allen Stücken große König. Das Rathhaus in Paris legte ihm, im Jahre 1680, den Namen des Großen bey, und das, obschon eifersüchtige Europa, bestätigte ihn.

Man hat ihm einen unerträglichen Hochmuth Schuld gegeben, weil seine Bildsäule auf dem Siegsplatze und auf dem Platze von Vendome Postumente haben, die mit gefesselten Sklaven verzieret sind. Man will aber nicht sehen, daß die Bildsäule des großen, gütigen und anbethenswürdigen Heinrichs des VIten auf der neuen Brücke, gleichfalls von vier Sklaven begleitet ist, daß die Bildsäule Ludewigs des XIIIten, welche vor Alters für Heinrichen den IIten gemacht wurde, und die Bildsäule des großen Herzogs Ferdinand von Medicis in Livorno eben diese Zierrathen hat. Es ist mehr ein Gebrauch der Bildhauer, als ein Beweis der Eitelkeit. Man richtet diese Denkmäler für die Könige auf, so wie man sie ankleidet, ohne daß sie darauf Acht haben.

Man hielt in Florenz und Bologna öffentliche Lobreden auf ihn. Der berühmte toscanische Astronom, Herr Guillemini, ließ in Florenz von seiner Freygebigkeit ein Haus bauen, und die Ueberschrift über die Thür setzen: Aedes a Deo datae, das von einem Gott geschenkte Haus. Er zielte hierdurch auf den Zunamen des geschenkten Gottes, welchen Ludewig der XIV. in seiner Jugend gehabt hatte, und auf die Zeile im Virgil: Deus nobis haec otia fecit. Diese Ueberschrift war ohne Zweifel weit abgöttischer als diejenige, die man unter seine Bildsäule auf dem Siegsplatze setzte: Viro immortali; dem unsterblichen Manne. Man hat diese letztere Ueberschrift getadelt, als ob das Wort, unsterblich, von etwas mehr, als von der Unsterblichkeit seines Ruhmes zu verstehen sey.

Er war in den falschen Ruhm, den man ihm vorwirft, so wenig verliebt, daß er aus der Gallerie in Versailles alle schwülstige und hochmüthige Ueberschriften wegnehmen ließ, welche Charpentier, ein Mitglied der französischen Akademie, bey allen Verzierungen angebracht hatte: der berühmte Uebergang über den Rhein; die weise Aufführung des Königs; die wunderbare Unternehmung rc.

Ludewig der XIV unterdrückte alle Beywörter, und ließ nur die Thaten. Die Aufschrift, welche sich in Paris an dem Thore des heil. Dionysius befindet, und die man ihm vorgeworfen hat, ist in der That den Holländern schimpflich, sie enthält aber kein ungeziemendes Lob Ludewigs des XIVten. Er verstand kein Latein, wie wir schon gesaget haben, er kam selten nach Paris, und vielleicht hat er eben so wenig von dieser Ueberschrift reden hören, als von den Ueberschriften des Senteuil, welche an den Fontainen in der Stadt sind. Freylich wäre es zu wünschen, daß wir keine Denkmäler stehen ließen, welche unsere Nachbarn erniedrigen, und daß wir hierinnen den Griechen nachahmten, welche nach dem peloponnesischen Kriege alles niederrissen, was Haß und Erbitterung von neuem hätte erwecken können. Die elenden Geschichte Ludewigs des XIV, sagen fast alle, daß der Kaiser Leopold eine Pyramide auf der Wahlstatt bey Hochstädt habe aufrichten lassen. Diese Pyramide aber ist niemals anders als in den Zeitungen zu finden gewesen, und ich erinnere mich, daß mir der Marschall von Villars einmal sagte, er habe nach der Einnehmung von Freyburg funfzig

Reuter auf das Feld geschickt, wo diese unglückliche Schlacht vorgefallen, mit Befehl die Pyramide, wann sie wirklich da sey, nieder zu reißen; man habe aber nirgends die geringste Spur davon gefunden. Das Mährchen mit der Pyramide ist mit dem Mährchen von dem Schaustücke des Sta sol, stehe stille, Sonne in eine Classe zu setzen, welche die Generalstaaten nach dem Frieden bey Aachen sollen haben schlagen lassen, an welche Thorheit sie aber niemals gedacht haben.

Die vornehmsten Thaten, auf welche Ludewig der XIV seine Ehre gründete, waren, daß er zu Anfange seiner Regierung den spanischen Zweig des Hauses Oesterreich, welcher seit hundert Jahren unsern Königen den Vorsitz streitig machte, gezwungen habe, selbigem im Jahr 1661 auf ewig zu entsagen; daß er im Jahre 1664 die Verbindung der zwey Meere unternommen habe, daß er im Jahre 1667 die Gesetze verbessert; in eben dem Jahre das französische Flandern in sechs Wochen erobert; das Jahr darauf, mitten im Winter, die Franche Comte in weniger als einem Monate weggenommen, und Straßburg und Dünkirchen zu Frankreich gebracht habe. Zu diesen Stücken, die ihm nothwendig schmeicheln mußten, setze man noch eine Seemacht von beynahe zweyhundert Schiffen, 60000 im Jahre 1681 einrollirte Matrosen, außer denen, welche damals schon in Diensten waren; die Häfen zu Toulon, zu Brest und zu Rochefort, die er bauen ließ, mehr als 50 angelegte Citadellen; die Stiftung des Invalidenhauses von St. Cire; den Orden des heil. Ludewigs; das Observatorium; die Akademie der Wissen-

senschaften; die Abschaffung des Zweykampfes; die Aufrichtung der Polizey; die Verbesserung der Gesetze; so wird man sehen, daß sein Ruhm gegründet genug war. Er that nicht alles, was er thun konnte, er that aber doch ungleich mehr, als ein anderer. Wann ich sage, daß alle die großen Denkmaale den Staat nichts gekostet haben, den sie gleichwohl verschönerten, so sage ich nichts als die lautere Wahrheit. Das Volk glaubet, daß ein König, welcher viel auf Gebäude und Auszierungen wendet, sein Reich ruinire; er bereichert es vielmehr, indem er das Geld unter eine unzähliche Menge Künstler bringt; alle Profeßionen gewinnen dabey, und die Aemsigkeit und der Umlauf des Geldes wird vermehret. Der König, welcher seine Unterthanen am meisten arbeiten läßt, der macht sein Reich am meisten blühend. Er liebte die Lobeserhebungen, aber nicht die groben, und diejenigen Gemüthsarten, welche gegen gerechte Lobsprüche unempfindlich sind, verdienen meistentheils keine. Wenn er die Prologen in den Opern, worinne ihn Quinault erhob, zuließ, so geschah es deßwegen, weil diese Lobeserhebungen der Nation gefielen, und die Ehrfurcht, welche sie gegen ihn hatten, vermehreten. Die Lobsprüche, welche Virgil, Horaz, Ovidius gegen den August verschwendeten, waren weit stärker; und wenn man an die Verbannungen gedenket, so hatte sie August weit weniger verdienet.

Ludewig der XIVte billigte nicht alle Lobeserhebungen, womit man ihn überhäufte. Die französische Akademie legte ihm gewöhnlicher Weise Rechenschaft von den Aufgaben zu dem Preise ab. Als eine von

diesen Aufgaben einmal war: **welche Tugend unter allen Tugenden des Königs den Vorzug verdiene?** so wollte er diese allzuempfindliche Schmeicheley durchaus nicht annehmen, und befahl, daß man eine andere Aufgabe vorlegen sollte.

Aus allen diesen folgt, daß nie ein Mensch mehr nach der wahren Ehre gestrebt habe. Die wahre Bescheidenheit, ich gestehe es, ist weit über eine so edle Selbstliebe. Wenn es geschehen sollte, daß ein Monarch eben so große Thaten thun sollte, als Ludewig der XIV gethan hat, und wäre noch dazu bescheiden, so würde dieser Monarch der größte Mann auf der Welt, und Ludewig der XIV der erste nach ihm seyn.

Ein unwidersprechlicher Beweis von seiner vortrefflichen Gemüthsart ist der lange Brief, welchen er an den Herrn la Tellier, den Erzbischof von Rheims schrieb, und den ich so glücklich gewesen bin im Originale zu sehen. Er war sehr misvergnügt über den Herrn Barbezieux, einen Neffen dieses Prälaten, dem er die Stelle des berühmten Louvois seines Vaters, das Staatssecretariat nämlich, gegeben hatte. Er wollte dem Herrn von Barbezieux nichts hartes sagen; er schrieb also an seinen Oheim, welcher mit ihm reden und ihn bessern sollte. **Ich weiß, sagte er, was ich dem Andenken des Herrn von Louvois schuldig bin. Wann aber euer Neffe seine Aufführung nicht ändert, so werde ich wider meinen Willen gezwungen seyn, einen Entschluß zu fassen.** Er läßt sich hierauf in eine weitläuftige Erzählung aller seiner Verbrechen ein, die er dem Minister als ein

ein zärtlicher Vater vorwirft, welcher um alles weiß, was in seinem Hause vorgeht. Er beklaget sich, daß Herr von Barbezieux seine große Geschicklichkeit nicht allzu wohl brauche; daß er dann und wann die Lustbarkeiten den Geschäfften vorzieht; daß er die Officiere in seinem Vorgemache allzulange warten läßt; daß er mit allzuviel Härte und Stolz spreche. Dieser Brief ist in der That der Brief eines Königs und eines Vaters.

In hundert Pasquillen, die man wider ihn geschrieben hat, wirft man ihm seine Liebeshändel mit der größten Bitterkeit vor. Welcher von allen denen aber, die ihn anklagen, hat nicht eben die Leidenschaft? Es ist besonders, daß man einem Könige eine Freyheit nicht verstatten will, die sich der geringste von seinen Unterthanen so öffentlich anmaßt.

Diejenigen, welche diese Leidenschaft niemals gekannt haben, sind gemeiniglich harte und unerbittliche Gemüthsarten. Ein Frauenzimmer, welche geliebt zu werden verdienet, macht die Sitten zärtlicher. Sie ist die einzige, die einem Prinzen nützliche Wahrheiten sagen kann, die er aus dem Munde einer Mannsperson nicht ohne Verdruß und Scham hören würde, und die ihm nicht einmal eine Mannsperson zu sagen sich untersteht. Ludewig der XIV war allezeit in seiner Wahl glücklich, und war es auch in seinen natürlichen Kindern. Er hatte zehn rechtmäßige, und zwey, welche es nicht waren. Zwey von den zehn rechtmäßigen starben in ihrer Kindheit; die andern achte hatten alle Verdienste. Die Prinzeßinnen waren liebenswürdig, der Herzog von Maine, und der Graf von Toulouse waren sehr kluge

Prinzen. Der Graf von Vermandois, welcher sehr jung starb, und vor dem Grafen von Toulouse Admiral war, versprach sehr viel.

In der letzten Historie Ludewigs des XV giebt man vor, daß die Madame von Montespan, die Madame von Maintenon selbst an den Hof gebracht habe. Man betrügt sich, der Herzog von Richelieu war es, welcher sie dahin brachte; der Vater des ersten Kammerjunkers, welcher in Europa durch seine anmuthige Gestalt, durch seinen Witz und durch die Dienste, die er in der Schlacht bey Fontenay geleistet, so bekannt gewesen ist. Die Wohnung des Richelieu war der Sammelplatz der besten Gesellschaft in Paris, und erhielt den Ruhm des Marais, welches damals das schöne Viertheil der Stadt war. Die Frau von Maintenon, die man damals die Frau Scarron nennte, eine Witwe des Sohnes eines Oberkammerraths, aus guter Familie, und die Enkelinn des unter dem großen Heinrich so bekannten von Aubigne, kam sehr oft in das Haus des Herrn von Richelieu, wo sie ungemein wohl gelitten war. Die Frau von Montespan wollte ihren Sohn, den Herzog von Maine, der damals noch ein Kind war, und einen etwas ungestalten Fuß hatte, in das Bad nach Barege schicken; sie sucht also eine verständige und verschwiegene Person, die die Aufsicht über sich nehmen wollte. Die Geburt des Herzogs von Maine war damals noch ein Geheimniß. Der Herzog von Richelieu schlug diese Reise der Frau Scarron vor, weil sie nicht reich war, und der Herr von Louvois, welcher um die Sache wußte, schickte ihn in geheim mit dem jungen Herzoge nach dem Bade ab.

Man

Man muß gestehen, daß bey dem Glücke dieser Dame ein besonderes Schicksal waltete. Sie war zu Niord in dem Gefängnisse gebohren, wo man ihren Vater verschlossen hielt, nachdem er aus dem Castelle Trompette mit der Tochter des Untergouverneurs eines von Cardillac, die er hernach heirathete, geflohen war. Sie war also von väterlicher und mütterlicher Seite von gutem Herkommen, nur daß sie kein Vermögen hatte. Ihr Vater hatte das wenige Vermögen verthan, welches er gehabt hatte, und suchte sein Glück in Amerika. Er nahm seine Tochter in ihrem dritten Jahre mit dahin, und als man mit ihr an das Ufer ausstieg, so wäre sie beynahe von einer Schlange aufgefressen worden.

Als sie in ihrem zwölften Jahre wieder nach Frankreich zurück gekommen war, hielt sie sich bey der Herzoginn von Navailles, ihrer Anverwandtinn, von welcher sie aber nichts als die Erziehung genoß, auf. Hier änderte sie ihre Religion; denn sie war in der calvinischen gebohren. Es war ein Glück für sie, den Scarron zu heirathen, welcher fast einzig von Gnadengeldern und von seinen Werken lebte, so daß er sein Landgütgen Quinet nannte, weil sein Buchhändler Quinet hieß.

Nach dem Tode ihres Mannes hielten alle ihre Freunde bey dem Könige für sie um einen Theil des Gnadengehalts an, welches Scarron genossen hatte, und der König ließ sie zwey Jahr warten.

Endlich gab er ihr ein Gehalt von 2000 Livres, ehe sie den Herzog du Maine ins Bad führte. Er sagte zu ihr: **Madame, ich habe euch lange warten lassen, allein ich war auf eure Freun-**

de

de eifersüchtig, und ich wollte, daß ihr niemanden als mir solltet verbunden seyn. Der Kardinal von Fleury, aus dessen Munde ich diesen Umstand habe, hat mir gesaget, daß ihm der König eben diese Rede gehalten habe, als er ihm das Bisthum zu Fregus gegeben. Sie war ungefähr funfzig Jahr, als sich Ludewig der XIV in sie verliebte. Man muß gestehen, daß man in diesem Alter nicht leicht das Herz eines Königes besiegt, zumal das Herz eines Königs, welcher ekel geworden, ohne außerordentliche Verdienste zu besitzen. Höflichkeit wird dazu erfordert, ohne niedrige Dienstfertigkeit, Witz ohne Begierde ihn zu zeigen, eine natürliche Biegsamkeit, ein gründlicher und angenehmer Umgang, die Kunst die Seele eines Menschen ohn Unterlaß zu ermuntern, welcher alles gewohnt und alles überdrüßig ist; genugsame Stärke guten Rath zu ertheilen, und genugsames Zurückhalten, ihn nur zu gelegener Zeit zu ertheilen; endlich wird jener unauszudrückende Reiz dazu erfodert, welcher den Geist fesselt, und den Schlummer der Gewohnheit aufleben läßt. Alle diese Eigenschaften besaß die Frau von Mentenon. Sie machte dem XIVten Ludewig von dem Jahre 1684 an, bis an seinen Tod, das Leben voller Anmuth. Die Geschichte des Reboulet saget, daß er sie in Gegenwart des Bonstemps und Forbins geheirathet habe; allein es war Herr von Montcheuvreuil und nicht Herr von Forbin, welche als Zeugen zugegen waren.

Die erste Frau Jacobs des IIten Königs in England, war eine Tochter des Kanzlers Hyde. Sie war beyweiten aus keiner so guten Familie als die Frau von Maintenon, noch vielweniger aber hatte

sie

sie ihre Verdienste. Wir haben Petern dem Großen ein Frauenzimmer heirathen sehen, welches weit geringer als jene beyden Damen waren, und diese Gemahlinn Peters ward nicht nur Kaiserinn, sondern sie verdiente es auch zu seyn. Die Liebe macht, daß alle Ungleichheiten verschwinden, und weiß sehr große Zwischenräume zusammen zu bringen. Der gewisseste Beweis, daß die Frau von Maintenon ihres Glückes werth gewesen, war dieser, daß sie es niemals misbrauchte. Sie hatte niemals die Eitelkeit dasjenige zu scheinen was sie war; ihre Bescheidenheit verlor sich niemals; und niemand am Hofe konnte sich über sie beklagen. Nach dem Tode Ludewigs des XIV begab sie sich in die Abtey von St. Cir, wo sie eine Pension von vier und zwanzig tausend Livres bekam; und dieses war das einzige Glück, welches sie sich vorbehielt.

Alle in Holland gedruckte Geschichten Ludewigs des XIV, werfen ihm die Wiederrufung des Edicts von Nantes vor. Ich glaube es wohl. Alle diese Bücher sind von Protestanten geschrieben worden. Sie waren eben so unerbittliche Feinde dieses Monarchen, als sie vorher, ehe sie das Reich meiden mußten, treue Unterthanen gewesen waren. Ludewig der XIV verjagte sie nicht so, wie der König Philipp der III die Mohren aus Spanien verjagt hatte, welches für die spanische Monarchie eine unheilbare Wunde war. Er wollte die Hugenotten behalten, und sie bekehren. Ich habe den Kardinal von Fleury gefragt, was wol den König vornehmlich bewogen, alle sein Ansehen bey dieser Sache anzuwenden. Er antwortete mir, es sey alles durch den

Herrn

Herrn von Boville, den Intendanten in Languedoc, hergekommen, welcher sich geschmeichelt, die calvinische Religion in dieser Provinz unterdrückt zu haben, wo gleichwol noch mehr als 24000 Hugenotten waren. Ludewig der XIV glaubte, daß, wenn ein Intendante in seinem Bezirke diese Sekte unterdrückt habe, er sie eben so leichtlich in seinem Königreiche unterdrücken würde. Der Herr von Louvois fragte über dieser Sache den Herrn von Gourville um Rath, welchen der König von England, Carl der II, den klügsten Franzosen nannte. Die Meynung des Herrn von Gourville war, auf einmal alle Prediger der protestantischen Kirche aufheben zu lassen. Innerhalb sechs Monaten, sagte er, wird die Hälfte von diesen Predigern ihren Glauben abschwören, und diese läßt man alsdenn wieder unter ihre Heerde; die andere Hälfte, welche halsstarrig bleiben sollte, behält man im Gefängnisse, wo sie unfähig sind, uns zu schaden. Endlich wird es kommen, daß in wenig Jahren die Hugenotten, wenn sie keine andere als bekehrte Priester haben, welche bey ihrer Veränderung zu bleiben gezwungen sind, sich wieder mit der römischen Kirche vereinigen werden. Andere waren der Meynung, man müsse den Staat nicht der Gefahr aussetzen, eine so große Anzahl Bürger zu verlieren, in deren Händen die Manufacturen und die Handlung wäre; man solle also lutherische Familien, wie deren im Elsaß wären, in das Reich kommen lassen. Die Lutheraner, die Calvinisten, die Jansenisten, welche weit erbitterter gegen einander, als gegen die römische Kirche wären, würden endlich so verächtlich werden, daß man keine Gefahr von ihnen besorgen

könne,

könne, und daß sich endlich nach und nach alle bekehren würden. Der Geist der Partenlichkeit sey überhaupt sehr gefallen, und diese epidemische Krankheit liefe zu Ende. Die königliche Gewalt stehe auf allzufesten Gründen, als daß alle Secten in der Welt in einer Stadt nur einen Aufstand von 14 Tagen erregen könnten. Colbert widersetzte sich allezeit dem Vorsatze, die Hugenotten öffentlich zu unterdrücken, weil er sie für nützliche Unterthanen ansahe, die man zu behalten suchen müßte. Die Manufacturen des Vanrobes und viele andere, waren mit lauter Leuten von dieser Sekte besetzt.

Nach seinem Tode, welcher im Jahre 1683 erfolgte, verfuhren Tellier und Louvois wider die Calvinisten. Sie sammelten sich zu Haufen, und man widerrufte das Edict von Nantes. Man riß ihre Tempel nieder, und begieng den großen Fehler, daß man ihre Prediger verwies. Wenn die Hirten voran gehen, so folget die Heerde nach. Aller Vorsicht ungeachtet, verließen mehr als acht hundert tausend Menschen das Königreich, welche in fremde Länder ungefähr eine Million Geld, alle Künste und den Haß gegen ihr Vaterland mitnahmen. Holland, England und Deutschland wurden von diesen Flüchtlingen bevölkert. Wilhelm der III hatte ganze Regimenter von französischen Protestanten in seinem Dienste. In Berlin allein sind zehn tausend Franzosen, welche aus diesem wilden Orte eine reiche und prächtige Stadt gemacht haben. Sie haben Städte bis in das Innerste des Vorgebirges der guten Hoffnung angelegt. Als der Staat von dieser Secte befreyet und ihrer Hülfe beraubet war, so wollten die Jansenisten ihren Platz

einnehmen und eine beträchtliche Partey ausmachen. Es gelang ihnen auch eine Zeit lang, und Ludewig der XIV ward die letzten Jahre seines Lebens ziemlich damit überlästiget. Die Gewalt der Gesetze aber hat sie ausgerottet, und die Gliederverzückungen haben sie lächerlich gemacht.

Seit dem Jahre 1704 bis 1712 war Ludewig der XIV sehr unglücklich. Er erduldete alles dieses Unglück als ein Mensch, der niemals das Glück gekannt hat. Er verlor seinen einzigen Sohn 1711; im Jahre 1712 sahe er in weniger als einem Monate seinen Enkel, den Herzog von Bourgogne, die Herzoginn von Bourgogne, und den ältesten von seinen Urenkeln sterben. Der König sein Nachfolger, welchen man damals den Herzog von Anjou nannte, lag auch in den letzten Zügen. Ihre Krankheit war eine böse Art von Kinderpocken, wovon zu gleicher Zeit der Herr von Seignelai, Mademoiselle d'Armagnac, Herr von Listeney, Madame von Gondrin, die nachherige Gräfinn von Toulouse, Herr de la Brilliere, der Herzog de la Tremouille, und viele andere Personen in Versaille befallen wurden. Der Marquis von Gondrin starb den zweyten Tag daran. Mehr als zweyhundert Personen kamen in Paris daran um. Die Krankheit erstreckte sich beynahe durch ganz Frankreich, und in Lothringen verlor der Herzog zwey Kinder dadurch. Wenn man nur die Augen aufthun, und die geringste Ueberlegung machen wollte, so würde man den entsetzlichen Verleumdungen nicht überlassen seyn, welche so blindlings ausgestreuet wurden. Sie waren die Folge der unvorsichtigen Rede eines Arztes, mit Namen Boudin,

eines lockern, verwegenen und unwissenden Menschen, welcher behauptete, daß die Krankheit, woran diese Prinzen gestorben wären, nicht natürlich sey. Ich bin allezeit erstaunt, daß die Franzosen, welche so wenig fähig sind, große Verbrechen zu begehen, gleichwohl so fertig sind, sie zu glauben. Der berühmte Homberg, der Chymicus des Herzogs von Orleans, ein tugendhafter Weltweiser, der aber sehr einfältig war, erstaunte ganz, als er hörte, daß man ihn im Verdacht hatte. Er lief geschwind in die Bastille, sich selbst gefangen zu stellen; allein man lachte über ihn, und dachte nicht daran, ihn zu behalten. Gleichwohl waren diese Reden unter dem Volke, welches allezeit mehr als zu verwegen ist, lange Zeit allgemein. Ihre offenbare Falschheit sollte die Menschen lehren, behutsam zu urtheilen, wenn es möglich wäre, daß sich die Menschen bessern ließen.

Eines von den Unglücken, welches den XIV Ludewig zu Ende seiner Regierung überfiel, war die Verwirrung der Finanzen. Sie fing sich mit dem Jahre 1689 an. Man schickte alles Silberzeug in die Münze. Der König selbst gieng mit seinem Exempel zuvor, indem er aus seiner Gallerie und aus seinem großen Zimmer alle das prächtige Geräthe von purem Silber nehmen ließ, worauf Balin die Zeichnungen des berühmten le Brün gestochen hatte; und gleichwohl gewonn man dabey nicht mehr als drey Millionen. Man brachte die Kopfsteuer im Jahre 1695 auf; man machte Tontinen. Der Hr. von Pontchartrain verkaufte 1696 allen Adelsbriefe, die welche haben wollten, für zwey tausend Thaler, und endlich legte

man auf die Erlaubniß, ein Petschaft zu führen, eine Abgabe von zwanzig Franken.

In dem Kriege von 1701 war die Erschöpfung außerordentlich. Der Herr des Marets ward einmal genöthiget, hundert tausend Franken wegzunehmen, welche bey den Charthäusern in Deposito lagen, und an deren Statt Obligationes niederzulegen, weil der Staat gleich in der äußersten Noth war. Wenn man gleich angefangen hätte, die Auflage des Zehnten einzuführen, eine Auflage, die für alle Menschen gleich ist, (welches man aber erst im Jahre 1710 that) so würde sich der König oft weit eher haben helfen können. So aber gab man sich lieber mit Unterhändlern ab, welche sich bereicherten und das Volk ruinirten. Es war noch Geld genug im Staate, allein das Mistrauen hielt es verborgen. In dem letzten Kriege 1741 hat man es gar wohl gesehen, wie sehr sich Frankreich helfen könne. Der Credit hat nicht einen Augenblick gefehlet, und man hat nicht einmal befürchtet, daß er jemals fehlen werde. Nichts beweiset es besser, daß Frankreich das mächtigste Reich in Europa ist, wenn es gehörig verwaltet wird.

IV.

Cromwell.

Cromwell.

Man mahlet den Cromwell als einen Mann ab, der Zeit seines Lebens ein Betrüger gewesen seyn soll. Ich kann mir es kaum einbilden. Ich glaube, daß er Anfangs ein Enthusiast war, und sich dieser Enthusiasterey nachher zu seiner Erhöhung bediente. Ein angehender Mönch, der im zwanzigsten Jahre schon eifrig ist, wird insgemein ein geschickter Betrüger im vierzigsten. In dem großen Spiele des menschlichen Lebens, läßt man sich Anfangs betrügen, bis man endlich selbst ein Betrüger wird.

Ein Staatsmann erwählt sich zu seinem Almosenier einen Mönch, der von dem Abgeschmackten seines Klosters ganz zusammengesetzt ist. Andächtig, leichtgläubig, ungeschickt, für die Welt ganz neu. Der Mönch unterrichtet sich, bildet sich, mischt sich in Händel, und sticht seinen Herrn aus.

Cromwell war Anfangs unschlüßig, ob er ein Geistlicher, oder ein Soldat werden wollte. Er war weder eins noch das andere. Er that im Jahre 1622 unter der Armee des Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrichs, des großen Mannes, und Bruders zweener großen Männer, einen Feldzug. Da er nach England zurück kam, trat er bey dem Bischof Williams in Dienste, und wurde der Geistliche dieses Herrn, während daß der Bischof für den Liebhaber seiner Frau gehalten wurde. Seine Grundsätze waren der Puritaner ihre, folglich mußte er einen Bischof von ganzem Herzen hassen, und die Könige nicht lieben.

Man jagte ihn aus dem Hause des Bischofs Williams, weil er ein Puritaner war; und dieses legte den Grund zu seinem Glücke. Das Parlement von England erklärte sich wider die königliche Würde und wider die bischöfliche Kirche, und einige Freunde, die er in diesem Parlemente hatte, verschafften ihm die Ernennung eines Dorfes. Um diese Zeit fing er erst an bekannt zu werden, und er war schon über vierzig Jahr alt, ohne daß er jemals von sich hatte reden gemacht. Er mochte die Schrift noch so wohl inne haben, über die Rechte der Priester und Diaconen streiten, einige schlechte Reden halten, und etliche Schmähschriften ausgehen lassen, so war er doch unbekannt. Ich habe von ihm eine sehr abgeschmackte Rede gesehen, die denen Predigten der Quacker ziemlich gleich kam, und worinnen man nicht die geringste Spur derjenigen beweglichen und rührenden Beredsamkeit entdecket, mit der er nachher die Parlemente nach sich riß. Die Ursache davon

war:

war: er schickte sich mehr zu Staatsgeschäfften, als zu Kirchensachen. Seine Beredsamkeit kam hauptsächlich auf seinen Ton und auf seine Minen an. Eine Bewegung mit derjenigen Hand, die so viele Schlachten gewonnen, und so viele von der königlichen Partey ermordet hatte, überzeugte mehr, als die Perioden des Cicero. Man muß bekennen, daß seine unvergleichliche Tapferkeit ihn bekannt machte, und ihn stufenweise zum Gipfel der Hoheit führte.

Das erste, was er that, war, daß er sich als ein Freywilliger, der sein Glück machen wollte, in die vom Könige belagerte Stadt Hull warf. Er that sich daselbst durch schöne und glückliche Thaten hervor, wofür er von dem Parlemente eine Belohnung von ungefähr sechstausend Franken erhielt. Dieses Geschenk, welches das Parlement einem Menschen ohne Namen und Bedienung machte, zeigte sattsam, daß die aufrührische Partey die Oberhand behalten sollte. Der König war nicht im Stande, seinen Generalspersonen dasjenige zu geben, was das Parlement denen Freywilligen gab. Mit Geld und etwas Enthusiasterey muß man endlich in der Länge Meister von allem werden. Man machte den Cromwell zum Obristen.

Nun entwickelten sich erst seine große Gaben zum Kriege recht, dergestalt, daß das Parlement, da es den Grafen von Manchester zum General seiner Armeen ernannte, den Cromwell zu dessen Generallieutenant machte, ohne daß er die übrigen Stufen durchgegangen hätte. Niemals hatte jemand würdiger geschienen, ein Commando zu führen; niemals hatte man in jemanden mehr Hurtigkeit und Klugheit, mehr Verwegenheit, und mehr Hülfsmittel vereinigt

gefunden, als im Cromwell. Er wird in der Schlacht bey York verwundet; und während, daß man seine Wunde zum erstenmal verbindet, erfährt er, daß sein General Manchester sich zurück zieht, und die Schlacht verloren ist. Er suchet in aller Eil den Manchester auf, trifft ihn mit einigen Officiers auf der Flucht an, nimmt ihn bey dem Arm, und saget mit einer Mine voller Zutrauen und Hoheit zu ihm: Sie irren sich, Mylord, dieses ist nicht die Seite, wo die Feinde sind. Er führet ihn bis nahe an das Schlachtfeld zurück, bringt zeit während der Nacht mehr als zwölf tausend Mann zusammen, redet ihnen im Namen Gottes zu, führet Mosen, Josua, und Gideon an, fängt bey Anbruch des Tages das Treffen wider die siegreiche königliche Armee von neuen an, und wirft sie gänzlich über den Haufen. Ein solcher Mensch mußte entweder umkommen, oder die Oberhand behalten. Fast alle Officiers seiner Armee waren Enthusiasten, die das neue Testament hinter sich auf dem Sattel hatten; man redete bey der Armee, eben wie im Parlement, von nichts anders, als Babel zu vernichten, den wahren Gottesdienst in Jerusalem wieder herzustellen, und den Coloß zu zerbrechen. Cromwell hörte unter so viel Narren auf, es zu seyn, und dachte, es wäre besser, sie zu beherrschen, als sich von ihnen beherrschen zu lassen. Die Fertigkeit als einer, der göttliche Eingebungen hätte zu reden, blieb ihm noch übrig. Man stelle sich einen Faqvir vor, der, um Buße zu thun, einen eisernen Gürtel umgethan hat, und denselben hernach los gürtet, um denen übrigen Faqvirs eins damit hinter die Ohren zu geben. So war Cromwell! er wurde eben so ver-

schlagen, als er beherzt war; er vereinigte sich mit allen Obristen der Armee, und machte also unter den Truppen eine Republik, die den Generalißimus zwingt, das Commando nieder zu legen. Man ernennet einen andern Generalißimus, dem er das Commando verdrüßlich machet. Er regieret die Armee, und durch sie regieret er das Parlement; er setzet dieses Parlement in solche Umstände, daß es ihn endlich zum General erklären muß. Alles dieses ist viel; das wesentlichste aber ist, er gewinnt alle Schlachten, die er in England, Schottland und Irrland liefert, und er gewinnt sie, nicht indem er dem Streite zusieht, und sich selbst schonet, sondern indem er in die Feinde immer eindringt, seine Truppen wieder zusammen bringt, sich auf allen Seiten befindet, öfters verwundet wird, und wie ein grimmiger und erbitterter Grenadier mit eigener Hand viele königliche Officiers ermordet.

Mitten in diesem schrecklichen Kriege machte sich Cromwell mit Liebeshändeln etwas zu thun; und scheuete sich nicht, mit der Bibel unter dem Arme, bey der Frau seines Generalmajors Lambert zu schlafen. Sie liebte den Grafen von Holland, der unter der Armee des Königs diente. Cromwell nimmt ihn in einer Schlacht gefangen, und macht sich das Vergnügen, seinem Mitbuhler den Kopf vor die Füße legen zu lassen. Sein Grundsatz war, das Blut eines jeden Feindes von Wichtigkeit, entweder auf dem Schlachtfelde, oder durch die Hand des Scharfrichters zu vergießen. Er vergrößerte seine Macht beständig, ob er sich gleich beständig derselben misbrauchte; die Unergründlichkeit seiner Absichten benahmen

nahmen seiner wilden Ungestümheit nichts. Er begiebt sich in die Parlementskammer; und indem er seine Taschenuhr heraus zieht, die er an die Erde wirft, und in Stücken zerschmeißt, spricht er: ich will euch, wie diese Uhr, zerschmeißen. Kurz darauf kömmt er wieder dahin, verjagt alle Glieder, einen nach dem andern, und alle müssen vor ihm vorbey gehen. Jeder von ihnen muß ihm bey dem Vorübergehen eine tiefe Verbeugung machen. Einer behält den Huth auf dem Kopfe, Cromwell reißt ihm denselben ab, wirft ihn zur Erde, und spricht, lernet ehrerbiethig gegen mich zu seyn.

Als er seinem rechtmäßigen Könige auf einem Schafot den Kopf hatte abschlagen lassen, unterstund er sich, sein Bildniß einem gekrönten Haupte, nämlich der Königinn Christina von Schweden, zu überschicken. Maroel, ein berühmter englischer Poet, der sehr gute lateinische Verse macht, begleitete dieses Bildniß mit sechs Versen, darinnen er den Cromwel selbst reden läßt. Cromwel verbesserte die beyden letztern also:

At tibi submittit frontem reuerentior vmbra,
Non sunt hi vultus regibus vsque truces.

Der kühne Verstand dieser sechs Zeilen ist: **Ich habe, die Waffen in der Hand, Gesetze und Freyheit vertheidiget. Betrachte mein Bildniß ohne Schauern! Mein Blick ist nicht immer Königen schrecklich.**

Diese Königinn war die erste, die ihn, so bald er Protector der drey Königreiche war, dafür erkannte. Fast alle gekrönte Häupter von Europa schickten Ge-

sandten

sandten an ihren Bruder Cromwell, an diesen Bedienten eines Bischofs, der nur erst kürzlich durch die Hände des Scharfrichters einen Monarchen, ihren Anverwandten, umgebracht hatte. Sie bemüheten sich, fast um die Wette, nach einem Bündnisse mit ihm. Der Kardinal Mazarin verjagte ihm zu Gefallen die beyden Söhne Carls des ersten, die beyden Enkel von Heinrich dem vierten, und beyden Vettern Ludewigs des vierzehnten aus Frankreich. Frankreich eroberte Dünkirchen für ihn, und überlieferte ihm die Schlüssel davon. Nach seinem Tode trug Ludewig der vierzehnte und sein ganzer Hof die Trauer, ausgenommen Mademoiselle, welche das Herz hatte, mit einem farbigen Kleide öffentlich zu erscheinen, und die Ehre ihres Hauses allein behauptete.

Kein König ist jemals uneingeschränkter, als er, gewesen. Er sagte, er habe lieber unter dem Namen eines Protectors, als eines Königs, regieren wollen, weil die Engländer wohl wüßten, wie weit sich die Vorrechte eines Königs von England erstrecken, aber nicht wüßten, wie weit die eines Protectors gehen könnten. Das hieß recht, die Menschen kennen, welche die Meynungen regieren, und deren Meynungen von einem Namen abhangen.

Er hegte eine sehr große Verachtung gegen die Religion, die sein Glück gemacht hatte. Man hat eine sichere Nachricht, die in dem Schlosse St. James aufbehalten worden ist, welche sattsam von der wenigen Achtung zeuget, die Cromwell gegen dieses Werkzeug, das so große Wirkungen in seinen Händen hervor gebracht hatte, trug. Er trank einsmals mit Ireton Fleetwood und St. James, Aeltervater des berühm-

berühmten Mylords Bollingbrooke. Man wollte eine Flasche aufmachen, der Korkzieher aber fiel unter den Tisch, worunter sie ihn alle suchten und nicht funden. Während der Zeit wartete eine Gesandtschaft der presbyterianischen Kirche in dem Vorsaale, und ein Gerichtsdiener kam herein, sie anzumelden. Man sage ihnen, sprach Cromwell, daß ich nicht mehr hier sey, und **daß ich den Herrn suche**. Es war dieses der Ausdruck, dessen sich die Fanatici bedienten, wenn sie ihre Gebethe verrichteten. Nachdem er auf diese Art den Trupp von Geistlichen fortgeschickt hatte, sagte er zu seinen Vertrauten diese eigenen Worte: **Die Lumpenhunde glauben, daß wir den Herrn suchen, und wir suchen nichts, als den Korkzieher.**

Man hat kein Exempel in Europa von einem Menschen, der von so schlechter Herkunft sich so hoch empor geschwungen hat. Was mußte aber nothwendig noch bey allen diesen seinen großen Gaben seyn? Das Glück. Er hatte dieses Glück, aber war er glücklich? Er lebte bis ins drey und vierzigste Jahr arm und unruhig; er badete sich nachher im Blute, brachte sein Leben in Unruhe hin, und starb vor der Zeit im fünf und funfzigsten Jahre. Man vergleiche einmal dieses Leben mit eines Neutons seinem, welcher vier und achtzig Jahr beständig ruhig und beständig geehrt gelebet hat, der beständig das Licht aller denkenden Wesen war, der täglich seinen Ruhm, sein Ansehen, sein Glück zunehmen sah, ohne daß er jemals Sorge oder Gewissensunruhe gehabt hätte; und urtheile darnach, wer von beyden am glücklichsten gewesen ist.

O! curas hominum, o! quantum est in rebus inane!

V. Von

V.

Von dem Korane

und dem

Mahomed.

Mahomed, der Sohn des Abdalla, war ein erhabener und verwegener Marktschreyer. Er saget in seinem 10 Capitel: **Wer anders, als Gott, kann den Koran abgefaßt haben? Man schreyet: es ist Mahomed, der dieß Buch geschmiedet. Gut, bemüht euch doch, ein Capitel, das ihm gleich komme, zu schreiben, und nehmet, wen ihr wollt, zu Hülfe.** Im siebzehnten Capitel ruft er aus: **Lob sey dem, der seinen Diener des geheiligten Tempels zu Mekka des Nachts in den Tempel zu Jerusalem versetzet hat.** Es ist eine ziemliche Reise, sie kömmt aber weder der Reise gleich, die er in eben derselben Nacht aus einem Irrsterne in den andern that, noch den schönen Sachen, die er allda sah.

Er gab vor, es wäre ein Weg von fünf hundert Jahren, aus einem Irrsterne in den andern, und dieser theilte den Mond in zwey Theile. Seine Schüler, die nach seinem Tode die Verse des Koran auf

das sorgfältigste zusammen suchten, ließen die Reise nach dem Himmel weg. Sie fürchteten sich für den Spöttern und für den Weltweisen. Diese Behutsamkeit schien zu weit getrieben zu seyn. Sie durften sich nur auf die Ausleger verlassen, welche die Reisebeschreibung schon würden zu erklären gewußt haben. Die Freunde des Mahomeds konnten aus der Erfahrung wissen, daß das Wunderbare die Vernunft des Volks sey. Die Weisen und Verständigen widersprechen heimlich, und das Volk bringt sie zum Stillschweigen. Allein, indem man die Reisebeschreibung von den Planeten ausließ, so ließ man doch ein Wort von dem Monde stehen. Man kann nicht auf alles Acht haben.

Der Koran ist ein Mischmasch, ohne Verbindung, ohne Ordnung, und ohne Kunst. Gleichwohl saget man, dieses verdrüßliche Buch sey ein sehr schönes Buch. Ich beziehe mich in diesem Stücke auf die Araber, welche behaupten, es sey mit einer Zierlichkeit und Reinigkeit geschrieben, die seit der Zeit niemand habe erreichen können.

Es ist ein Gedicht, oder eine Art von gereimter Prose, die aus sechs tausend Versen besteht. Es ist kein Dichter, dessen Person und Werke ein solches Glück gehabt hätten. Man stritte bey den Muselmännern darüber, ob der Koran ewig wäre, oder ob ihn Gott erschaffen hätte, ihn dem Mahomed einzugeben. Die Lehrer entschieden die Sachen also: er wäre ewig, und sie hatten ganz recht, weil die Ewigkeit weit schöner war, als die andere Meynung. Bey dem gemeinen Volke muß man allezeit die unglaublichste Partey ergreifen.

Die Mönche, die wider den Mahomed so losgezogen, und so viel albernes auf seine Rechnung gebracht, haben vorgegeben, daß er nicht habe schreiben können. Wie kann man sich aber einbilden, daß ein Mann, der ein Kaufmann, ein Poet, ein Gesetzgeber und ein Monarch gewesen ist, nicht gewußt habe seinen Namen zu unterzeichnen. Wenn sein Buch für unsere Zeiten und für uns schlecht ist, so war es doch für die, welche zu seiner Zeit lebten, sehr gut, und für seine Religion noch besser. Man muß zugeben, daß er fast ganz Asien aus der Abgötterey heraus riß. Er lehrte die Einheit Gottes, er predigte mit Nachdruck wider die, welche ihm andere Götter an die Seite setzen. Bey ihm ist der Wucher mit den Fremden verbothen, und das Almosen nachdrücklich anbefohlen. Das Gebeth ist von einer unumgänglichen Nothwendigkeit, die Ergebung in den göttlichen Willen, und die von Ewigkeit gefaßten Schlüsse sind die großen Triebfedern von allem. Es war nicht schwer, daß nicht eine so einfältige und durch einen stets siegreichen Mann vorgetragene Lehre einen Theil des Erdbodens unter ihr Joch bringen sollte. Die Muselmänner haben eben so viele durch ihre Lehren als durch ihr Schwerdt bekehret. Sie haben die Indianer und so gar die Negers zu ihrer Religion gebracht. Selbst der Türken ihre Ueberwinder haben sich zu derselben bequemet.

Mahomed ließ in seinem Gesetze vieles, was er bey den Arabern eingeführet fand; die Beschneidung, das Fasten; die Reise nach Mekka, die vier tausend Jahre vor ihm gebräuchlich war, die in einem so heißen Lande, wo die Leinewand unbekannt war,

zur Gesundheit und Reinlichkeit so nöthigen Reinigungen, und endlich die Meynung von einem letzten Gerichte, welche die morgenländischen Weisen allezeit eingepräget, und die bis zu den Arabern gekommen war. Man saget, daß seine Frau Ayiska, als er verkündiget, man würde ganz nackend wieder auferstehen, solche sehr unehrbar und gefährlich gefunden; er ihr aber darauf geantwortet habe: **Laß es nur gut seyn, mein Kind, alsdenn wird man keine Lust zu lachen haben.** Nach dem Koran soll ein Engel die Männer und Weiber in einer großen Wage abwägen. Auch dieser Gedanke ist von den morgenländischen Weisen genommen. Er hat ihnen auch ihre spitzige Brücke abgestohlen, über die man nach dem Tode gehen muß, und ihren Zannat, wo die auserwählten Muselmänner Bäder, mit schönem Hausrath versehene Zimmer, gute Betten, und Mäuse mit großen schwarzen Augen antreffen werden. Es ist auch wahr, daß er saget, es würden alle diese sinnlichen Vergnügungen, die allen denen so nöthig wären, die mit Sinnen wieder auferstünden; bey weiten dem Vergnügen des Anschauens des höchsten Wesens nicht gleich kommen. Er ist so bescheiden, in seinem Korane zu bekennen, daß er selbst nicht durch sein eignes Verdienst, sondern allein nach dem Wohlgefallen Gottes in das Paradies eingehen werde. Und zu Folge eben dieses bloß göttlichen Willens verordnet er auch, daß allezeit der fünfte Theil des gemachten Raubes für die Propheten seyn solle.

Es ist nicht wahr, daß er die Weiber aus dem Paradiese ausschließt. Es ist nicht wahrscheinlich,

daß

daß ein so listiger Mann es mit dieser Hälfte des menschlichen Geschlechts, welche die andere beherrschet, habe verderben wollen. Abulfeda erzählt, daß er einer alten Frau, welche ihm einmal mit der Frage, was sie thun müsse ins Paradies zu kommen, beschwerlich gefallen wäre, geantwortet habe: meine Frau, das Paradies ist nicht für die alten Weiber. Hierauf habe sie zu weinen angefangen, und der Prophet habe, sie zu trösten, hinzu gesetzt: es werden allda keine alten Weiber seyn, weil sie sich wieder verjüngen werden. Diese tröstliche Lehre ist in dem 51 Capitel des Korans bekräftiget.

Er verboth den Wein, weil einige von seinen Anhängern eines Tages betrunken zum Gebethe kamen. Er erlaubte die Verheirathung mit mehrern Weibern, und richtete sich hierinne nach der undenklichen Gewohnheit der Morgenländer.

Mit einem Worte, seine bürgerlichen Gesetze sind gut. Seine Lehre ist in demjenigen, worinne sie mit unserer überein kömmt, unvergleichlich; allein die Mittel sind abscheulich; nämlich Betrug und Mord.

Man hält ihm seine Betrügerey einigermaßen zu gute, weil, wie man vorgiebt, die Araber vor ihm hundert und vier und zwanzig Propheten zähleten, und es also kein so großes Uebel war, daß noch einer mehr erschien. Die Menschen, saget man, müssen betrogen werden. Allein wie soll man einen Menschen rechtfertigen, der zu uns spricht: **Glaube, daß ich mit dem Engel Gabriel gesprochen habe, oder ich tödte dich.**

Wie weit vortrefflicher ist ein Confucius, der erste unter den Sterblichen, die keine Offenbarung gehabt haben. Er brauchte nichts weiter als die Vernunft, und nicht die Lügen und das Schwerdt. Als Statthalter einer großen Provinz bringt er darinne die Sittenlehre und die Gesetze in Flor. In Ungnade verfallen und arm, lehret er sie; er übet sie sowohl in seiner Erhöhung, als in seiner Erniedrigung aus; er macht die Tugend liebenswürdig; er hat das älteste und weiseste aller Völker zu Schülern.

Der Graf von Boulainvilliers, der für den Mahomed eingenommen war, mag immerhin die Araber herausstreichen. Er kann es doch nicht leugnen, daß es ein räuberisches Volk sey. Sie stahlen und raubten vor den Mahomed, da sie Sterne anbetheten; sie raubten unter dem Mahomed im Namen Gottes. Sie hatten, saget man, die Einfalt der heroischen Zeiten; allein was sind denn die heroischen Jahrhunderte? Es war die Zeit, da man sich um einen Brunnen, oder Wasserbehälter, erwürgte, wie man es heut zu Tage um eine Provinz thut.

Die ersten Muselmänner wurden durch den Mahomed mit der Raserey der Enthusiasterey belebt. Nichts ist schrecklicher als ein Volk, welches, weil es nichts zu verlieren hat, zu gleicher Zeit durch den Raub und durch den Geist der Religion angetrieben sicht.

Es ist wahr, in ihrem Bezeigen war nicht viel feines. Der erste Ehecontract des Mahomeds enthält, daß, weil Ladiska in ihn, und er in sie verliebt ist, man vor gut gefunden hat, sie mit einander zu vereinigen. Allein herrschet darinne auch eine solche

Ein-

Einfalt, wenn man ihm zu Ehren, einen Stammbaum aufgesetzt, darinne man ihn in gerader Linie von dem Adam ableitet, wie man es seit der Zeit mit einigen Häusern in Spanien und Schottland gemacht hat. Arabien hatte seinen Moreri, und seinen galanten Merkur.

Der große Prophet erfuhr die so vielen Männern gemeinschaftliche Widerwärtigkeit; und nunmehr kann sich niemand darüber beklagen. Man weiß den Namen desjenigen, der die Gunst seiner zweyten Frau, der schönen Aishka genoß, er hieß Assuan. Er bezeigte sich weit großmüthiger als Cäsar, der seine Frau verstieß, indem er sagte, die Frau des Cäsars müsse nicht einmal im Verdachte seyn. Der Prophet wollte seine nicht einmal in Verdacht ziehen; er ließ ein Capitel des Korans vom Himmel herab kommen, zu versichern, daß seine Frau getreu wäre. Dieses Capitel ist eben so wohl, als alle übrigen, von aller Ewigkeit her geschrieben.

Man bewundert ihn, daß er aus einem Cameelhändler sich zu einem Hohenpriester, Gesetzgeber und Monarchen gemacht; daß er Arabien, welches vor ihm niemals unterthan war, sich unterworfen hat; daß er dem römischen Reiche im Orient und dem Persischen die ersten Stöße gegeben. Ich bewundere ihn wegen des Friedens, den er in seinem Hause unter den Weibern erhalten hat. Er hat den Zustand der Sachen in einem Theile von Europa, in der Hälfte von Asien, und fast in ganz Africa geändert, und es hat nicht viel gefehlet, daß er nicht die ganze Welt unter sein Joch gebracht hätte.

Woran hangen denn solche Staatsveränderungen? Ein Stein, der ihn etwas härter traf, als der, welcher ihn in der ersten Schlacht getroffen hatte, gab der Welt ein anderes Schicksal.

Sein Eidam Ali gab vor, daß, als man den Propheten hätte beerdigen wollen, man ihn in einem Zustande gefunden habe, der den Todten nicht sehr gewöhnlich sey, und daß seine Witwe Aishka ausgerufen: wenn ich gewußt, daß Gott dem Verstorbenen diese Gnade erwiesen hätte, wollte ich gleich herbey gelaufen seyn. Man konnte von ihm sagen: Decet imperatorem stantem mori.

Niemals ist das Leben eines Menschen umständlicher beschrieben worden, als das seine. Die geringsten Umstände davon waren heilig; man weiß die Anzahl und den Namen alles dessen, was ihm gehöret hat, neun Degen, drey Lanzen, drey Bogen, sieben Panzer, drey Schilde, zwölf Weiber, ein weißer Hahn, sieben Pferde, zwey Maulesel, vier Cameele, ohne die Stute Borak zu rechnen, auf der er nach dem Himmel ritt. Er hatte sie aber auch nur geborget, denn sie gehörte eigenthümlich dem Engel Gabriel.

Alle seine Reden sind gesammlet worden. Er sagte, daß der Gebrauch der Weiber ihn zum Gebethe viel brünstiger mache. Warum sollte er nicht eben so wohl im Bette als bey Tische bethen und danken. Eine hübsche Frau ist doch wohl so gut als eine Mahlzeit. Man behauptet auch, daß er ein großer Arzt gewesen sey; folglich mangelte ihm nichts, die Menschen zu berücken.

VI. Ge-

VI.

Geheime Nachrichten

von dem

Czaar Peter, dem großen.

Peter der erste hat den Zunamen des großen bekommen, weil er sehr große Thaten unternommen und ausgeführet hat, wovon keine seinen Vorfahren in den Sinn gekommen war. Sein Volk war vor seiner Zeit nichts als ein tartarisches Volk. Es ist sehr wahrscheinlich, daß vor einigen tausend Jahrhunderten, alle Nationen ein Mitteldiug zwischen Menschen und Bär gewesen sind, bis endlich unter ihnen solche Leute aufgestanden sind, als der Czaar Peter war, und zwar zu einer Zeit, da sie gelegentlicher nicht aufstehen konnten.

Der Zufall wollte, daß ein junger Genueser, mit Namen le Fort, mit einem dänischen Gesandten im Jahre 1695 nach Rußland reiste. Peter war damals 19 Jahr alt, er sah diesen Genueser, welcher in sehr kurzer Zeit Rußisch gelernet hatte, und fast alle andere europäische Sprachen konnte. Le Fort gefiel dem Prinzen ungemein; er trat in seine Dienste, und gelangte gar bald darauf zu seiner vertrautesten Freundschaft. Er brachte ihm bey, daß noch

eine

eine andere Art zu leben und zu regieren sey, als diejenige, welche in seinem weitläuftigen und elenden Reiche zum Unglücke, von allen Zeiten her, eingeführet sey. Ohne diesen Genueser würde Rußland noch in der Barbarey stecken.

Es wurde nothwendig eine große Seele dazu erfodert, auf einmal einem Ausländer Gehör zu geben, und alle Vorurtheile des Thrones und des Vaterlandes abzulegen. Der Czaar begriff, daß weder er, noch seine Nation, Menschen wären, und daß er sein Reich zu bilden habe: nirgends aber fand er den geringsten Beystand dazu. Er kam endlich auf den Einfall, sein Königreich zu verlassen, und als ein zweyter Prometheus das himmlische Feuer borgen zu gehen, weil er seine Landsleute beleben wollte. Dieses göttliche Feuer zu suchen, gieng er zu den Holländern, welche vor dreyhundert Jahren von einer solchen Flamme eben so wenig wußten, als die Russen. Er konnte seinen Entwurf nicht so bald ausführen, als er gerne gewollt hätte. Er mußte gegen die Türken, oder vielmehr gegen die Tartarn, im Jahre 1696 einen Krieg führen; und erst nach ihrer Ueberwindung verließ er seine Länder, um sich selbst in allen Künsten unterrichten zu lassen, welche damals in Rußland gänzlich unbekannt waren. Der Beherrscher des allerweitläuftigsten Reiches auf der Welt, machte sich nach Amsterdam, zwey ganzer Jahr daselbst, und in dem Dorfe Sardam, unter dem Namen Peter Michelhof, zu leben. Gemeiniglich nennte man ihn nur Herr Peter Bas. Er ließ sich in die Liste der Schiffsbauer dieses berühmten Dorfes einschreiben, welches fast ganz Europa mit Schiffen

versieht. Er führte die Axt und das Richtscheit selbst, und wenn er auf der Werkstatt an dem Baue eines Schiffes gearbeitet hatte, so übte er sich in der Erdbeschreibung, in der Meßkunst und in der Geschichte. Anfangs versammlete sich das Volk um ihn herum. Er trieb manchmal die ungestümen Neugierigen mit einer ziemlich groben Art von sich weg, und das Volk litt es, das sonst so wenig zu leiden gewohnt ist. Seine erste Sprache, die er lernte, war das Holländische. Er legte sich hierauf auf das Deutsche, welches ihm eine zärtliche Sprache zu seyn schien, und die er hernach an seinem Hofe einführte.

Er lernte auch auf seiner Reise nach England, ein wenig Englisch; von dem Französischen aber hat er niemals etwas gewußt, welches erst unter der Kaiserinn Elisabeth, nachdem das Land weit gesitteter geworden war, die Sprache von Petersburg wurde.

Er war von langer Statur, seine Gesichtsbildung war hoch und majestätisch, sie wurde aber oft durch Verzückungen sehr verstellt, welche die Züge in seinem Gesichte ganz veränderten. Man gab diese Verzückungen dem Gifte schuld, welches ihm seine Schwester Sophia soll beygebracht haben. Das wahre Gift aber war der Wein, und die Aquavite, worinnen er oft sehr unmäßig war, indem er seiner starken Natur allzuviel zutrauete.

Er gieng mit einem Generale und mit einem Handwerksmanne auf gleiche Art um. Dieses aber that er weder als ein Barbar, welcher unter den Menschen keinen Unterschied machet, auch nicht als ein leutseliger Prinz, welcher allen gefallen will, sondern als ein Mensch, der sich unterrichten wollte.

Er liebte das Frauenzimmer eben so sehr, als es sein Mitbuhler der König von Schweden scheute, und alles war ihm, sowol zur Liebe als zum Essen, gleich gut. Er bestrebte sich nicht guten Wein, sondern viel Wein zu trinken.

Man saget, Gesetzgeber und Könige müßten sich niemals erzürnen. Keiner aber hat auffahrender und zugleich unversöhnlicher seyn können, als Peter der große. Dieser Fehler ist an einem Könige keiner von denen, welche man wieder gut macht, indem man sie gesteht, gleichwol gestund er ihn selbst, und sagte auf seiner zweyten Reise zu den Staaten von Holland: Ich habe meine Nation geändert, mich selbst aber habe ich nicht ändern können. Es ist wahr, die Grausamkeiten, welche man ihm vorwirft, waren an seinem Hofe eben so gewöhnlich, als an dem Hofe von Marocco. Es war nichts außerordentliches, daß ein Czaar, mit einem Ochsenziehmer in seiner königlichen Hand, die nackten Schultern eines seiner vornehmsten Bedienten, oder wohl gar einer Hofdame, zerfleischte, wenn sie das geringste versehen hatten, oder, daß er die Schärfe seines Säbels versuchte, indem er einem Missethäter den Kopf abhieb. Peter hatte einigemal diese Gewohnheiten seines Landes beobachtet. Le Fort hatte zwar Ansehen genug über ihn, daß er ihn oft zurück halten konnte, wenn er sich eben fertig machte, den Streich zu thun; nur Schade, daß er den le Fort nicht immer um sich hatte.

Seine Reise nach Holland, und besonders sein Geschmack an den Künsten, machten seine Sitten ein wenig gelinder, denn das ist das Vorrecht aller

Künste,

Künste, daß sie die Menschen zärtlicher machen. Er frühstückte oft bey einem Erdbeschreiber, mit welchem er Seecharten machte. Er brachte ganze Tage bey dem berühmten Ruisch zu, welcher zuerst die Kunst erfand, die schönen Aussprützungen zu machen, welche die Anatomie so viel vollkommener gemacht, und ihr alle Widerwärtigkeit benommen haben. Dieser Prinz gab sich im zwey und zwanzigsten Jahre die Erziehung, welche ein holländischer Handwerksmann einem Sohne würde gegeben haben, wenn er gesehen hätte, daß er einen guten Kopf habe. Gleichwohl übertraf diese Erziehung alle Erziehungen weit, die man jemals auf dem rußischen Throne gehabt hatte. Er schickte zu gleicher Zeit einige junge Moscowiter auf Reisen, sich in allen Ländern Europens unterrichten zu lassen. Seine ersten Versuche waren nicht allzuglücklich. Seine neuen Schüler ahmten ihrem Lehrmeister nicht nach. Einer so gar, welchen er nach Venedig geschickt hatte, gieng nicht aus seiner Stube, damit er sich nicht vorwerfen könne, ein ander Reich, als sein Vaterland gesehen zu haben. Diesen Abscheu vor den fremden Ländern hatten ihnen die moscowitischen Prediger beygebracht, welche behaupteten, ein Christ könne nicht erschrecklicher sündigen, als wann er reisete, weil es in dem alten Testamente den Einwohnern von Palästina wäre verbothen gewesen, die Sitten ihrer reichern und geschicktern Nachbarn anzunehmen.

Im Jahre 1698 gieng er von Amsterdam nach England, nicht als ein Schiffbauer, auch nicht als ein Monarche, sondern unter dem Namen eines rußischen Boyarden, welcher etwas zu lernen reisete.

Er

Er sahe alles; und gieng so gar in die englische Comödie, worinne er nichts verstand. Allein, eine Schauspielerinn fand er darinne, die Jungfer Graft, bey der er die letzte Gunstbezeigung genoß, ihr Glück aber zu machen vergaß.

Der König Wilhelm hatte ihm ein Wohnhaus zurechte machen lassen. Das ist in London viel, wo in dieser unermeßlichen Stadt die Palläste nicht sehr häufig sind, und wo man fast nichts als niedrige Häuserchen, ohne Hof und ohne Garten, mit kleinen Thüren sieht, wie die Thüren unserer Butiken sind. Dem Czaar war sein Haus noch zu gut, er zog also in das Quartier der Matrosen, damit er den Unterricht in der Schiffskunst desto näher haben möchte. Er kleidete sich so gar sehr oft als ein Matrose, und besonders alsdann, wann er verschiedene Leute in seine Dienste bringen wollte.

In London war es, wo er selbst den Plan zur Verbindung der Wolga und des Dons machte. Er wollte so gar die Dwina durch einen Canal mit ihnen verknüpfen, und also den Ocean, das schwarze Meer und das caspische Meer verbinden. Die Engländer, welche er mit sich nahm, dienten ihm in diesem großen Unternehmen sehr schlecht, und die Türken, welche ihm 1712 Asoff wegnahmen, setzten sich diesem großen Werke noch weit mehr entgegen.

In London fehlte ihm Geld. Es kamen verschiedene Kaufleute, die ihm hundert tausend Thaler anbothen, die Erlaubniß zu haben, Taback nach Rußland zu bringen. Dieses war in diesem Lande eine große Neuigkeit, und die Religion selbst nahm daran Antheil. Der Patriarch hatte alle in den Bann

gethan

gethan, welche Taback rauchen würden, weil ihre Feinde die Türken welchen rauchten, und die Geistlichkeit hielt es für eines ihrer größten Vorrechte, der rußischen Nation das Rauchen zu verwehren. Der Czaar nahm die hundert tausend Thaler, und nahm es zugleich auf sich, die Geistlichkeit selbst zum Tabackrauchen zu bewegen. Er hatte noch ganz andere Neuerungen mit ihr im Sinne.

Die Könige machen solchen Reisenden gemeiniglich Geschenke. Das Geschenk, welches Wilhelm dem Czaar Peter machte, war beyder würdig. Er schenkte ihm eine Jacht von zwanzig Canonen, welches das beste Seegelschiff auf dem Meere, und so prächtig als ein Altar in Rom vergoldet war. Es war mit allem nöthigen Proviant versehen, und die Leute darauf hatten die Höflichkeit, sich mit verschenken zu lassen. Auf dieser Jacht, worauf Peter der erste Steuermann war, kehrte er nach Holland zu seinen Schiffsbauern zurück, und von da reisete er um die Mitte des Jahres 1698 nach Wien, wo er sich weit kürzere Zeit als in London aufhalten sollte, weil an dem Hofe des ernsthaften Leopolds mehr Ceremonien zu beobachten, als Sachen zu erlernen waren. Als er Wien gesehen hatte, wollte er nach Venedig gehen, und hernach nach Rom, er ward aber genöthiget, auf das schleunigste nach Moscau zurück zu kommen, weil er Nachricht von einem bürgerlichen Kriege bekam, welchen seine Abwesenheit und die Erlaubniß, Taback rauchen zu dürfen, verursachet hatten. Die Strelizen, die alte Leibwache der Czaare, die den Janitscharen sehr gleich kamen, eben so aufrührisch, und ungezogen,

weniger beherzt und weit barbarischer waren, wurden von einigen Aebten und Mönchen, welche theils Griechen, theils Russen waren, zum Aufstande gereizet. Die Geistlichen stelleten ihnen vor, wie sehr Gott erzürnet sey, daß man itzo in Moscau Taback rauche; und dieser Kleinigkeit wegen hätten sie lieber das ganze Reich aufgebracht. Peter, welcher es wohl voraus gesehen hatte, was die Strelizen und Mönche vermögend wären, hatte seine Maaßregeln darnach genommen. Er hatte eine wohlgezogene Armee, welche beynahe aus lauter Ausländern bestand, die gut bezahlet und gut bewaffnet wurden, und welche unter Anführung des General Gordons, der den Krieg wohl verstund und die Mönche nicht liebte, schmauchten. Hierinne hatte es der Sultan Osman versehen, welcher, wie Peter, seine Janitscharen auf einen andern Fuß setzen wollte. Da er ihnen nichts entgegen stellen konnte, so setzte er sie auf keinen andern Fuß, und ward von ihnen erwürget.

Peter führte unter seiner Armee die Kriegszucht, welche bey den Armeen anderer europäischen Monarchen war, ein. Er ließ von seinen Engländern und Holländern in Woronitz an dem Don, vier hundert Meilen von Moscau Schiffe bauen. Er verschönerte die Städte, sorgte vor ihre Sicherheit, legte große Wege von fünf hundert Meilen an, und richtete Manufacturen von allerley Art auf. Die tiefe Unwissenheit, in welcher die Moscowiter damals lebeten, kann man am besten daraus erkennen, daß ihre erste Manufactur eine Steckenadelmanufactur war. Itzo macht man in Moscau geschornen Sammet, und

goldene

goldene und silberne Stoffe. So mächtig ist der Einfluß eines einzigen Menschen, wenn er Herr ist, und wenn er zu wollen weiß.

Der Krieg, welchen er mit dem XII Carl führte, die Provinzen wieder an sich zu bringen, welche die Schweden den Russen abgenommen hatten, verhinderte ihn nicht, so unglücklich er auch anfangs war, seine Verbesserungen des Staats und der Kirche fortzusetzen. Zu Ende des Jahres 1699 ließ er öffentlich kund machen, daß sich das folgende Jahr mit dem Jenner und nicht mit dem September anfangen sollte. Die Russen, welche glaubten, Gott habe die Welt im September erschaffen, erstauneten, daß der Czaar mächtig genug wäre, etwas zu ändern, was Gott gemacht habe. Diese Verbesserung fing sich mit dem 17ten Jahrhunderte, durch eine große Jubelfeyer an, welche der Czaar selbst ankündigte; weil er die Würde des Patriarchens abgeschaffet und die Verrichtungen desselben über sich genommen hatte. Es ist nicht wahr, daß er, wie man saget, den Patriarchen in das Tollhaus zu Moscau habe bringen lassen. Er hatte die Gewohnheit, wenn er sich durch Bestrafungen wollte lustig machen, zu dem, welchen er auf diese Art zu bestrafen Willens war, zu sagen: ich mache dich zum Narren; und derjenige, welchem er diesen schönen Titel gab, wann es auch der vornehmste im ganzen Königreiche gewesen wäre, mußte eine Narrenkolbe, eine Jacke und Schelle tragen, und den Hof als Hofnarr Sr. Majestät des Czaares erlustigen. Er gab dem Patriarchen dieses Amt nicht, sondern begnügte sich, ein Amt zu unterdrücken, welches die-

jenigen, die es bisher verwaltet, so sehr gemisbrauchet hatten, daß sie alle Jahre einmal die Czaare genöthiget, vor ihnen herzugehen, und des Patriarchen Pferd bey dem Zaume zu führen; eine Gewohnheit, die einem Manne, wie Peter der Große war, gleich vom Anfange nicht anstund.

Mehr Unterthanen zu haben, wollte er weniger Mönche haben, und befahl, daß man künftig nicht eher, als mit dem 50sten Jahre, in das Kloster gehen sollte; daher kam es, daß sein Land unter allen Ländern, welche Mönche haben, dasjenige war, welches die wenigsten hatte.

Er machte übrigens sehr weise Gesetze für die Diener der Kirche, in der Absicht, ihre Sitten zu bessern, ob gleich die seinigen tadelhaft genug waren; weil er wohl wußte, daß das, was einem Herrn erlaubet sey, nicht eben einem Geistlichen erlaubet seyn müsse. Vor seiner Zeit lebte das Frauenzimmer allezeit von den Mannspersonen abgesondert; es war was unerhörtes, daß ein Mann das Mägdchen gesehen hätte, welches er heirathen wollte. Er machte nicht eher, als in der Kirche mit ihr Bekanntschaft. Unter den Hochzeitgeschenken befand sich auch eine große Ruthe, welche der Bräutigam seiner Braut schickte, um ihr höflich beyzubringen, daß sie sich bey der ersten Gelegenheit einer kleinen ehelichen Züchtigung zu getrösten habe. Die Männer konnten sogar ihre Weiber ungestraft tödten, und diejenigen Weiber, welche sich über ihre Männer eben diese Freyheit anmaßten, wurden lebendig begraben.

Peter brachte die Ruthen ab, verboth den Männern ihre Weiber umzubringen, und die Heirathen

weniger

weniger unglücklich und ungleich zu machen, führte er die Gewohnheit ein, daß Frauenzimmer und Mannspersonen mit einander speiseten, und daß dem Bräutigam seine Braut vor der Trauung vorgestellet wurde; kurz, er führte in seinem Staate alles, und so gar die Gesellschaft ein. Die Anordnung ist nicht unbekannt, welche er selbst machte, seine Boyarden und ihre Weiber zu zwingen, Versammlungen zu halten, wo die Fehler, welche man wider die rußische Höflichkeit begieng, mit einem großen Glase Branntewein bestrafet wurden, welches derjenige, der den Fehler begangen hatte, austrinken mußte, so daß die ganze ehrwürdige Gesellschaft ziemlich betrunken und wenig gebessert wieder nach Hause gieng. Das war aber schon genug, daß er eine Art der Gesellschaft unter einem Volke einführete, welches gar keine hatte. Man führete sogar manchmal theatralische Schauspiele auf. Die Prinzeßinn Natalia, eine von seinen Schwestern, machte in rußischer Sprache Tragödien, welche den Stücken des Shakespear ziemlich gleich sahen, worinne der Tyrann und der Harlequin die ersten Rollen spielen. Das Orchester bestand aus rußischen Musikanten, die man mit dem Ochsenziemer zu spielen nöthigte. Itzo spielet man in Petersburg französische Comödien und italienische Opern. Die Pracht und so gar der Geschmack sind in allen Stücken auf die Barbarey gefolget. Eine von den schwersten Unternehmungen des Stifters war, seinem Volke die Röcke kürzer und das Kinn glatt zu machen. Hierüber wurde am meisten gemurret, und wie sollte er es anfangen, einem ganzen Volke zu lehren, die Kleider nach

deutscher Art zu machen, und das Scheermesser zu führen? Er erlangte endlich seinen Zweck dadurch, daß er an alle Thore Schneider und Barbiere stellte; jene mußten allen, welche herein kamen, die Röcke abkürzen, die andern mußten ihnen die Bärte abscheeren: die Hartnäckigen bezahlten nach französischer Münze vierzig Sols. Doch bald wollte man lieber seinen Bart als sein Geld verlieren. Das Frauenzimmer war dem Czaare bey diesen Aenderungen sehr nützlich. Es zog die glatten Kinne vor; es hatte ihm die Verbindlichkeit, daß es nicht mehr die Ruthe bekam, daß es mit den Mannspersonen in Gesellschaft lebte, und nicht so fürchterliche Gesichter küssen durfte.

Mitten unter diesen großen und kleinen Aenderungen, welche dem Czaar zum Zeitvertreibe dienten, und mitten unter dem schrecklichen Kriege, welchen er wider den zwölften Carl zu führen hatte, legte er im Jahre 1704 den Grund zu der wichtigen Stadt Petersburg und zu dem dasigen Hafen, in einem Moraste, wo vorher kaum eine Hütte gestanden hatte. Peter arbeitete mit eigner Hand an dem ersten Hause; er ließ sich nichts verdrüßen; von dem baltischen Meere, von den Gränzen bey Astracan, von dem schwarzen und caspischen Meere mußten Arbeitsleute herzu kommen. Mehr als hundert tausend Menschen kamen bey der Arbeit um, Theils durch die Arbeit, Theils durch den Mangel, welcher daselbst regierte. Bey alle dem ist die Stadt doch da. Die Häfen in Archangel, in Astracan, in Azoph, in Woronitz wurden gleichfalls gebauet.

Solche

Solche große Stiftungen zu machen, Flotten in dem baltischen Meere zu haben, und hunderttausend Mann regulirte Truppen zu erhalten, hatte der ganze Staat nicht mehr als achtzehntausend Millionen nach unserm Gelde. Ich habe die Rechnung davon in den Händen eines Mannes gesehen, welcher Gesandter in Petersburg gewesen war.

Doch der Lohn der Arbeitsleute war dem Gelde in dem Königreiche gemäß eingerichtet. Man muß sich erinnern, daß es den Königen in Aegypten nichts als Zwiebeln kostete, die Pyramiden zu bauen. Ich wiederhole es also: man darf nur wollen. Man will nicht genug.

Nachdem er sein Volk gebildet hatte, glaubte er, es sey ihm nunmehr ganz wohl erlaubet, seiner Neigung genug zu thun, indem er seine Geliebte heirathete; eine Geliebte, welche seine Frau zu seyn verdiente. Er vollzog diese Heirath öffentlich 1712. Diese berühmte Catharine war eine Waise, und aus einem Flecken in der Landschaft Esthen gebürtig. Sie wurde bey einem Amtsverweser auferzogen; sie diente lange Zeit, und verheirathete sich an einen liefländischen Soldaten. Zwey Tage nach dieser ersten Heirath ward sie von einer moscowitischen Partey weggeführet, kam bey dem General Bauer in Diensten, und von diesem zu dem Menzicof, welcher aus einem Pastetenbäcker Fürst, und der erste im Reiche geworden war. Endlich ward sie die Gemahlinn Peters des großen, und nach seinem Tode unumschränkte Beherrscherinn, und verdiente es zu seyn. Sie machte die Sitten ihres Gemahls weit gelinder, und errettete weit mehr Rücken von der Knute, und weit

mehr Köpfe von dem Beile, als selbst der General le Fort. Man liebte sie, man verehrte sie. Ein deutscher Baron, ein Bereuter eines Abts von Fulde, würde Catharinen nicht geheirathet haben; Peter der große aber glaubte nicht, daß das Verdienst vor ihm zwey und dreyßig Felder nöthig habe. Die Monarchen glauben ganz gerne, daß nichts gewest ist, als was sie dazu machen, und daß vor ihnen alles gleich ist. Es ist gewiß genug, daß die Geburt eben so wenig Unterschied unter den Menschen macht, als unter zwey Eseln, wovon des einen Vater Mist trug, und des andern Vater Reliquien trug. Die Erziehung macht den Unterschied groß, die Geschicklichkeiten machen ihn noch größer, und das Glück am allergrößten. Catharina hatte bey ihrem Pfarrer in Esthen wenigstens eine eben so gute Auferziehung gehabt, als alle Boyardinnen in Moscau und in Archangel, und war über dieses mit mehr Gaben und mit einer größern Seele gebohren. Sie hatte das Haus des General Bauers und des Fürsten Menzikof verwaltet, ohne daß sie schreiben oder lesen konnte. Wer ein Haus wohl zu regieren weiß, der kann auch ein Reich regieren. Dieses scheint vielleicht ein Paradoxon zu seyn; gleichwol ist es gewiß, daß einerley Geist der Ordnung, der Weisheit und Standhaftigkeit erfordert wird, hundert Personen zu befehlen, als hundert Millionen.

Alexius Czaarowiz, der Sohn des großen Peters, welcher, wie man saget, eben so, wie sein Vater, eine Sclavinn heirathete, und eben so, wie er das Reich heimlich verließ, hatte in diesen zwey Unternehmungen nicht gleiches Glück, und es kostete

dem

dem Sohne das Leben, daß er dem Vater zur Unzeit nachgeahmet hatte. Dieses war eines der schrecklichsten Beyspiele der Strenge, welches jemals von der Höhe des Thrones ist gegeben worden. Es ist aber dem Andenken der Catharina nicht wenig rühmlich, daß sie an dem Unglücke dieses Prinzen, welcher aus einer andern Ehe erzeuget war, und nichts liebte, was sein Vater liebte, keinen Theil hatte. Man konnte sie nicht anklagen, daß sie als eine grausame Stiefmutter gehandelt habe. Das große Verbrechen des unglücklichen Alexius war, daß er allzusehr rußisch war, und alles misbilligte, was sein Vater großes und unsterbliches zur Ehre seines Volkes that. Als er einmal verschiedene Moscowiter sich über die unerträgliche Arbeit beklagen hörte, welche ihnen der Bau von Petersburg machte, sagte er zu ihnen: **Tröstet euch; diese Stadt soll nicht lange dauern.** Wann er seinem Vater in Reisen von fünf bis sechs hundert Meilen, dergleichen der Czaar oft unternahm, folgen sollte, so stellte er sich krank. Man purgierte ihn trefflich, einer Krankheit wegen, die er nicht hatte; so daß die vielen Arztneyen, nebst dem häufigen Aquavite, seiner Gesundheit und seinem Geiste nicht wenig schadeten. Er hatte Anfangs Neigung etwas zu lernen; er verstund die Meßkunst, die Geschichte, und die deutsche Sprache, allein er liebte den Krieg nicht, und wollte ihn auch nicht lernen, worüber ihm der Vater die meisten Vorwürfe machte. Man hatte ihn mit einer Prinzeßinn von Wolfenbüttel verheirathet, eine Schwester der Kaiserinn, der Gemahlinn Carls des VIten im Jahre 1713. Diese Heirath schlug unglücklich aus. Die

Prinzeßinn sah sich oft für Ausschweifungen in Branntewein, und für Afrosinen, einer großen, wohlgewachsenen und sehr sittsamen Finnländerinn, verlassen. Man will, die Prinzeßinn sey vor Verdruß gestorben, wenn man anders aus Verdruß sterben kann, und der Czaarowitz habe im Jahre 1713 Afrosinen heimlich geheirathet; gleich zu der Zeit, als die Kaiserinn Catharina ihm einen Bruder gab, den er lieber nicht gehabt hätte.

Die Mishelligkeiten zwischen Vater und Sohn wurden von Tag zu Tag ernstlicher, bis Peter im Jahre 1716 dem Prinzen drohte, ihn zu enterben, und der Prinz ihm antwortete, er wollte ein Mönch werden.

Im Jahre 1717 erneuerte Peter seine Reisen, Theils aus Neugierde, Theils aus Staatsklugheit, und gieng endlich nach Frankreich. Hätte sich sein Sohn wider ihn empören wollen, hätte er wirklich Leute auf seiner Seite gehabt, so wäre das die Zeit gewesen vorzubrechen. Doch an statt in Rußland zu bleiben, und sich daselbst Anhänger zu machen, nahm er gleichfalls eine Reise vor, und hatte Mühe etliche tausend Ducaten zusammen zu bekommen, die er heimlich aufborgte. Er warf sich in die Arme des Kaisers Carls des VIten, des Bruders seiner verstorbenen Gemahlinn. Man behielt ihn eine Zeitlang in Wien ganz geheim, und schickte ihn endlich nach Neapel, wo er länger als ein Jahr blieb, ohne daß der Czaar noch sonst jemand in Rußland von seinem Aufenthalte etwas erfahren konnte.

Indessen, da der Sohn so verborgen lag, war der Vater in Paris, wo er mit eben den Ehrenbezei-

gungen

gungen empfangen wurde, als anderwärts, mit einer Artigkeit aber, die er nirgends als in Frankreich finden konnte. Wenn er eine Manufactur besah, und ein Stück zog seine Augen mehr auf sich, als ein anders, so machte man ihm des Morgens daräuf ein Geschenk damit. Er speiste einmal bey dem Herzoge von Antin in Petitbourg; das erste, was er daselbst sah, war sein Bildniß in Lebensgröße, und mit eben dem Kleide, welches er trug. Als er die königliche Münze besah, schlug man in seiner Gegenwart Schaustücke, von verschiedener Art, die man ihm überreichte; endlich schlug man eine, die man ausdrücklich zu seinen Füßen fallen ließ. Er hob sie auf, und fand sein Bildniß vollkommen auf derselben, mit der Ueberschrift: **Peter der Große.** Der Revers zeigte eine Fama mit den Worten: Vires acquirit eundo; eine Anspielung, die eben so richtig war, als sie einem Prinzen schmeicheln mußte, der in der That seine Verdienste durch sein Reisen vermehrte.

Nachdem er dieses Land gesehen hatte, wo alles die Menschen zur Gelindigkeit und Sanftmuth anlocket, kehrte er in sein Vaterland zurück, und nahm seine Strenge wieder an. Er hatte endlich seinen Sohn dahin gebracht, daß er von Neapel nach Petersburg zurück kam. Dieser junge Prinz ward hierauf vor den Czaar, seinen Vater, nach Moscau gebracht, welcher ihn vors erste der Nachfolge beraubte, und ihn, zu Ende des Monats Jenner 1718, eine förmliche Entsagungsacte unterschreiben ließ. Vermöge dieser Acte versprach der Vater dem Sohne ihn bey dem Leben zu lassen.

Es war nicht ganz unwahrscheinlich, daß eine solche Acte einmal für nichtig würde erkläret werden. Damit der Czaar ihr also desto mehr Nachdruck geben möchte, so vergaß er, daß er Vater sey, und gedachte bloß daran, daß er Stifter eines Reichs sey, welches sein Sohn wieder in die Barbarey stürzen könnte. Er ließ den Proceß wider diesen unglücklichen Prinz öffentlich anstellen, den man auf einige Puncte gründete, die er in dem Geständnisse, das man Anfangs von ihm verlanget hatte, sollte verschwiegen haben.

Man versammelte die Bischöfe, Aebte und Professores, welche in dem alten Testamente fanden, daß diejenigen, welche ihrem Vater oder ihrer Mutter fluchen, getödtet werden sollen; daß zwar David seinem Sohne Absalon, als er einen Aufstand wider ihn erreget, verziehen hätte, aber Gott habe ihm nicht verziehen. Dieses war ihre Meynung, ohne was daraus zu schlüßen; in der That aber war es nichts anders, als ein Todesurtheil. Alexius hatte niemals seinem Vater gefluchet; er hatte sich nie, wie Absalon, wider ihn empöret; er hatte nicht öffentlich bey den Kebsweibern des Königs geschlaffen; er war ohne väterliche Erlaubniß gereiset, und hatte Briefe an seine Freunde geschrieben, in welchen er ihnen zu verstehen gab, er hoffe, sie würden seiner in Rußland einmal gedenken. Unterdessen war doch unter hundert und zwanzig weltlichen Richtern nicht ein einziger, welcher ihn nicht zum Tode verdammte, und diejenigen, welche ihren Namen nicht unterschreiben konnten, ließen andere für sich unterzeichnen. Man hat in Europá gesaget, der Czaar habe sich

den Criminalproceß des Don Carlos aus dem Spanischen in das Rußische übersetzen lassen: dieser unglückliche Prinz, welchen sein Vater Philipp der zweyte in das Gefängniß hatte legen lassen, wo dieser Erbe einer großen Monarchie starb. Dieser Criminalproceß aber ist niemals da gewesen, und nie hat man die Todesart dieses Prinzen erfahren, sie mag nun gewaltsam oder natürlich gewesen seyn. Peter, der unumschränkteste von den Monarchen, brauchte kein Beyspiel. So viel ist gewiß, sein Sohn starb den Tag darauf auf seinem Bette im Gefängnisse, und der Czaar hatte in Moscau eine von den schönsten Apotheken in Europa. Gleichwol ist es wahrscheinlich, daß der Prinz Alexius, der Erbe der weitläuftigsten Monarchie in der Welt, welchen einzig und allein die Unterthanen seines Vaters, die einmal die Seinigen werden sollten, verdammet hatten, aus Bestürzung über ein so außerordentliches und trauriges Urtheil kann gestorben seyn. Der Vater gieng seinen sterbenden Sohn zu sehen, und man saget, daß er Thränen vergossen habe: infelix utcunque ferent ea fata nepotes. Dieser Thränen ungeachtet wurden die Räder mit den Gliedern seiner Freunde dennoch bedecket. Er ließ seinem eigenen Schwager, dem Grafen Lapuchin, einem Bruder seiner Gemahlinn Ottokesa Lapuchin, welche er verstossen hatte, und Oheim des Prinzen Alexius, den Kopf abschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte der Beichtvater des Prinzen. Wenn Moscau gesittet geworden ist, so muß man bekennen, daß es ihm theuer zu stehen gekommen.

Das

Das übrige Leben des Czaars war nichts als eine Folge seiner großen Absichten, Unternehmungen und Thaten, welche die ausschweifende Strenge, die vielleicht nöthig war, zu entschuldigen schienen. Er hielt oft an seinen Hof und an seinen Rath Reden. In einer von diesen Reden sagte er einmal, er habe seinen Sohn der Wohlfahrt seiner Staaten aufgeopfert.

Nach dem ruhmreichen Frieden, welchen er endlich 1721 mit Schweden schloß, und durch den ihm Liefland, Esthen, Ingermanland, und die Hälfte von Carelien abgetreten wurde, trugen ihm die russischen Landstände den Beynamen des Großen, des Vaters des Vaterlandes und Kaisers an. Diese Landstände wurden durch den Senat vorgestellet, welcher ihm diese Titel auf das feyerlichste, in Gegenwart des Grafen von Kinski, kaiserlichen Ministers, des französischen Abgesandten Herrn von Lampreden, und der Abgesandten von Preußen und Holland, beylegte. Nach und nach haben es sich die sämmtlichen europäischen Häupter gefallen lassen, den Häuptern Rußlands den Titel des Kaisers beyzulegen; gleichwol hindert diese Würde nicht, daß die Abgesandten von Frankreich nicht allezeit den Rang vor den rußischen Abgesandten haben sollten.

Die Russen müssen unwidersprechlich den Czaar als den allergrößten Mann betrachten. Er ist ein Held von dem baltischen Meere an, bis an die Gränzen von China. Ist er es aber auch unter uns? Ist er in Ansehung der Tapferkeit mit unsern Condes, mit unsern Villars, und in Ansehung seiner Einsichten, seines Witzes und seiner Sitten, mit einer

Menge

Menge Menschen in Vergleichung zu setzen, mit welchen wir leben? Nein; er war aber ein König, und zwar ein übel erzogener König, und er hat mehr gethan, als vielleicht tausend Prinzen, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären, nicht würden gethan haben. Er hat diejenige Stärke des Geistes gehabt, welche einen Menschen über alle Vorurtheile, über alles, was ihn umgiebt, und über alles, was vor ihm vorher gegangen ist, erheben. Er ist ein Baumeister, welcher mit Ziegelsteinen gebauet hat, und welcher anderwärts mit Marmor würde gebauet haben. Wenn er in Frankreich regieret hätte, so hätte er die Künste von dem Puncte, worauf er sie gefunden, bis zu dem höchsten Gipfel geführet. Man bewundert ihn, daß er fünf und zwanzig große Schiffe auf dem baltischen Meere gehabt hat, und in unsern Häfen würde er vielleicht zweyhundert gehabt haben.

Wenn man betrachtet, was er aus Petersburg gemacht hat, so mag man schlüßen, was er würde aus Paris gemacht haben. Worüber ich mich am meisten wundere, ist die wenige Hoffnung, welche das menschliche Geschlecht haben konnte, daß ein Mann wie der Czaar Peter in Moscau würde gebohren werden. Es war eine Zahl, welche der Zahl aller Menschen, die jemals in Rußland gelebet haben, gleich ist, gegen die Einheit zu setzen, daß diese dem Geiste der Nation so entgegen gesetzte Gemüthsart kein Russe bekommen würde; es waren über dieses funfzehn Millionen, denn so viel sind itzo Einwohner in Rußland, gegen einen zu setzen, daß

dieses

dieses Schicksal nicht den Czaar treffen würde. Unterdessen ist die Sache doch erfolget. Es war eine unaussprechliche Zahl Combinations und Jahrhunderte nöthig, ehe die Natur denjenigen hervorbrachte, welcher den Plůg erfunden, oder uns die Kunst zu weben lehren sollte. Itzo sind die Russen über ihren Fortgang nicht mehr erstaunt; sie haben sich in weniger als funfzig Jahren mit allen Künsten gemein gemacht. Man sollte sagen, daß diese Künste bey ihnen, wer weiß wie alt wären. Es giebt noch sehr weitläuftige Gegenden in Africa, welche einen Czaar Peter brauchten; er wird vielleicht nach einigen Million Jahren kommen; denn alles kömmt nicht anders als sehr spät.

VII.

VII.

Zwey Briefe

über die Herren,

Johann Law, Melon

und Dutot.

Brief

über die Herren

Johann Law, Melon und Dutot.

Man versteht seit zwanzig Jahren die Handlung in Frankreich besser, als man sie von Pharamund an bis auf Ludewig den vierzehnten verstanden hat. Vordem war es eine verborgene Kunst, und eine Art der Chymie in den Händen von drey bis vier Menschen, die in der That Gold machten, und ihr Geheimniß nicht sagten. Der größte Theil der Nation war so erstaunend unwissend in diesem wichtigen Geheimnisse, daß kaum unter den Staatsbedienten und Richtern einer war, der wußte, was Actien, Primen, Wechsel und Dividende waren. Es mußte deswegen ein Schottländer, Namens Johann Law, nach Frankreich kommen, und die ganze Verfassung unserer Regierung über den Haufen werfen, um uns zu unterrichten. Er unter-

stund sich in der allerjämmerlichsten Verwirrung unserer Finanzen, und bey dem allgemeinsten Mangel eine Bank und eine indianische Handelsgesellschaft zu errichten. Es war dieses ein Brechmittel für Kranke; wir nahmen aber etwas zu viel davon, und bekamen Convulsionen. Jedoch blieb endlich von den Trümmern seines aufgeführten Gebäudes eine indianische Handlungsgesellschaft mit einer liegenden Summe von funfzig Millionen für uns übrig. Was würde es erst gewesen seyn, wenn wir von der Arztney nur so viel, als sich gebührte, genommen hätten? Der Staatskörper würde meines Erachtens itzo der stärkste und wichtigste des ganzen Erdbodens seyn.

Es herrschte noch ein so grobes Vorurtheil unter uns, als die gegenwärtige indianische Handlungsgesellschaft errichtet wurde, daß die Sorbonne den Dividend der Actien für einen **unerlaubten Wucher** erklärete. Es geschah auf eben eine solche Art, wie man die deutschen Buchdrucker, die im Jahre 1570 nach Frankreich kamen, ihre Kunst zu treiben, als Zauberer anklagte. Man muß es gestehen, wir Franzosen seyn in allen Arten von Künsten sehr spät gekommen; unsre ersten Schritte in den Künsten haben darinnen bestanden, uns der Einführungen der Wahrheiten, die von andern Orten zu uns kamen, zu widersetzen. Wir haben Sätze wider den in England erwiesenen Umlauf des Geblüts, und wider die in Deutschland gründlich gezeigte Bewegung der Erde behauptet. Man hat so gar heilsame Arztneymittel durch obrigkeitliche Verordnungen verbannet. Wahrheiten anzeigen, einige den Menschen nützliche Dinge vorschlagen, ist ein sicheres Mittel verfolget zu werden.

den. Johann Law, derjenige Schottländer, dem wir unsere indianische Handlungsgesellschaft und die Wissenschaft des Handlungswesens zu danken haben, wurde aus Frankreich verjaget, und starb zu Venedig im größten Elende, und dem ungeachtet haben wir itzo auf achtzehn hundert Kauffartheyschiffe, da wir damals, als er seinen Entwurf aufs Tapet brachte, kaum drey hundert hatten. Das haben wir ihm zu danken, und wir sind weit von der Dankbarkeit entfernet.

Die Grundsätze des Handels sind heut zu Tage jedermann bekannt. Seit einiger Zeit haben wir gute Bücher dieses Inhalts bekommen. **Der Versuch über die Handlung von dem Herrn Melon**, ist ein Werk eines witzigen Kopfes, eines guten Bürgers und eines Weltweisen: es schmecket nach dem Geiste des Jahrhunderts, und ich glaube nicht, daß selbst zu der Zeit des Herrn Colberts zween Menschen im Stande gewesen wären, ein solches Buch zu liefern. Nichts desto weniger sind Fehler genug in diesem guten Werke; so schwer ist der Weg zur Wahrheit. Es ist ungemein nützlich, die Versehen in einem guten Buche anzumerken. Und eben da muß man sie aufsuchen; denn das heißt ein gutes Werk verehren, wenn man demselben widerspricht: die übrigen verdienen solche Ehre nicht.

Folgende Sätze haben mir ungegründet zu seyn geschienen. 1. Er saget: **In den Ländern, wo die meisten Bettler wären, herrschte die größte Barbarey.** Ich glaube, daß keine Stadt weniger barbarisch sey als Paris, und wo mehrere Bettler anzutreffen wären. Es ist ein Geschmeiß, das dem

Reichthume nachgeht; die Faulenzer laufen von dem Ende des Königreichs nach Paris, um daselbst von den Vermögenden und Wohlthätigen eine Schatzung einzutreiben. Es ist ein Misbrauch, der schwerlich auszurotten ist; der aber nur beweist, daß es solche leichtsinnige Leute giebt, die lieber um Allmosen betteln, als ihr Brodt verdienen wollen. Es ist ein Beweis des Reichthums und der Nachläßigkeit, keinesweges aber der Barbarey.

2. Er wiederholet an unterschiedenen Orten, **daß Spanien ohne America mächtiger seyn würde.** Er gründet sich auf die Entvölkerung Spaniens, und auf die Ohnmacht, worinn dieses Königreich seit langer Zeit geschmachtet hat. Diese Meynung, daß America Spanien entkräftet, findet sich fast in hundert Schriftstellern; wenn sie aber hätten in Erwägung ziehen wollen, daß die Schätze der neuen Welt die Befestigung der Macht Carls des fünften gewesen, und daß Philipp der zweyte Meister von ganz Europa geworden seyn würde, wenn Heinrich der Große, Elisabeth und die Prinzen von Oranien nicht Helden gewesen wären; würden sie ihre Meynungen ohne Zweifel geändert haben. Man hat geglaubt, daß die spanische Monarchie zu Grunde gerichtet wäre, weil die Könige, Philipp der Dritte, Philipp der Vierte, und Carl der Zweyte unglücklich oder schwach gewesen sind. Man sehe aber nur, wie diese Monarchie unter dem Kardinal Alberoni auf einmal ein neues Leben bekommen hat, man werfe seine Augen auf Africa und Asien, den Kriegsschauplatz der gegenwärtigen spanischen Regierung; so wird man bald einräumen müssen, daß die Völker dasjenige sind,

woju

wozu sie die Könige oder die Staatsbedienten machen. Der Muth, die Tapferkeit, der Fleiß und alle Gaben bleiben vergraben, so lange bis ein Geist erscheint, der sie erwecket. Das Capitolium wird itzo von Barfüßermönchen bewohnt, und man theilet itzo an eben dem Orte Rosenkränze aus, wo die überwundenen Könige dem Wagen eines Pauls Aemils nachfolgten. Es darf nur ein Kaiser seine Residenz zu Rom nehmen, der ein Julius Cäsar ist, so werden alle Römer selbst wieder Cäsars werden. Was die Entvölkerung Spaniens betrifft, ist solche geringer, als man vorgiebt; und überhaupt von der Sache zu reden, sind nicht dieses Königreich und die Länder in America, die davon abhangen, heut zu Tage Provinzen eines einzigen Reiches, die durch einen Zwischenraum, den man in zween Monaten zurück legen kann, getrennet sind? Endlich werden ihre Schätze durch einen nothwendigen Umlauf auch uns zu Theile; die Coschenille, der Indig, die Chinachinä, die Bergwerke von Mexico und Peru sind unser, und unsere Manufacturen sind folglich spanisch. Wenn America ihnen zur Last gereichte, würden sie wohl so lange Zeit darauf bestehen, denen Fremden den Eingang in dieses Land zu versperren? Verwahret man denn die Wälle seines Verderbens so sorgfältig, wenn man zwey hundert Jahre Zeit gehabt, seine Ueberlegungen darüber zu machen?

3. Er saget: **Der Verlust der Soldaten wäre nicht das betrübteste in den Kriegen; hundert tausend erschlagene Soldaten wären ein gar geringer Theil gegen zwanzig Millionen; die Vermehrungen der Auflagen hingegen machten**

zwanzig Millionen Menschen unglücklich. Ich will es ihm überhin gehen lassen, daß zwanzig Millionen Menschen in Frankreich seyn sollen; allein das kann ich ihm nicht vergeben, daß es besser sey, hundert tausend Menschen auf die Schlachtbank zu liefern, als von dem Reste der Nation einige Auflagen bezahlen zu lassen. Das ist noch nicht alles; es ist hier ein befremdlicher und betrübter Irrthum im Rechnen begangen worden.

Ludewig der Vierzehnte hat das ganze Corps zur See mitgerechnet, zur Zeit des Krieges im Jahre 1701 vier hundert und vierzig tausend Mann in seinem Solde gehabt. Niemals ist das römische Reich an Truppen so stark gewesen. Man hat bemerket, daß der fünfte Theil einer Armee während eines Feldzuges entweder durch Krankheiten, oder durch andere Zufälle, oder durch Feuer und Schwerdt umkamen. Das sind acht und achtzig tausend starker Leute, die der Krieg jedes Jahr aufrieb; folglich verlor der Staat binnen zehn Jahren acht hundert und achtzigtausend Menschen, und mit ihnen die Kinder, die sie hätten, zeugen können. Wenn nun Frankreich ungefähr achtzehn Millionen Menschen begreift, und man davon fast die Hälfte für die Weiber abzieht, hiernächst die alten Leute, die Kinder, die Geistlichkeit, die Mönche, Obrigkeiten und Ackerleute abrechnet, was bleibt zur Vertheidigung der Nation übrig? Unter achtzehn Millionen wird man kaum achtzehn hundert tausend Mann finden, und der Krieg reibt binnen zehn Jahren deren auf neun hundert tausend

auf;

auf; er reißt unter einer Nation die Hälfte derjenigen, die für sie streiten können, hin; und man kann doch noch behaupten, daß eine Auflage betrübter sey, als ihr Tod?

Nachdem ich diese Unachtsamkeiten, die der Verfasser selbst würde getadelt haben, angemerket, will ich mir nun den Verdruß anthun, alles das, was er von der Freyheit der Handlung, von den Waaren, von dem Wechsel, und vornehmlich von der Pracht saget, zu rühmen. Diese kluge Schutzrede der Pracht ist bey diesem Schriftsteller um so viel schätzbarer, und hat in seinem Munde ein so viel größeres Gewicht, weil er als ein Weltweiser lebte.

Und was ist denn die Pracht? Es ist ein Wort ohne bestimmte Bedeutung, ungefähr so, wie wir die Himmelsgegenden Morgen und Abend nennen. In der That ist weder Morgen noch Abend; es ist kein Punct, wo die Erde auf- oder untergehe, oder vielmehr ein jeder Punct ist Morgen und Abend. Eben so verhält es sich mit der Pracht; entweder es ist dergleichen gar nicht, oder sie ist überall. Man gedenke einmal an die Zeiten zurück, da unsere Väter keine Hemden trugen. Wenn jemand zu ihnen gesaget hätte, ihr müßt einen noch feinern und leichtern Zeug, als das feinste Tuch ist, auf eurer Haut tragen; derselbe muß weiß, wie der Schnee, seyn, und ihr müßt ihn täglich verändern; und wenn er etwas schmutzig worden, muß eine durch die Kunst verfertigte Zusammensetzung demselben seine erste

Weiße wieder geben: würde jedermann ausgerufen haben: Ach welche Verschwendung! welche Verzärtelung! ein solcher Aufwand ist kaum für die Könige; ihr wollt unsere Sitten und den Staat verderben.

Versteht man etwan durch die Pracht den Aufwand eines reichen Menschen? Allein muß denn ein solcher als ein Armer leben, er, dessen Pracht und Aufwand allein macht, daß die Armen leben können; der Aufwand muß das Wetterglas von dem Glücke einer Privatperson seyn, und die allgemeine Pracht ist ein untrügliches Zeichen eines mächtigen und ansehnlichen Reichs. Unter Carln dem Großen, unter Franz dem ersten, unter dem großen Colbert, und unter der itzigen Regierung ist der Aufwand am größten gewesen, oder welches einerley ist, sind die Künste am besten getrieben worden.

Was wollte der bittere, der satyrische Labruyere? Was wollte dieser gezwungene Menschenfeind sagen, wenn er ausruft: **Unsre Vorfahren hüteten sich gar sehr, ein eitles Gepränge nützlichen Dingen vorzuziehen; man sahe bey ihnen keine Wachslichter, um ihre Zimmer damit zu erleuchten; das Wachs war für den Altar und das Louvre; sie sagten nicht, leget die Pferde vor meine Kutsche; das Zinn glänzte auf den Tafeln und Schenktischen; das Silber war in den Kasten** rc. Ein artiger Lobspruch für unsere Väter, daß sie weder Ueberfluß, noch Fleiß, noch

noch Geschmack, noch Reinlichkeit gehabt haben! Das Geld war in den Kasten! Wenn das war, so war es eine große Thorheit; das Geld ist zum Umlaufe gemacht, alle Künste dadurch zum Ausbruche zu bringen, und die Geschicklichkeit der Menschen damit zu erkaufen. Wer es zurück hält, ist ein übler Bürger, ja gar ein schlechter Wirth. Dadurch, daß man es nicht in seinen Kasten eingeschlossen hält, macht man sich dem Vaterlande und sich selbst nützlich. Wird man denn niemals aufhören, die Fehler der vergangenen Zeiten zu loben, um die Vortheile der unsrigen zu verspotten? Dies Buch des Herrn Melon hat uns ein anderes von dem Herrn Dutot verschaffet, welches wegen seiner Gründlichkeit und tiefen Einsicht einen großen Vorzug hat; und das Werk des Herrn Dutot wird uns in kurzem noch ein anderes von dem berühmten Herrn Düvernay verschaffen, welches ohne Zweifel noch weit besser seyn wird, als die andern beyden, weil es einen Staatsmann zum Verfasser haben wird. Niemals sind die schönen Wissenschaften mit dem Finanzwesen so genau verbunden gewesen, und das ist abermals ein Vorzug unsers Jahrhunderts.

Zweyter

Zweyter Brief,

von eben dem Inhalte,

worinnen von den Veränderungen der Münzen, von der Pracht der Völker und den Einkünften der Könige gehandelt wird.

Herr Dutot zeiget, daß unter der vorigen Regierung alle Veränderung der Münze sowol dem Volke, als dem Könige nachtheilig gewesen sey. Allein sollte kein Fall seyn, da eine Erhöhung der Münze nothwendig werden könnte?

In einem Staate, zum Exempel, der wenig Geld hat, und schlechte Handlung treibt (in welchen Umständen Frankreich lange Zeit gewesen ist) hat ein Edelmann hundert Mark jährlicher Eiukünfte. Um nun entweder seine Töchter auszustatten, oder in den Krieg zu gehen, nimmt er tausend Mark auf, die er jährlich mit funfzig Mark verzinset. Sodann sieht sich sein Haus zu einem jährlichen Aufwande von funfzig Mark herunter gesetzt, um damit alles nöthige zu bestreiten. Indessen macht sich die Nation immer geschickter, sie treibt Handel, und das Geld wird häufiger. Dabey wird, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, die Handarbeit theurer, der Aufwand und Staat, den die Würde dieses Hauses erfodert,

fodert,

fodert, verdoppelt sich, ja wird wohl drey bis viermal größer, ohne daß das Getreide, worinnen die Haupteinkünfte seines Landgutes bestehen, nach dieser Verhältniß steigt, weil man nicht mehr Brodt ißt, als vormals. Man läßt aber mehr an Pracht aufgehen; was man vor dem um funfzig Mark kaufte, wird zwey hundert kosten, und der Eigenthümer des Landgutes, der sich genöthiget sieht, funfzig Mark jährlicher Zinsen abzutragen, wird so weit gebracht, sein Landgut zu verkaufen. Was ich von dem Edelmanne sage, das sage ich von der Obrigkeit, von dem Gelehrten ꝛc. wie von dem Ackersmanne, der sein Zinngeräthe, seine silberne Schale, sein Bette, seine Leinwand theuer bezahlen muß. Selbst das Haupt einer Nation befindet sich mit in diesem Falle, wenn er weiter nichts, als eine gewisse festgesetzte Summe und gewisse Gerechtigkeiten hat, die er, aus Furcht ein Murren zu erregen, nicht zu sehr erhöhen darf.

In diesen dringenden Umständen ist nur eine einzige Partey, die man ergreifen kann, nämlich dem Schuldner seine Last zu erleichtern. Man kann ihm aber durch Aufhebung der Schulden helfen. So pflegte man es ehemals bey den Aegyptiern und bey den meisten morgenländischen Völkern nach Verlauf von funfzig oder dreyßig Jahren zu machen. Diese Gewohnheit war so hart nicht, als man sich einbildet; denn die Gläubiger hatten, zu Folge dieses Gesetzes, schon ihre Maaßregeln genommen, und ein weit voraus gesehener Verlust ist kein Verlust mehr. Ob schon dieses Gesetz bey uns nicht im Schwange ist, so hat man doch wirklich seine Zuflucht dazu nehmen müssen, ungeachtet der Umschweife, die man

dabey

dabey gemacht hat: denn ein Mittel finden, nicht mehr, als den vierten Theil von dem, was man schuldig ist, zu bezahlen, ist das nicht eine Art eines Jubeljahres. Dieses Mittel hat man nun gar leicht gefunden, indem man den Geldsorten einen bloß in der Einbildung bestehenden Werth beygeleget, und gesaget hat, daß dieses Goldstücke, welches sechs Franken galt, itzo vier und zwanzig gelten sollte, und daß der, welcher vier solcher Goldstücken, da jeder sechs Franken betrug, schuldig war, itzo durch Erlegung eines einzigen von der Art, das man vier und zwanzig Franken nennen will, von seiner Schuld los kommen könne. Da diese Veränderungen nur nach und nach sind gemacht worden, haben sie kein so großes Schrecken verursachet. Der, welcher zu gleicher Zeit Schuldner und Gläubiger war, gewann auf der einen Seite das, was er auf der andern verlor; ein anderer trieb Handel und Wandel, und ein dritter endlich litt darunter wirklich, und fand sich genöthiget, sparsamer hauszuhalten.

So haben es alle europäische Nationen gemacht, ehe sie eine ordentliche und mächtige Handlung errichtet haben. Gehen wir zu den Römern zurück, so werden wir finden, daß das Aß, das Pfund Kupfer zu zwölf Unzen, auf neun Pfennige nach unsrer heutigen Münze herunter gesetzet worden ist; bey den Engländern ist ein Pfund Sterling von sechzehn Unzen Silber auf fünf und einen halben Thaler gefallen. Das Pfund Groschen bey den Holländern beträgt nicht mehr als ungefähr drey Thaler; aber unsere französischen Pfunde haben die allergrößten Veränderungen erlitten.

Zur Zeit Carls des Großen bemerken wir eine gewisse gangbare Münze, die den zwanzigsten Theil eines Pfundes betrug, von der römischen Benennung Solidum einen Soliden, und aus diesem Worte ist Sou entstanden, eben so, wie aus dem Monate August das verdorbene Aout, den wir gar, aus zu großer Höflichkeit, Ou nennen; so daß in unserer so gereinigten und zierlichen Sprache hodieque manent vestigia ruris. Kurz, dieser Solide, dieser Sou, welcher den zwanzigsten Theil eines Pfundes, und den zehnten einer Mark Silbers ausmacht, ist itzt eine geringe Kupfermünze, die den tausend neun hundert und zwanzigsten Theil eines Pfundes beträgt, die Mark Silber zu neun und vierzig Franken gerechnet. Diese Rechnung ist fast unglaublich, und man findet durch diese Ausrechnung, daß eine Familie, die vor Zeiten hundert Soliden jährlicher Einkünfte gehabt, und davon sehr wohl hätte leben können, itzo nicht mehr als fünf Sechstheile eines Thalers zu sechs Franken jährlich zu verzehren haben würde.

Was beweiset dieses? Daß wir seit langer Zeit unter allen Nationen die veränderlichste und die glücklichste gewesen seyn; daß wir den Misbrauch eines natürlichen Gesetzes, welches in der Länge die Rettung unterdrückter Schuldner will, auf einen übermäßigen Grad getrieben haben. Da nun der Herr Dutot die Gefahr dieser schleunigen Erschütterungen, welche die Veränderungen des angenommenen Werthes der Münzsorten in den Staaten verursachen, so wohl gezeiget hat, so kann man wohl glauben,

daß

daß in einer so erleuchteten Zeit, als unsere ist, wir dergleichen Ungewitter nicht mehr erfahren werden. Was mich in dem Buche des Herrn Dutot am meisten in Verwunderung gesetzet hat, ist daselbst zu sehen, daß Ludewig der Zwölfte, Franz der Erste, Heinrich der Zweyte und Heinrich der Dritte reicher gewesen seyn sollen, als Ludewig der Funfzehnte. Wer sallte geglaubt haben, daß Heinrich der Dritte, nach heutigem Fuße gerechnet, hundert und drey und sechzig Millionen mehr Einkünfte gehabt hat, als der itzige König? Ich gestehe es, ich erhole mich noch nicht von meinem Erstaunen; denn wie kam es, daß Heinrich der Dritte mit allen diesen erstaunenden Schätzen doch nur mit genauer Noth den Spaniern gewachsen war? Wie wurde er von den Guisen gemishandelt? Wie war Frankreich von allen Künsten und Manufacturen entblößet? Warum war kein schönes Haus, kein kostbarer von den Königen erbauter Palast, keine Pracht und kein Geschmack, der dem Reichthume auf dem Fuße nachfolget, zu Paris? Heut zu Tage hingegen umgeben drey hundert Festungen, die beständig wohl unterhalten werden, unsere Gränzen, und wenigstens zwey hundert tausend Mann vertheidigen sie. Die Truppen, welche das Haus des Königs ausmachen, können mit Recht mit jenen zehn tausend mit goldenen Schilden versehenen Soldaten in Vergleichung gestellet werden, die den Wagen eines Xerxes und eines Darius begleiteten. Paris ist zweymal volkreicher und hundertmal reicher, als zu den Zeiten Heinrichs des Dritten. Der Handel, der damals

schmach-

schmachtete, und nichts war, blühet heut zu Tage zu unserm großen Vortheile.

Seit der letztern Umschmelzung der Münzsorten findet sich, daß mehr als 1200 Millionen an Gold und Silber in die Münze gekommen sind. Man sieht aus dem Pacht vom Mark, daß in Frankreich fast für eben so viel von diesem verarbeiteten Metalle sey. Es ist wahr, daß, ungeachtet dieser erstaunenden Reichthümer, das Volk in den Misjahren zuweilen für Hunger sterben möchte: allein davon ist die Rede hier nicht. Die Frage ist, wie es kömmt, daß, da die Nation ungleich reicher ist, als in den vorigen Jahrhunderten, des Königs Einkünfte weit geringer seyn sollten?

Wir wollen einmal das Vermögen Ludewigs des Funfzehnten mit den Schätzen Franz des ersten vergleichen. Die Einkünfte des Staats betrugen damals sechzehn Millionen Pfunde, und das Pfund damaliger Zeit verhielt sich gegen eins zu unserer Zeit, wie eins gegen vier und ein halbes. Sechzehn Millionen machten also von den unsern zwey und siebenzig. Mit zwey und siebenzig unserer Millionen also würden wir eben so reich seyn, als sie damals, Allein die Einkünfte des Staats betragen zwey hundert Millionen; folglich ist aus diesem Grunde Ludewig der funfzehnte um 128 unserer Millionen reicher, als Franz der erste war; folglich ist der König ungefähr viermal so reich, als Franz der Erste; folglich zieht er viermal so viel von seinen Unterthanen,

als Franz der Erste von ihnen zog. Das ist schon ziemlich weit von der Rechnung des Herrn Dutot unterschieden.

Er giebt vor, um seinen Satz zu erweisen, daß die Lebensmittel itzo funfzehnmal theurer sind, als im sechzenten Jahrhunderte.

Wir wollen diesen Preis der Lebensmittel ein wenig untersuchen. Man muß sich an den Preis des Korns in den Hauptstädten, und zwar in gemeinen Jahren halten. Ich finde viele Jahre im sechzehnten Jahrhundert, in denen das Korn funfzig, fünf- und zwanzig, zwanzig, achtzehn Sous, auch wohl auf vier Franken gegolten hat. Ich rechne also auf ein gemeines Jahr dreyßig Sous. Itzo kostet das Korn ungefähr zwölf französische Pfund, also sind die Lebensmittel itzo nur in einem achtmal höhern Preise, und in eben dieser Verhältniß ist der Preis auch in England und Deutschland gestiegen. Allein diese dreyßig Sous des sechzehnten Jahrhunderts galten fünf Pfund funfzehn Sous, nach itzigem Gelde. Fünf Pfund, funfzehn Sous machen bey nahe die Hälfte von zwölf Pfunden; folglich kauft Ludewig der Funfzehnte, der dreymal reicher ist als Franz der erste, die Sachen im Gewichte nach Marken, nur doppelt so theuer, als man sie damals kaufte.

Ein Mensch nun, der neun hundert Franken hat, und eine Waare zu sechs hundert Franken kaufet, bleibt allerdings um hundert Thaler reicher, als der,

welcher,

welcher, da er nur drey hundert Pfund hat, eben diese Waare um die drey hundert Pfund erhandelt; Ludewig der funfzehnte bleibt also um ein Drittheil reicher, als Franz der Erste.

Das ist aber noch nicht alles; an statt alle Waaren um doppelt höhern Preis zu erkaufen, erhandelt er die Soldaten, die nöthigste Waare der Könige, um einen weit billigern Preis, als seine Vorfahren.

Unter Franz dem Ersten und unter Heinrich dem Zweyten bestund die Stärke der Armeen in einer königlichen Leibwache aus Landskindern, und in fremden Truppen zu Fuß, die wir mit unsern Truppen nicht vergleichen können; aber die Infanterie wird unter Ludewig dem Funfzehnten fast auf eben den Fuß und in eben dem Preise bezahlet, wie unter Heinrich dem Vierten. Der Soldat verkauft sein Leben um sechs Sou (ein und zwanzig Pfennige) den Tag, indem er seine Kleidung mitrechnet; diese sechs Sou galten zu den Zeiten Heinrichs des Vierten zwölfe von gleichem Werthe; folglich kann man mit eben den Einkünften; die Heinrich der Große hatte, doppelt so viel Soldaten unterhalten, und mit einer doppelt so großen Summe kann man viermal so viel Truppen in Sold nehmen. Was ich hier sage, zeiget zur Gnüge, daß, ungeachtet der Berechnung des Herrn Dutots, die Könige so wohl als der Staat reicher sind, als sie gewesen. Ich leugne nicht, daß sie dagegen auch mehr verschuldet seyn.

Ludewig der Vierzehnte ließ nach seinem Tode mehr als zweymal zehn hundert Millionen Schulden, das Mark zu dreyßig Franken gerechnet; weil er zu gleicher Zeit fünf hundert tausend Mann in Waffen, zwey hundert Schiffe in See haben, und Versailles bauen wollte; und weil in dem, wegen der spanischen Nachfolge, geführten Kriege seine Waffen lange Zeit unglücklich waren. Allein die Rettungsmittel Frankreichs sind weit über seine Schulden. Ein Staat, der nur allein sich selbst schuldig ist, kann nicht arm werden, und diese Schulden selbst sind eine neue Aufmunterung des Fleißes und der Geschicklichkeit.

VIII.

Abhandlung von dem Tode Heinrichs des IV.

Der schrecklichste Zufall, der sich jemals in Europa ereignet hat, hat die allerhäßlichsten Muthmaßungen verursachet. Fast alle Geschichtbücher von der Zeit des Todes Heinrichs des Vierten, machen die Feinde dieses wackern Königs, seine Höflinge, die Jesuiten, seine Maitresse, seine Gemahlinn selbst verdächtig. Diese Anklagen dauern noch, und man spricht niemals von diesem Tode, ohne ein verwegnes Urtheil zu fällen. Ich bin allezeit über die unglückselige Leichtigkeit erstaunet, mit welcher selbst Leute, welche am wenigsten eine niederträchtige Handlung zu begehen fähig sind, die allererschrecklichsten Verbrechen den Staatsbedienten, den Personen, welche in Aemtern sitzen, Schuld geben. Man klaget sie an, um sich an ihrer Größe zu rächen; man will sich durch die Erzählung der abentheuerlichsten Anekdoten ein Ansehen geben. Es ist mit dem Umgange, wie mit einem Schauspiele, wie mit einer Tragödie, in welcher man durch große Leidenschaften und durch große Verbrechen an sich ziehen muß.

Räuber bringen den Vezier auf der Straße um; ganz Paris klaget einen Prinzen dieses Mords wegen an. Rothfleckichte Entzündungen reißen ansehnliche Personen dahin, sie müssen also alle vergiftet seyn. Nichts hält zurück; weder die Ungereimtheit der Anklage noch der Mangel der Beweise; und die Verleumdung, welche sich von Mund zu Mund, und bald von Buch zu Buch fortgepflanzet hat, wird in den Augen der allezeit leichtgläubigen Nachwelt eine wichtige Wahrheit. Seit dem ich meinen Fleiß auf die Geschichte gewandt habe, haben mich ohn Unterlaß diese ungegründeten Anklagen, womit die Geschichtschreiber ihre Werke zu beschimpfen sich gefallen lassen, erbittert.

Die Mutter Heinrichs des IVten starb am Seitenstechen. Wie viel Schriftsteller lassen sie nicht mit Gifte vergeben werden, und zwar durch einen Handschuhhändler, welcher ihr vergiftete Handschuh solle verkauft haben; und der Kaufmann soll der Giftmischer der Katharine von Medicis gewesen seyn.

Selten läßt man es sich einkommen zu zweifeln, daß der Pabst Alexander der VI vom Gifte gestorben sey, welches er für den Kardinal Corneto und für einige andere Kardinäle, deren Erbe er gerne seyn wollte, habe zubereiten lassen. Guicciardini, ein zeitverwandter Schriftsteller, ein Schriftsteller, der in Ansehen steht, saget, daß man den Tod dieses Pabstes diesem Verbrechen und dieser Bestrafung des Verbrechens schuld gegeben habe; er saget nicht, daß der Pabst ein Giftmischer gewesen, er giebt es nur zu verstehen, und Europa hat es nur allzuwohl verstanden.

Ich aber unterstehe, mich dem Guicciardini zu sagen: Europa ist durch euch betrogen worden, und euch haben eure Leidenschafren betrogen. Ihr waret ein Feind des Pabstes, ihr habt eurem Hasse und seinen übrigen Thaten allzuviel geglaubt. Es ist wahr, er hat sich auf die grausamste und meineidigste Art an Feinden, welche eben so meineidig und grausam waren, gerächet. Hieraus schließet ihr, daß ein Pabst von vier und siebenzig Jahren nicht eines natürlichen Todes gestorben sey: ihr behauptet aus ungewissen Reden, daß ein alter Monarche, dessen Kasten mit mehr als einer Million Ducaten erfüllet waren, einige Kardinäle habe vergiften wollen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Doch war denn dieses Vermögen ein so wichtiger Gegenstand? Das Geräthe wurde meistentheils von dem Kammerdiener weggebracht, ehe der Pabst, seine Beute davon zu machen, Zeit fand. Wie kann man glauben, daß ein kluger Mann, eines so kleinen Gewinnstes wegen, eine so schändliche That sollte unternommen haben; eine That, zu welcher Mitschuldige nöthig waren, und die über lang oder über kurz an Tag kommen mußte. Soll man dem Tagebuche der Krankheit des Pabstes nicht mehr glauben, als den Reden des gemeinen Volks? Dieses Tagebuch läßt ihn an einem doppeltdreytägigen Fieber sterben. Man findet nicht die geringste Spur von diesem seinem Andenken so nachtheiliger Anklage. Sein Sohn Borgia ward zur Zeit, da sein Vater starb, krank, und dieses ist der einzige Grund des Giftmährchens. Vater und Sohn sind zu gleicher Zeit krank; sie müssen also nothwendig vergiftet seyn;

beyde sind große staatskluge Köpfe, Leute ohne Gewissen; das Gift muß sie also selbst hingerissen haben, welches sie für zwölf Kardinäle bestimmt hatten. Auf diese Art schließt der Haß; dieses ist die Vernunftlehre eines Volkes, welches sein Haupt verabscheuet; allein die Vernunftlehre eines Geschichtschreibers muß es nicht seyn. Er vertritt die Stelle eines Richters, er spricht die Urtheile der Nachwelt: er muß also niemanden ohne offenbare Beweise für schuldig erklären.

Was ich von dem Guicciardini gesaget habe, muß ich auch von den Denkwürdigkeiten des Sully sagen. Diese Denkwürdigkeiten wurden von den Sekretären des Herzogs von Sully, welcher damals durch die Maria von Medicis in Ungnade gefallen war, aufgesetzet. Man ließ einigen Verdacht auf diese Prinzeßinn, welche der Tod Heinrichs des IVten zur Besitzerinn des Königreichs machte, und auf den Herzog von Espernon, welcher sich alle Mühe gab, sie zur Regentinn erklären zu lassen, darinne merken.

Mezeray, welcher mehr Verwegenheit als Beurtheilung besaß, bestärket diesen Argwohn; und der Herausgeber des sechsten Theils der Denkwürdigkeiten des Prinzen von Conde, giebt sich die äußerste Mühe, dem elenden Ravaillac die aller ehrwürdigsten Mitverbrecher zu geben. Sind denn nicht Laster genug auf der Welt? Muß man sie auch da suchen, wo keine sind?

Man beschuldiget zugleich den Jesuiten, Pater Alagona, einen Vetter des Herzogs von Lerme; den ganzen spanischen Rath, die Königinn Maria von Medicis, die Maitresse Heinrichs des IVten, die

Frau von Verneuil, und dem Herzoge von Espernon. Man wähle also. Wenn die Maitresse Schuld hat, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Gemahlinn zugleich Schuld haben solle. Wenn der spanische Rath dem Ravaillac in Neapel das Mordmesser in die Hand gegeben hat, so kann ihn der Herzog von Espernon in Paris nicht verführet haben; er, welchen Ravaillac den Catholiken von Schrot und Korne nannte, wie man aus dem Processe sieht; er, welcher nichts als lauter großmüthige Handlungen geübet hatte; er, welcher es verhinderte, daß man den Ravaillac nicht auf der Stelle tödtete, so bald man das blutige Messer bey ihm fand, und welcher durchaus wollte, daß man ihn der Tortur und der Bestrafung aufbehalten sollte.

Man hat Beweise, saget Mezeray, daß Priester den Ravaillac bis nach Neapel gebracht haben. Ich antworte, daß man keine Beweise davon hat. Man ziehe den Criminalproceß dieses Ungeheuers zu Rathe, und man wird das Gegentheil davon finden.

Die unbestimmten Aussagungen eines gewissen Jardin, und eines gewissen Descomans, können nicht im geringsten demjenigen entgegen gesetzet werden, was Ravaillac bey der Tortur aussagte. Nichts kann klärer, aufrichtiger, weniger verwirret und weniger unbeständig, nichts kann folglich wahrhafter seyn, als alle seine Antworten. Was hätte er für Nutzen gehabt, die Namen derjenigen zu verschweigen, welche ihn verführet hätten? Ich begreife ganz wohl, daß ein Verbrecher, wenn er sich mit andern Bösewichtern seines gleichen verbunden hat, anfangs seine Mitschuldigen nicht entdecken will.

Die

Die Straßenräuber machen sich eine Ehre daraus, denn auch in Schandthaten hat etwas statt, was man Ehre nennet; endlich aber gestehen sie doch alles. Wie sollte also ein junger Mensch, den man verführt hätte, ein Schwärmer, der sich überreden lassen, er würde beschützet werden, nicht seine Verführer gestehen? Sollte er unter den abscheulichsten Martern nicht seine Betrüger anklagen, die ihn zum unglückseligsten unter allen Menschen gemacht? Ist dieses nicht die erste Bewegung des menschlichen Herzens?

Ravaillac besteht in seinen Aussagen darauf: **Ich habe was gutes zu verrichten geglaubet, wenn ich einen König tödtete, welcher dem Pabste Krieg ankündigen wollte. Ich habe Gesichter und Offenbarungen gehabt, ich habe geglaubt, Gott einen Dienst zu thun. Ich erkenne, daß ich mich betrogen habe; daß ich mich eines schrecklichen Verbrechens schuldig gemacht, und daß mich niemand dazu angereizet hat.** Dieses ist der Inhalt aller seiner Antworten. Er gesteht, daß er am Tage der Ermordung mit vieler Andacht die Messe gehöret habe; er gesteht, er habe verschiedenemal mit dem Könige sprechen wollen, um ihn davon abzubringen, den Krieg, Ketzern zum Vortheile, wider den Pabst anzufangen; er gesteht, daß ihm die Versuchung, den König zu ermorden, zweymal angekommen sey; daß er ihr widerstanden habe; daß er Paris so gar verlassen, sich die Ausführung dieses Verbrechens unmöglich zu machen; daß er endlich, von seinem Fanaticismo überwunden, wieder zurück gekommen sey. Er unterzeichnet alle seine Aussagen **Franciscus Ravaillac.**

In meinem Herzen soll allein
Jesus allzeit Sieger seyn.

Wer erkennt nicht gleich an diesen zwey Versen, womit er seine Unterschrift begleitete, einen unseligen Schwärmer, dessen verwirrtes Gehirn mit allem Gifte der Ligue erfüllet war.

Seine Mitschuldigen waren der Aberglaube und die Wuth, welche den Johann Chatel, den Peter Barriere, den Jacob Clement belebte. Es war der Geist des Poltrot, welcher den Herzog von Guise umbrachte; es waren die Lehrsätze des Balthasar Gerard, des Mörders des großen Prinzen von Oranien. Ravaillac war ein Mönch gewesen, und was brauchte man damals mehr gewesen zu seyn, als dieses, wenn man glauben sollte, daß es ein verdienstliches Werk sey, einen Prinzen zu tödten, wenn er ein Feind der angenommenen Religion war. Man erstaunet, daß man dem besten unter den Königen, dem vierten Heinrich, verschiedenemal nach dem Leben gestanden hat; man sollte vielmehr erstaunen, daß sich nicht noch mehr Meuchelmörder gefunden haben. Jeder Abergläubige hatte beständig den Ehud, welcher den König der Philister umbrachte, vor seinen Augen, oder die Judith, welche sich dem Holofernes Preis gab, damit sie ihn im Schlafe in seinen Armen ermorden könnte; oder den Samuel, welcher einen gefangenen König in Stücken hieb, gegen welchen Saul das Völkerrecht zu verletzen, sich nicht unterstehen wollte. Nichts ermahnte damals, daß diese besondere Fälle ausnahmen wären, daß es Eingebungen oder ausdrückliche Befehle wären, nach welchen man sich nicht richten dürfe; man sahe sie also für ein allgemeines Gesetz an.

Alles

Alles munterte zur Wuth auf; alles heiligte den Meuchelmord. Aus dem Geiste des Aberglaubens, des Blutdurstes, der Unwissenheit, welcher damals herrschte, aus der Kenntniß des menschlichen Herzens, und aus dem Verhöre des Ravaillac erhellet es also deutlich genug, daß er keinen Mitschuldigen gehabt hat. Man muß sich besonders an das Geständniß halten, welches er gleich vor seinem Tode in Gegenwart der Richter that. Dieses Geständniß beweist ausdrücklich, daß Johann Chatel seinen Mord, in Hoffnung weniger verdammt zu werden, und Ravaillac in Hoffnung selig zu werden, begangen hat.

Man muß gestehen, daß diese Ungeheuer in ihrem Glauben sehr heftig waren. Ravaillac söhnet sich weinend mit seinem Patrone, dem heil. Franciscus, und allen Heiligen aus; er beichtet ehe er auf die Tortur kömmt; er trägt es den Priestern, denen er seine Beichte abgeleget, auf, die Richter zu versichern, daß er nie jemanden etwas von dem Vorsatze, den König zu tödten, gesaget habe; er gesteht bloß, daß er dem Pater Aubigne, einem Jesuiten, von seinen gehabten Erscheinungen etwas gesaget, und der Pater Aubigne saget ganz weislich, daß er sich nicht mehr darauf besinnen könne; kurz der Verbrecher beschwört es bis auf den letzten Augenblick auf seine ewige Seligkeit, daß er einzig und allein schuldig sey, und schwört es voller Reue. Sind dieses Gründe? Sind dieses zureichende Gründe?

Gleichwol besteht der Herausgeber des sechsten Theils der Denkwürdigkeiten des Conde darauf; er bringt eine Stelle aus den Denkwürdigkeiten des Etoile vor, in welcher man den Ravaillac auf dem Ge-

Gerichtsplatze sagen läßt: Wie sehr hat man mich betrogen, wenn man mich überreden wollen, das Volk würde den Stoß, welchen ich thun würde, wohl aufnehmen; und itzo giebt es selbst die Pferde mich zu zerreißen her.

Erstlich kommen diese Worte in dem Executionsprocesse nicht vor. Zum andern ist es vielleicht wahr, daß Ravaillac gesaget hat, oder hat sagen wollen: Wie sehr hat man mich betrogen, wenn man mir gesaget, der König sey verhaßt, man würde sich über seinen Tod erfreuen. Er sah das Gegentheil, und daß ihn das Volk bedauerte, er sah, daß er der Gegenstand der öffentlichen Verabscheuung geworden, er konnte also wohl sagen, man hat mich betrogen. In der That hätte er niemals in Unterredungen das Verbrechen des Johann Chatel rechtfertigen gehöret, wären seine Ohren nicht so oft von den fanatischen Maximen der Ligue betäubet worden, er würde niemals diesen Mord begangen haben. Dieses ist der einzige Verstand, den seine Worte haben.

Allein, hat er sie denn gesaget? Woher weiß es Etoile? Hat man auf das Gerede des Volkes mehr zu achten, als auf den Verbalproceß? Soll ich dem Etoile glauben, welcher des Abends alle Mährchen aufschrieb, die er den Tag über gehöret hatte? Lasset uns in alle die Journale ein Mistrauen setzen, worinnen man alles zusammen geschrieben, was der gemeine Ruf ausgestreuet.

Ich habe vor einigen Jahren achtzehn Theile in Folio von den Denkwürdigkeiten des verstorbenen Marquis von Dangeau gelesen, und folgende ausdrückliche Worte darinne gefunden: „Die Köni-

„ginn

„ginn von Spanien, Maria Luisa von Orleans, ist „am Gifte gestorben, welches ihr der Marquis von „Mannsfeld beygebracht; das Gift war in ein Aal- „gebackenes gebracht worden; die Donna Molina, „welche nach der Königinn davon gegessen, ist auch „daran gestorben; drey Kammerdiener sind davon „krank worden; der König hat es diesen Abend an „der kleinen Tafel gesaget.

Wer sollte eine so umständliche Erzählung nicht glauben, die sich auf das Zeugniß Ludewigs des XIV gründet, und die ein Hofmann dieses Monarchen aufgezeichnet, welcher ein Mann von Ehre war, und sich die Mühe gab, alle geheime Nachrichten aufzuzeichnen. Gleichwol ist es falsch, daß die Donna Molina damals gestorben sey, daß drey Kammerdiener krank geworden; so falsch als es ist, daß Ludewig der XIV solche unvorsichtige Reden sollte geführet haben. Es war nicht der Herr von Dangeau, welcher diese unglücklichen Denkwürdigkeiten zusammen trug; es war ein alter unverständiger Kammerdiener, der sich mit Verfertigung geschriebener Zeitungen abgab, und alles untereinander aufschrieb, was er in den Vorgemächern hörete. Gesetzt, daß diese Denkwürdigkeiten in hundert Jahren in die Hände eines Zusammenschreibers fallen, was für Verleumdungen werden alsdenn gedruckt werden! was für Lügen werden in allen Tagebüchern wiederholet werden! Man muß alles mit Mistrauen lesen. Aristoteles hatte ganz recht, wenn er sagte, **das Zweifeln sey der Weisheit Anfang.**

XI. Kurze

IX.

Kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten, auf welche sich die Fabel des Heldengedichts der Henriade gründet.

Das Feuer der bürgerlichen Kriege, wovon Franciscus der zweyte die ersten Funken sah, hatte sich unter der Minderjährigkeit des IX Carls in ganz Frankreich ausgebreitet. Die Religion war bey dem Volke die Ursache, und bey den Großen der Vorwand. Die Königinn Mutter hatte mehr als einmal das Wohl des Reichs auf das Spiel gesetzt, ihr Ansehn zu erhalten, indem sie die katholische Partey wider die protestantische, die Anhänger des Herzogs von Guise wider die Anhänger des Hauses Bourbon waffnete, beyde durch einander aufzureiben.

Frankreich hatte damals zu seinem Unglücke viel allzumächtige Herren, die folglich unruhig waren. Das Volk war fanatisch und barbarisch durch die Wuth der Partenlichkeit geworden, zu welcher der falsche Eifer für unwürdige Könige zu treiben pflegt, in deren Namen man den Staat verwüstet. Die Schlachten bey Droeux, bey St. Denis, bey Jarnac,

nac, bey Montcontour, haben die unglückliche Regierung des IXten Carls merkwürdig gemacht. Die größten Städte wurden eingenommen, wieder weggenommen, und von den feindlichen Parteyen wechselsweise geplündert. Man ließ die gefangenen Soldaten durch die ausgesuchtesten Martern hinrichten. Die Kirchen wurden von den Reformirten in die Asche geleget, die Tempel von den Katholiken. Vergiftungen und Meuchelmorde für nichts als Rächungen geschickter Feinde gehalten.

Alle diese Abscheulichkeiten krönte man durch den Tag des heil. Bartholomäi. Heinrich der große, welcher damals König von Navarra, und noch in seiner ersten Jugend war, ward als der Anführer der reformirten Partey, in deren Schooße er geboren worden, mit den mächtigsten Anhängern derselben an den Hof gezogen. Man verheirathete ihn mit der Prinzeßinn Margaretha, der Schwester Carls des IX. Mitten unter den Lustbarkeiten dieses Beylagers, mitten in dem ruhigsten Frieden, nach den feierlichsten Eydschwüren geschah es, daß Catharina von Medicis dieses Blutbad anbefahl, dessen Andenken, so schrecklich und schimpflich es auch dem französischen Namen ist, man nothwendig auf die Nachwelt bringen muß, damit die Menschen, welche allezeit zu Religionsstreitigkeiten nur allzugeneigt sind, erkennen mögen, wie weit sie der Geist der Parteylichkeit bringen könne.

Man sah an einem Hofe, welcher sich der Artigkeit befleißigte, eine durch die Anmuth ihres Geistes berühmte Frau, und einen jungen König von 23 Jahren, mit kaltem Blute den Tod von mehr als einer

Million Unterthanen befehlen. Eben diese Nation, welche itzo nichts anders, als mit Entsetzen an dieses Verbrechen gedenkt, begieng es mit Freudigkeit und Eifer. Mehr als hundert tausend Menschen wurden durch ihre Mitbürger umgebracht, und ohne die weise Vorsicht einiger tugendhaften Personen, als des Präsidenten Jeanin, des Marquis von St Herem ꝛc., hätte die eine Hälfte der Franzosen die andere ermordet.

Carl der IX lebte nach diesem blutigen Tage nicht lange. Sein Bruder, Heinrich der III, verließ den pohlnischen Thron, Frankreich in neues Elend zu stürzen, aus welchem es erst von dem vierten Heinrich heraus gerissen wurde, welchen die Nachwelt mit so vielem Rechte den **großen** genannt hat, sie, die allein diesen Beynamen ertheilen kann.

Als Heinrich der III nach Frankreich zurück kam, fand er zwey herrschende Parteyen. Die eine war die Partey der Reformirten, die aus ihrer Asche weit heftiger als jemals wieder hervor stieg, und an ihrer Spitze Heinrichen den großen, damaligen König von Navarra, hatte. Die andere war die Partey der Ligue; eine wichtige Partey, welche die Herzoge von Guise nach und nach gebildet hatten, die von den Päbsten ermuntert und von Spanien unterhalten wurde. Sie wuchs täglich durch die Kunstgriffe der Mönche, und war dem Ansehen nach durch den Eifer für die katholische Religion geheiliget, in der That aber zielte sie auf nichts, als auf Rebellion. Ihr Anführer war der Herzog von Guise, mit dem Zunamen mit **der Schramme**; ein Prinz von einem großen Namen, welcher mehr große als gute Eigen-

schaften besaß, und also geboren zu seyn schien, die Gestalt des Staats in diesen unruhigen Zeiten zu ändern.

Heinrich der III, anstatt diese zwey Parteyen unter dem Gewichte des königlichen Ansehens zu ersticken, stärkte sie durch seine Schwachheit. Er glaubte einen großen Staatsstreich zu thun, indem er sich für das Haupt der Ligue erklärte; und war in der That nichts als ein Sklave davon. Er ward gezwungen zum Nutzen des Herzogs von Guise, welcher ihn vom Throne stoßen wollte, den Krieg wider den König von Navarra, seinen Schwager und vermuthlichen Erben, anzufangen, welcher an nichts, als an die Wiederherstellung des königlichen Ansehens dachte, und um so viel ernstlicher darnach strebte, da er, was er für Heinrichen den IIIten that, zugleich für sich that.

Die Armee, welche Heinrich der III wider den König seinen Schwager schickte, ward bey Coutras geschlagen; und sein Liebling Joyeuse blieb. Navarra wollte keinen andern Nutzen aus seinem Siege ziehen, als sich mit dem Könige wieder auszusöhnen. So vollkommen er auch Sieger war, bath er doch um Friede, und der überwundene König unterstand sich nicht ihn anzunehmen, so sehr fürchtete er den Herzog von Guise und die Ligue. Guise hatte zu eben der Zeit eine Armee von Deutschen aus einander gestreuet; und dieser glückliche Fortgang erniedrigte den König von Frankreich noch mehr, so daß er glaubte, von den Gliedern der Ligue, und von den Reformirten zugleich überwunden zu seyn.

Der Herzog von Guise, welchen sein Glück aufgeblasen, und die Schwäche seines Königs stark machte, kam wider seinen Befehl nach Paris. Nunmehr erschien der berüchtigte Tag der Barricaden, an welchem das Volk die Wache des Königs verjagte, und dieser Monarch genöthiget wurde, seine Hauptstadt zu verlassen.

Guise that noch mehr, er zwang den König, die Landstände des Reichs in Blois zusammen kommen zu lassen, und nahm seine Maaßregeln so wohl, daß er auf dem Puncte war, an der königlichen Gewalt Theil zu bekommen, und zwar mit Einwilligung derjenigen, welche das Volk vorstelleten, und unter dem Scheine der ehrwürdigsten Formalitäten. Durch diese dringende Gefahr erwachte Heinrich der IIIte, und ließ diesen gefährlichen Feind auf dem Schlosse zu Blois, sowol als seinen Bruder den Kardinal, umbringen, welcher noch weit heftiger und ehrgeiziger als der Herzog war.

Was der protestantischen Partey nach dem Bartholomäustage begegnet war, das begegnete nunmehr der Ligue. Der Tod der Anführer brachte die Partey von neuem auf. Die Glieder der Ligue legten die Larve nieder, und Paris schloß seinen Thron. Man war auf nichts als auf Rache bedacht. Man betrachtete den dritten Heinrich als den Mörder der Religionsvertheidiger, und nicht als einen König, welcher schuldige Unterthanen bestrafet hatte.

Endlich mußte sich Heinrich der IIIte, weil er auf allen Seiten bedrängt wurde, mit Navarra wieder aussöhnen. Diese beyden Könige kamen und schlu-

gen ihr Lager vor Paris auf; und hier fängt sich die Henriade an.

Der Herzog von Guise hinterließ noch einen Bruder, den Herzog von Mayenne, einen unerschrockenen Mann, der aber geschickter als thätig war, und sich auf einmal an der Spitze einer Partey sah, die ihre Kräfte kannte, und von der Rache und dem Fanaticismo getrieben wurde.

Fast ganz Europa mengte sich in diesen Krieg. Die berühmte Königinn in England, Elisabeth, welche den König von Navarra sehr hoch schätzte, der allezeit eine besondere Begierde, sie zu sehen, gehabt hatte, stand ihm zu verschiedenen malen mit Mannschaft, mit Geld, und mit Schiffen bey; und Dupleßis-Mornay war es, welcher allezeit nach England gieng, sie darum anzusprechen.

Auf der andern Seite unterstützte die österreichische Linie, welche in Spanien regierte, die Ligue, in Hoffnung etwas von einem Reiche an sich zu reißen, welches der bürgerliche Krieg verwüstete. Die Päbste bestritten den König von Navarra nicht nur durch den Bann, sondern auch durch alle Staatsränke, und durch kleine Beyhülfen, wie sie der römische Hof an Mannschaft und Gelde geben kann.

Unterdessen war Heinrich der IIIte auf dem Puncte sich von Paris Meister zu machen, als er zu Saint Cloud von einem Dominicanermönche ermordet wurde, welcher diesen Mord einzig in der Meynung that, daß er Gott gehorche, und daß er zum Märtyrertode eile. Dieser Mord war nicht allein ein Verbrechen dieses fanatischen Mönches, sondern ein Verbrechen der ganzen Partey. Die gemeine Meynung,

nung, der Glaube der Glieder der Ligue war, daß man seinen König tödten müsse, wenn er mit dem römischen Hofe uneins wäre. Die Prediger schryen es in ihren elenden Reden; man druckte es in allen den erbärmlichen Büchern, welche Frankreich überschwemmeten, und die man itzo kaum in einigen Bibliotheken findet, wo sie als besondere Denkmäler eines Jahrhunderts aufbehalten werden, das sowol in Ansehung der Sitten, als der Wissenschaften, gleich barbarisch war.

Nach dem Tode Heinrichs des IIIten, war der König von Navarra, Heinrich der große, von seiner Armee zum Könige von Frankreich erkläret. Er hatte alle Anfälle der Ligue, Roms und Spaniens, auszuhalten, und sein eigen Reich zu erobern. Er umsetzte und belagerte Paris zu verschiedenen malen. Unter die größten Männer, die ihm in diesem Kriege nützlich waren, und die man in diesem Gedichte gebrauchet hat, rechnet man die Marschalle von Aumont, und von Biron, den Herzog von Bouillon, und andere. Dupleßis-Mornay war, bis er die Religion veränderte, sein vertrautester Freund. Er diente ihm mit seiner Person bey der Armee; mit seiner Feder wider den Bann der Päbste, und mit seiner Großkunst in Unterhandlungen, indem er ihm bey allen protestantischen Mächten Beystand auswirkete.

Das vornehmste Haupt der Ligue war der Herzog von Mayenne. Derjenige, der nach ihm das meiste galt, war der Ritter von Aumale, ein junger Prinz, welchen jene Unbiegsamkeit und jener glänzende Muth, welcher das Haus von Guise so vorzüglich

unterschied, bekannt gemacht haben. Sie erhielten zu verschiedenen malen Hülfe von Spanien; hier aber ist nur die Rede von dem bekannten Grafen von Egmont, dem Sohne des Admirals, welcher ungefähr dreyzehn oder vierzehnhundert Lanzen dem Herzoge von Mayenne zuführete.

Man lieferte verschiedene Schlachten, wovon die berühmteste, die am meisten entscheidende, und die rühmlichste für Heinrichen den IVten die Schlacht bey Ivoi war, in welcher der Herzog von Mayenne überwunden und der Graf von Egmont getödtet wurde.

Während diesem Kriege war der König in die schöne Gabrielle von Estrees verliebt worden; sein Muth aber wurde bey ihr nicht geschwächet, welches der Brief beweisen kann, den man noch in der königl. Bibliothek sieht, und worinnen er an seine Geliebte schreibt: **Werde ich überwunden; so kennen Sie mich zu gut, als daß Sie glauben sollten, ich würde fliehen. Meinen letzten Gedanken werde ich an Gott, und den letzten ohn einen an Sie richten.**

Man übergeht verschiedene merkwürdige Thaten, die man hier nicht anführet, weil sie in dem Gedichte keinen Platz gefunden haben. Man redet weder von dem Feldzuge des Herzogs von Parma noch Frankreich, welcher nichts fruchtete, als daß er den Fall der Ligue noch verschob, noch von dem Kardinale von Bourbon, welcher eine Zeitlang unter dem Namen des Xten Carls ein Schattenbild eines Königs war.

Man begnügt sich zu sagen, daß, nach so vielem Unglücke und Elend, Heinrich der IVte katholisch ward, und daß die Pariser, welche seine Religion hasseten, und seine Person verehreten, ihn für ihren König erkannten.

X.

Geschichte der Kreuzzüge.

Geschichte der Kreuzzüge.

Zustand von Europa.

Als diese Kriege ihren Anfang nahmen, stund es mit den Angelegenheiten Europens also. Deutschland und Italien lagen einander in Haaren; Frankreich war noch schwach; Spanien zwischen die Christen und Muselmänner getheilet; diese aus Italien ganz und gar verjaget; England fing an, seine Freyheit gegen seine Könige zu behaupten; die lehnsherrliche Regierung kam überall auf; die Ritterschaft stund im Ansehen, die Priester waren Fürsten und Krieger; die damalige Politik war von der, welche Europa heut zu Tage belebet, ganz und gar unterschieden. Die Länder der römischen Kirche schienen eine große Republik zu seyn, worüber der Kaiser und der Pabst die Oberhäupter seyn wollten. Diese, obwol getheilte, Republik verstund sich lange Zeit in denen aufs Tapet

gebrachten

gebrachten Kreuzzügen zusammen, welche so große und so schändliche Handlungen, neue Königreiche, neue Stiftungen, neues Elend, und endlich weit mehr Unglück als Ruhm hervor gebracht haben.

Zustand des turkomannischen Reichs.

Die Religionen dauern allemal länger, als die Reiche. Die mahometanische Religion blühete, und die Herrschaft der Kalifen war von der turkomannischen Nation unterdrücket. Man zermartert sich, den Ursprung dieser Völker zu bestimmen; er ist eben derselbe, welchen alle Völker, die bloße Eroberer gewesen sind, haben. Sie sind insgesammt Wilde gewesen, die vom Raube gelebet. Die Türken und Turkomannen wohneten ehemals jenseit des Taurus und Imaus, und, wie man vorgiebt, weit von dem Araxus. Sie wurden mit unter denjenigen Tartarn begriffen, die das Alterthum Scythen nannte. Dieses große Stück festen Landes, das man die Tartarey nennet, und viermal größer, als Europa ist, ist niemals von jemand anders, als von Barbaren bewohnet worden, wenigstens seit dem man einige Kenntniß von dieser Erdkugel hat.

Ihre Alterthümer verdienen eben so wenig eine an einander hangende Erzählung, als die Wölfe und Tiger ihres Landes. Sie breiteten sich im Anfange des eilften Jahrhunderts gegen Moscau aus; sie überschwemmeten die Ufer des schwarzen und des kaspischen Meeres. Die Araber hatten unter den ersten Nachfolgern Mahomets fast das ganze Kleinasien, Syrien und Persien bezwungen. Endlich

kamen

kamen die Turkomannen, welche die Araber überwanden. Bagdat, der Hauptsitz des Reichs der Kalifen, fiel gegen das Jahr 1055 in die Hände dieser neuen Räuber.

TogrulBeg, oder OrtugulBeg, von dem man das ottomannische Geschlecht ableitet, zog in Bagdat ungefähr so, wie so viele Kaiser in Rom eingezogen sind, ein. Er machte sich Meister von der Stadt und von dem Kalifen, indem er sich zu seinen Füßen warf. Ortugul führte den Kalifen Kajem in seinen Palast, indem er den Zügel seines Maulesels hielt; er befestigte aber, entweder weil er geschickter, oder glücklicher war, als die deutschen Kaiser in Rom nicht gewesen sind, seine Macht, und überließ dem Kalifen weiter nichts; als theils die Sorge, das Gebeth in der Moschee Freytags anzufangen, theils die Ehre, alle mahometanische Tyrannen, die sich zu Oberherren aufwarfen, mit ihrem Staate zu belehnen.

Man muß sich erinnern, daß, wie diese Turkomannen in ihren Einfällen den Franken, Normännern, und Gothen nachahmten, also auch darinnen es denselben gleich thaten, daß sie sich den Gesetzen, den Sitten und der Religion der Ueberwundenen unterwarfen. Eben so machten es andere Tartarn mit den Chinesern, und das ist der Vortheil, den ein wohlgesittetes, obgleich schwächeres Volk über ein barbarisches und stärkeres haben muß.

Die Kalifen waren folglich nichts mehr, als die Häupter der Religion; ungefähr was die Päbste unter den lombardischen Königen gewesen waren. Die Fürsten der Turkomannen nahmen den Namen Sultan an. Es entstunden bald unter ihnen, wie ander-

anderwärts, berühmte Männer, und selbst solche, die es zu seyn verdienten.

Zustand von Constantinopel.

Das constantinopolitanische Reich hielt sich noch. Alle Fürsten desselben waren der Regierung nicht unwürdig gewesen. Constantin Porphyrogeneta, ein Sohn Leo des Philosophen, und ein Philosoph selbst, brachte, wie sein Vater, glückliche Zeiten. Wenn die Regierung unter dem Romanus, dem Sohne des Constantins, in Verachtung gerieth, wurde sie hingegen den Nationen wieder sehr ehrwürdig unter dem Nicephorus Phokas, der Candia im Jahre 961, ehe er noch Kaiser war, den Arabern abgenommen hatte. Ob schon Johann Zimisces den Nicephorus ermordete, und den Palast mit Blut besudelte; ob er schon mit seinen Verbrechen die Heucheley verknüpfte; war er doch außer dem der Vertheidiger des Reichs gegen die Türken und Bulgarn. Unter dem Michael Paphlago aber verlor man Sicilien, und unter dem Romanus Diogenes gieng fast alles, was gegen Morgen zu noch übrig war, bis auf die Provinz Pontus verloren. Diese Provinz, die man heut zu Tage Turkomannia nennet, fiel bald darauf in die Hände des Türkens Solymann, dem Meister von dem größten Theile Kleinasiens, welcher den Hauptsitz seiner Herrschaft in Nicäa aufrichtete, und von dar aus in der Zeit, da die Kreuzzüge angiengen, Constantinopel bedrohete.

Das griechische Kaiserthum war also auf der Seite gegen die Türken fast bis auf die kaiserliche Residenzstadt

stadt und einige Ufer am Propontis und dem schwarzen Meere eingeschränket: hingegen erstreckte es sich auf der andern Seite über ganz Griechenland, Macedonien, Epirus, Thessalien, Thracien, Illyrien, und hatte auch noch die Insel Candia. Die beständigen, obwol unglücklichen, Kriege wider die Türken, erhielten noch einen Rest von Tapferkeit. Alle reiche Christen Asiens, die sich nicht unter das mahometanische Joch hatten bequemen wollen, waren in die kaiserliche Residenzstadt geflüchtet, die solchergestalt sich von dem Ueberflusse der Provinzen bereicherte. Endlich ungeachtet so vieler Verluste, ungeachtet der Verbrechen und der Veränderungen, die im Palaste waren vorgegangen, sahe sich doch diese wirklich tief herab gefallene, aber erstaunend große, volkreiche, vermögende und annehmliche Stadt für die erste und vornehmste der ganzen Welt an. Die Einwohner nannten sich Römer, und die Völker gegen Abend, die sie Lateiner hießen, waren in ihren Augen nichts, als aufrührische Barbaren.

Wahre Abschilderung vom gelobten Lande.

Das gelobte Land war damals eben das, was es heut zu Tage ist, nämlich das schlechteste Land unter allen, die in Asien bewohnet sind. Diese kleine Provinz hat ungefähr fünf und vierzig gemeiner Meilen in der Länge, und dreyßig bis fünf und dreyßig in der Breite. Sie ist fast überall mit dürren Felsen bedecket, auf denen nicht eine Linie breit Erdreich ist. Wenn diese kleine Provinz bebauet wäre, würde

man sie mit keinem Lande besser vergleichen können, als mit der Schweiz. Der Fluß Jordan, der in der Mitte seines Laufs ungefähr funfzig Fuß breit ist, gleicht dem Flusse Aar, der bey den Schweizern in einem minder unfruchtbaren Thale, als die übrigen sind, fließt. Das Meer Tiberias kann mit der See bey Lausanne verglichen werden. Unterdessen geben die Reisenden, die die Schweiz und das gelobte Land wohl untersuchet haben, der Schweiz allen Vorzug. Es ist wahrscheinlich, daß Judäa ehemals besser bebauet gewesen ist, als es die Juden besaßen; sie hatten sich genöthiget gesehen, ein wenig Erdreich auf die Felsen zu bringen, um daselbst Weinstöcke anzulegen. Dieses wenige Erdreich, das mit den abgerissenen Steinen der Felsen sich verband, wurde durch kleine Mauern festgehalten, davon man hier und da noch einige Ueberbleibsel findet.

Das gelobte Land hat, ungeachtet es mit größtem Fleiß ist gebauet worden, doch niemals seine Einwohner ernähren können. Eben so, wie die dreyzehn Cantons den Ueberfluß ihres Volkes wegschicken, unter den Armeen der Fürsten, die sie bezahlen können, zu dienen, eben so machten es fast die Juden, die sich als Mäkler in Asien und Africa zerstreueten. Kaum war Alexandria erbauet, so ließen sie sich daselbst nieder. Es wohnten nicht leichtlich Handlung treibende Juden in Jerusalem, und ich zweifele, daß in den blühendsten Zeiten dieses kleinen Staats jemals so reiche Leute gewesen sind, als heut zu Tage viele Hebräer zu Amsterdam, im Haag, zu London und zu Constantinopel seyn.

Als

Als Omar, der Nachfolger Mahomets, sich der fruchtbaren Ländereyen Syriens bemächtigte, nahm er auch die Gegend des gelobten Landes ein. Da nun Jerusalem für die Mahometaner eine heilige Stadt ist, bereicherte er sie mit einer kostbaren Moschee von Marmor, mit Bley bedecket, und innerhalb mit einer erstaunenden Anzahl silberner Lampen ausgezieret, unter denen auch viele vom feinsten Golde waren. Als sich die Türken, die schon Mahometaner waren, des Landes im Jahre 1055 bemeisterten, verschonten sie die Moschee, und die Stadt blieb allezeit mit sieben bis acht tausend Einwohnern besetzt. So viel konnte damals ihre Ringmauer fassen, und so viel konnte das ganze Land umher etwan ernähren. Dieses Volk bereicherte sich von weiter nichts, als von den Pilgrimschaften der Christen und Muselmänner. Die einen giengen dahin, die Moschee, und die andern, das heilige Grab, zu besuchen. Alle zahlten an den türkischen Emir, der in der Stadt residirte, und an einige Imans, die von der Neugierde der Pilgrime lebten, einen kleinen Zoll.

Ursprung der Kreuzzüge.

In einem solchen Zustande befand sich Kleinasien und das gelobte Land, als ein Pilgrim von Amiens in der Picardie die Kreuzzüge aufs Tapet brachte. Er hatte weiter keinen Namen als Kukupietre, wie die Tochter des Kaisers Comnenus, die diesen Einsiedler zu Constantinopel gesehen hat, erzählet. Wir kennen ihn unter dem Namen des Einsiedlers Peter. Er gab sich für einen Einsiedler aus, und wollte die

Waffen getragen haben. Dem sey aber, wie ihm wolle, dieser Picard, der alle Hartnäckigkeit seines Landes hatte, wurde durch die Beleidigungen, die man ihm zu Jerusalem anthat, dergestalt gerühret, und redete bey seiner Zurückkunft in Rom auf eine so lebhafte Art davon, und machte so rührende Abschilderungen, daß der Pabst Urban der Zweyte diesen Mann für den geschicktesten hielt, das große Unternehmen, damit die Päbste seit einiger Zeit umgiengen, die Christenheit wider die Mahometaner in Harnisch zu bringen, zu unterstützen.

Gregorius der Siebente, ein Mann von weitaussehenden Unternehmungen, hatte zum ersten den Einfall, Europa wider Asien zu bewaffnen. Man sieht es aus seinem Schreiben, daß er sich selbst an die Spitze einer Armee Christen stellen sollte. Urban der Zweyte versuchte einen Theil des Vorhabens; er schickte den Peter aus einer Provinz in die andere, durch seine starke Einbildungskraft die Hitze seiner Meynungen andern mitzutheilen, und die Enthusiasterey auszubreiten.

Urban der Zweyte hielt darauf im Jahre 1094 unweit Placenz auf freyem Felde ein Concilium, wobey sich über dreyßig tausend weltliche Personen, außer den Geistlichen, befanden. Man brachte darauf die Art, die Christen zu rächen, in Vorschlag. Der griechische Kaiser, Alexius Comnenus, Vater derjenigen Prinzeßinn, die die Geschichte ihrer Zeit aufgezeichnet hat, schickte Gesandte auf diese Kirchenversammlung, und that um einige Hülfe wider die Muselmänner Ansuchung; aber weder von dem Pabste, noch von den Italienern, durfte er solche

erwarten. Die Normannen nahmen damals den Griechen Neapel und Sicilien weg; und der Pabst, der wenigstens Oberlehnsherr dieser Königreiche seyn wollte, und der außerdem die griechische Kirche im geringsten nicht liebte, wurde durch seine Staaten nothwendig ein offenbarer Feind der morgenländischen Kaiser, wie er ein verborgener Feind der deutschen Kaiser war. Der Pabst hatte nicht den geringsten Gedanken, denen Griechen beyzustehen, sondern wollte den Orient den Lateinern unterwerfen. Uebrigens wurde dieser Entwurf, den Krieg im gelobten Lande zu führen, von allen, die bey der Kirchenversammlung bey Placenz sich befanden, sehr heraus gestrichen, aber von keinem einzigen angenommen. Die italienischen Herren hatten zu Hause in ihren eigenen Angelegenheiten genug zu thun, und bezeigten schlechte Lust, ein angenehmes Land zu verlassen, um sich in der Gegend von dem steinigten Arabien herum zu schlagen.

Man wurde also genöthiget, im Jahre 1095 eine andere Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne anzustellen. Der Pabst hielt eine Rede auf dem großen Markte. In Italien hatte man über die Widerwärtigkeiten der Christen in Asien geweinet, und in Frankreich bewaffnete man sich. Dieses Land war mit einer Menge neuer, unruhiger, unabhängiger Edelleute, die die Verschwendung und den Krieg liebten, die meistentheils in Bosheiten, welche die Unordnungen nach sich ziehen, ersoffen waren, und in einer Unwissenheit, die ihrer unordentlichen Lebensart gleich kam, lebten, bevölkert. Der Pabst versprach ihnen die Vergebung aller ihrer Sünden; und

öffnete ihnen den Himmel, indem er ihnen statt der Buße auflegte, ihrer größten Leidenschaft nachzuhängen, nämlich in den Krieg zu gehen.

Man nahm also das Kreuz um die Wette an; es war nur die Frage, an wem man seine Güter verkaufen sollte, um nach dem gelobten Lande gehen zu können. Die Kirchen und Klöster kauften damals viele Ländereyen der Adelichen, die nur etwas wenig Geld und ihre Waffen nöthig zu haben glaubten, um Königreiche in Asien erobern zu können. Gottfried von Bouillon, Herzog von Brabant, verkaufte zum Exempel sein Land Bouillon an das Capitel von Lüttich, und Stenay an den Bischof von Verdun. Balduin, Gottfrieds Bruder, verkaufte an eben denselben Bischof das wenige, was er in diesem Lande besaß: die geringsten Burgvoigte reiseten auf ihre Unkosten. Die armen Edelleute traten als Stallmeister in der andern ihre Dienste. Man warb eine unzählbare Infanterie, und gemeine Reuter unter tausend verschiedenen Standarten, an. Dieser Schwarm von Leuten, die mit dem Kreuze bezeichnet waren, wollten sich zu Constantinopel wieder vesammlen, ohne daß die meisten noch wußten, wo es hingieng, noch was man für einen Weg nehmen mußte. Mönche, Weiber, Kaufleute, Marketender, Künstler und Handwerksleute, alles machte sich auf die Reise, weil es auf dem Wege nichts als Christen, die durch ihre Unterhaltung den Ablaß gern würden gewinnen wollen, anzutreffen glaubte. Mehr als achtzig tausend dieser Landstreicher machten das Heer des Kukupieters, den ich künftig allezeit den Einsiedler Peter nennen werde, aus. Er

mar-

marschirte in hölzernen Pantoffeln und mit einem Stricke um den Leib, an der Spitze der Armee.

Die erste Unternehmung dieses einsiedlerischen Generals, war die Belagerung einer christlichen Stadt in Ungarn, Namens Malavilla, weil sie seinen Soldaten Jesu Christi, die sich, ungeachtet ihres heiligen Vorsatzes, als wirkliche Straßenräuber aufführten, Lebensmittel verweigert hatte. Die Stadt wurde im Sturm erobert, der Plünderung überlassen, und die Einwohner erwürget. Der Einsiedler war nicht mehr Herr seiner Kreuzfahrer, die vor Begierde zu rauben brannten. Einer seiner Unterbefehlshaber, Gautier ohne Geld, der die Hälfte der Truppen commandirte, machte es in Bulgarien nicht besser. Man vereinigte sich bald wider diese Strassenräuber, und sie wurden fast alle ausgerottet. Endlich langte der Einsiedler mit zwanzig tausend Landstreichern, die vor Hunger verschmachten wollten, 1096 vor Constantinopel an.

Ein deutscher Prediger, Namens Gottschalk, der eben den Aufzug spielen wollte, kam noch übler an, als er mit seinen Jüngern in eben diesem Ungarlande anlangte, wo seine Vorgänger so viele Unordnungen angerichtet hatten. Der Anblick des rothen Kreuzes allein, das sie trugen, war eine Losung, auf die sie alle jämmerlich ermordet wurden. Ein anderer Schwarm solcher Wagehälse, der aus mehr als zwey tausend Personen, sowol Weibern als Priestern, Bauern und Schülern, bestund, und der Jesu Christi Sache zu führen glaubte, bildete sich ein, man müßte alle Juden, die man anträfe, ausrotten. Es hielten sich deren viele an den

Gränzen von Frankreich auf; aller Handel war in ihren Händen.

Die Christen, welche Gott zu rächen und sich zu bereichern dachten, machten alle diese Unglückliche nieder. Seit den Zeiten des Kaisers Hadrian war niemals gegen diese Nation so gewüthet worden. Sie wurden zu Verdun, Speyer, Worms, Cöln, Maynz erwürgt; viele tödteten sich selbst, nachdem sie ihren Weibern und Kindern den Leib aufgerissen hatten, damit sie nicht in die Hände der Barbaren geriethen. Ungarn war auch von dieser dritten Armee Kreuzfahrer das Grab.

Unterdessen fand der Einsiedler Peter vor Constantinopel andere italienische und deutsche Landstreicher, die sich mit ihm vereinigten, und die um die Stadt herum liegenden Gegenden verwüsteten.

Der Kaiser Alexius Comnenus, der damals regierete, war allerdings ein weiser und gelassener Herr. Er konnte diesen Straßenräubern eben so begegnen, wie ihren Mitstreitern war begegnet worden. Er ließ es aber dabey bewenden, solcher Gäste je eher je lieber los zu werden. Er lieferte ihnen Schiffe, sie jenseit des Bosphorus zu bringen. Der General Peter sah sich endlich an der Spitze einer christlichen Armee wider die Ungläubigen. Solymann, Sultan von Nicäa, überfiel mit seinen im Kriege erfahrnen Leuten diese zerstreute Menge. Walther ohne Geld, der Unterfeldherr des Einsiedlers, kam dabey mit einem großen Theile des armen Adels um, der einfältig genug war, unter solchen Fahnen zu dienen. Der Einsiedler kehrte unterdessen nach Constantinopel zu-

rück,

rück, und ward für einen Fantasten gehalten, der eine Menge toller Leute sich hatte nachfolgen lassen.

Mit den übrigen Häuptern der Kreuzfahrer, die verschlagener, weniger enthusiastisch, und zum Commando tüchtiger waren, auch etwas ordentlichere Truppen anführeten, gieng es etwas anders. Gottfried von Bouillon hatte siebenzig tausend Mann zu Fuß, und zehn tausend zu Pferde unter seinem Commando, die alle mit vollkommener Rüstung versehen waren, und von verschiedenen Vornehmen von Adel angeführet wurden, die insgesammt von ihm ihre Befehle erhielten. Er marschirte durch eben dieses Ungarn, in dem sich der Schwarm des Einsiedlers hatte erwürgen lassen, glücklich durch.

Unterdessen marschirte Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich Philipp des ersten, mit andern vornehmen Herren, die sich zu ihm geschlagen hatten, durch Italien. Er wollte sein Heil versuchen. Fast sein ganzes Glück bestund in dem Titel des Bruders eines Königs; ein an sich sehr wenig vermögender Titel. Und worüber man sich am meisten verwundern muß, ist, daß Robert, Herzog der Normandie, ältester Sohn Wilhelms, des Eroberers von England, diese Normandie, darinnen er sich kaum etwas fest gesetzt hatte, verließ.

Ob er gleich von seinem jüngern Bruder, Wilhelm dem rothen, aus England war verjaget worden, so versetzte er ihm doch noch darzu die Normandie, um die Kosten zu seiner Ausrüstung zu bekommen. Er soll ein wollüstiger und abergläubischer Prinz gewesen seyn; zwo Eigenschaften, die einerley Quelle, nämlich einen schwachen Verstand, haben.

Der alte Raimund, Graf von Thoulusе, Herr von Languedoc, und eines Theils von Provence, der wider die Muselmänner schon in Spanien gefochten hatte, fand weder in seinem Alter, noch in dem Vortheile seines Vaterlandes einen Grund wider die große Begierde, die in ihm brannte, nach dem gelobten Lande zu gehen. Er war einer von den ersten, die sich bewaffneten, und er gieng über die Alpen, in einer Begleitung, wie man saget, von hunderttausend Mann. Er sah es nicht voraus, daß man in kurzem das Kreuz wider seine eigene Familie predigen, und daß sein Land durch eben die Geißel heimgesucht werden würde, die er nach Asien überbrachte.

Der verschlagenste unter allen Kreuzfahrern, und vielleicht der einzige, war Bohemund, ein Sohn Roberts Guiscard, Eroberers von Sicilien, welches er mehr, als ein Eigenthum der morgenländischen Kaiser, unrechtmäßig behielt, als daß er es den Muselmännern abgenommen hatte. Diese ganze Familie der Normannen, die nach Italien verpflanzet war, suchte sich bald auf Kosten der Päbste, bald durch den Verfall des griechischen Kaiserthums zu vergrößern. Sie hatten sich schon in Epirus einzunisteln gesuchet. Dieser Bohemund hatte wider den Kaiser Alexius in Epirus und Griechenland ganz allein Krieg geführet, und da er statt aller Erbschaft nichts, als das kleine Fürstenthum Tarent und seine Herzhaftigkeit hatte, machte er sich den ansteckenden Enthusiasmus von Europa zu Nutzen, um bis auf zehntausend wohl bewehrter Reuter und einiges Fußvolk unter seinem Commando zusammen zu bringen,

mit denen er entweder den Christen oder den Mahometanern Provinzen entreißen könnte.

Die Prinzeßinn Anna Commena saget, daß ihr Vater über diese erstaunende Wanderungen, die sich in sein Land ergossen, beunruhiget worden sey. **Man hätte glauben sollen**, spricht sie, **daß Europa, aus seinem Grunde gerissen, auf Asien hätte fallen wollen.** Was würde es erst gewesen seyn, wenn mehr als dreyhundert tausend Mann, wovon einige dem Einsiedler Peter, andere dem Priester Gottschalk nachgefolget waren, nicht schon verschwunden gewesen wären?

Man trug dem Pabste an, sich an die Spitze der unermeßlichen Heere, die noch übrig waren, zu stellen. Das war die einzige Art zur allgemeinen Oberherrschaft, welche das Hauptaugenmerk des römischen Hofes worden war, zu gelangen. Dieses Unternehmen, das Gregorius der siebende hatte versuchen wollen, erforderte den Geist eines Alexanders. Die Hindernisse waren groß, und der Pabst Urban sah weiter nichts, als die Hindernisse. Er hatte an der Hoffnung genug, daß man im Oriente neue Kirchen gründen wollte, die der zu Rom unterthan seyn sollten, und daß man die Griechen in kurzem zwingen würde, die oberste Gewalt des heiligen Stuhls zu erkennen. Der Pabst, und die kreuzfahrenden Prinzen, hatten bey dieser großen Rüstung jeder ihre besondern Absichten, und Constantinopel fürchtete sich für allem. Man haßte allda die Lateiner, die man als Ketzer und Barbaren betrachtete. Die griechischen Priester hielten es für etwas abscheuliches, daß die lateinischen Priester, die den Armeen haufenweise nach-

nachfolgeten, ihre Hände ohne Unterlaß in den Schlachten mit Menschenblute besudelten; nicht daß etwann diese Griechen tugendhafter gewesen wären, sondern weil es nicht gewöhnlich war, daß sie sich im Kriege brauchen ließen.

Für niemanden fürchteten sich die Griechen mehr, und zwar mit Grunde, als für dem Bohemund, und die Neapolitaner, die ärgsten Feinde ihres Reichs. Allein, wenn auch die Absichten des Bohemunds rein gewesen wären, mit was für einem Rechte kamen denn alle diese Fürsten aus den Abendländern, Provinzen, die die Türken den griechischen Kaisern entrissen hatten, für sich einzunehmen? Alexius hatte um einen Beystand von zehntausend Mann Ansuchung gethan, dahingegen er sich itzt durch einen Einfall von siebenhundert tausend Lateinern im Gedränge fand, die nach und nach anlangeten, sein Land zu verwüsten, keinesweges aber zu beschützen.

Wie groß der unbändige Stolz der kreuzfahrenden Ritter gewesen sey, kann man unter andern auch aus dem Zuge abnehmen, den die Prinzeßinn Anna Comnena von einem gewissen französischen Grafen erzählet, der sich bey einer öffentlichen Ceremonie neben den Kaiser auf seinem Throne niedersetzte. Da Balduinus, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, diesen unbescheidenen Menschen bey dem Arme nahm, und ihn beyseite ziehen wollte, sagte er in seiner gebrochenen Mundart ganz laut: **Seht doch! was dieser Grieche für ein Lümmel ist, daß er sich unterstehen darf, vor Leuten, wie wir seyn, sich nieder zu setzen.** Diese Worte wurden dem Kaiser Alexius ausgeleget, der aber nur darüber lachte.

Eine oder zwo solche Unbesonnenheiten sind zureichend, eine ganze Nation in einen übeln Ruf zu bringen; allein die Kreuzfahrer hatten aller dieser Tollkühnheiten nicht nöthig, um von den Griechen gehasset zu werden, und dem Kaiser verdächtig zu seyn.

Es war wahrscheinlicher maßen unmöglich, daß nicht solche Gäste die Lebensmittel sollten mit Strenge gefordert, und daß nicht die Griechen sie mit Hartnäckigkeit sollten verweigert haben. Das gab zu beständigen Händeln, zwischen dem Volke und der Armee des Gottfrieds, die nach den Streifereyen der Kreuzfahrer des Einsiedlers Peters zum ersten erschien, Anlaß. Gottfried gieng so weit, daß er die Vorstädte von Constantinopel angriff, und der Kaiser vertheidigte sie in Person. Der Bischof von Puy in Auvergne, Namens Monteil, Legat des Pabstes bey den Armeen, wollte durchaus, daß man die Feldzüge wider die Ungläubigen mit Belagerung der Stadt, wo der erste Fürst der Christen seinen Sitz hatte, eröffnen sollte. Das war auch die Meynung Bohemunds, der damals in Sicilen war, und einen Curier über den andern an Gottfried abschickte, zu verhindern, daß er sich nicht mit dem Kaiser vertrüge. Hugo der Bruder des Königs von Frankreich, begieng damals die Unvorsichtigkeit, Sicilien, wo er mit dem Bohemund war, zu verlassen, und fast allein auf das Gebieth des Alexius zu kommen. Zu dieser Unbesonnenheit kam noch eine andere, indem er Briefe von einem Stolze, die einem, der keine Armee hatte, sehr schlecht anstund, an ihn abgehen ließ. Die Frucht dieser Handlungen war, daß er einige Zeit, als ein Gefangener, angehalten wurde. Endlich

lich kam die Politik des griechischen Kaisers zum Zweck, alle diese Stürme abzuwenden. Er ließ Lebensmittel reichen; er ließ sich von allen vornehmen Herren versprechen, daß sie wegen der Länder, die sie erobern würden, ihm den Lehnseid ablegen wollten; er ließ sie insgesammt, nachdem er sie mit Geschenken überhäufet hatte, nach einander nach Asien übersetzen.

Bohemund, für dem er sich am meisten fürchtete, war derjenige, den er am prächtigsten aufnahm. Als dieser Prinz nach Constantinopel kam, ihm seine Aufwartung zu machen, und sich alle seltene Dinge des Pallastes zeigen zu lassen, befahl Alexius, ein Zimmer mit kostbarem Geräthe, silbernen und goldenen Stücken, allerhand Arten von Edelsteinen, ohne Ordnung aufgehäuft, anzufüllen, und die Thür des Zimmers halb offen zu lassen. Bohemund sah diese Schätze im Vorbeygehen, auf welche seine Führer keine Aufmerksamkeit zu machen schienen. **Ist es möglich**, rufte er aus, **daß man so schöne Sachen vernachläßiget! Wenn ich sie hätte, würde ich mich für den mächtigsten Fürsten halten.** Noch denselben Abend schickte ihm der Kaiser das Cabinet. Das erzählt seine Tochter, eine Augenzeuginn. So bezeigte sich dieser Monarch, den daher jeder uneingenommener einen klugen und prächtigen nennen wird; den aber die meisten Geschichtschreiber der Kreuzzüge, als einen Treulosen angegeben haben, weil er von dieser gefährlichen Menge kein Sklave seyn wollte.

Nachdem er sich endlich glücklich los gemacht hatte, und alles nach Kleinasien übergesetzet war, hielt man unweit

unweit Nicäa eine Musterung, bey der man hundert tausend Reuter und sechshundert tausend Mann zu Fuß, die Weiber mitgerechnet, fand. Wenn man diese Anzahl zu den ersten Kreuzfahrern, die unter dem Einsiedler und unter andern umkamen, rechnet, betragen sie zusammen ungefähr eilfhundert tausend. Dieses beweist einigermaßen das, was man von den Armeen der Könige der Perser saget, die Griechenland ehemals überschwemmet haben, und was man von den Versetzungen einer so ungeheuern Menge Barbaren erzählt. Endlich befanden sich die Franzosen und insonderheit Raimund von Thoulouse überall auf demjenigen Gebiethe, welches die mittägigen Gallier 1300 Jahre vorher durchstreift hatten, als sie Kleinasien verwüsteten, und der Provinz Galatien ihren Namen beylegten.

Die Geschichtschreiber melden uns selten, wie sich diese Haufen Menschen unterhielten. Es war eine Sache, die eben so viel Sorgfalt, als der Krieg selbst, erfodert. Die Venetianer wollten es anfangs nicht über sich nehmen.

Sie bereicherten sich mehr als jemals, durch ihren Handel mit den Mahometanern, und fürchteten, die Vortheile, die sie in Asien hatten, zu verlieren, wenn sie sich in einen zweifelhaften Krieg mischeten. Die Genueser, Pisaner, und Griechen rüsteten Schiffe, die sie mit Lebensmitteln beluden, aus, und verkauften sie an die Kreuzfahrer, indem sie an Kleinasien wegschiffeten. Durch dieses Mittel kam ein Theil des Goldes und Silbers, wovon sich die Franzosen entblößet hatten, wieder in die Christenheit zurück. Das Glück der Genueser wuchs dadurch

durch, und man wurde bald darauf in Erstaunen gesetzet, zu sehen, daß Genua eine Macht worden war. Weder der alte Solymann, noch sein Sohn, konnten dem ersten Strome aller dieser kreuzfahrenden Fürsten widerstehen. Ihre Truppen waren besser ausgesucht, als des Einsiedler Peters seine, und wurden so gut in Zucht und Ordnung erhalten, als die Ungebundenheit der Enthusiasterey es verstattete.

Man nahm Nicäa ein (1097). Man schlug die Armeen des jungen Solymanns zweymal. Die Türken und Araber konnten im Anfange den Anfall dieser mit Eisen, mit großen spanischen Reutern, und mit Wäldern von Lanzen bedeckten Menge, dergleichen sie nicht gewohnt waren, nicht aushalten. Bohemund (1098) brauchte die List, sich von den Kreuzfahrern das fruchtbare Land Antiochia abtreten zu lassen. Balduin gieng bis nach Mesopotamien, sich der Stadt Edessa zu bemächtigen, und errichtete allda einen kleinen Staat für sich. Endlich schloß man Jerusalem ein, dessen sich der Kalife von Aegypten durch seine Feldherren bemeistert hatte. Die meisten Geschichtschreiber geben vor, daß die durch Schlachten, durch Krankheiten, und durch Besatzungen, die man in die eroberten Plätze hatte legen müssen, verminderte Armee, bis auf zwanzig tausend Mann zu Fuß, und funfzehn hundert zu Pferde geschmolzen, Jerusalem hingegen mit allem wohl versehen, und von einer Besatzung von vierzig tausend Mann vertheidiget worden sey. Man vergißt nicht hinzu zu fügen, daß außer dieser Besatzung sich noch zwanzig tausend beherzte Einwohner darinnen befunden. Es wird kein vernünftiger Leser seyn, der

nicht

nicht einsehen sollte, daß es menschlichem Ansehen nach unmöglich sey, daß eine Armee von zwanzig tausend Mann eine von sechzig tausend in einem befestigten Platze sollte belagern können.

Hiernächst, daß Jerusalem vor der Belagerung zwanzig tausend Einwohner, die die Waffen trugen, erhalten konnte, mußte es wenigstens mit ungefähr sechzig tausend Seelen damals bevölkert seyn; es fehlte aber gar viel, daß dieses verwüstete Land nur den fünften Theil hätte in seinen Mauren ernähren können. Würden endlich nicht sechzig tausend Türken und Araber zwanzig tausend Christen im freyen Felde überfallen haben? Würden sie nicht diese kleine Armee der Belagerer durch unaufhörliche Ausfälle zu Grunde gerichtet haben? Die Geschichtschreiber aber haben allezeit das Wunderbare geliebt. Das ist wahr, die Stadt wurde nach einer nur fünfwöchentlichen Belagerung (1099) im Sturm erobert, und alles, was nicht ein Christ war, wurde viele Tage nach einander, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, jämmerlich ermordet.

Der Einsiedler Peter, der aus einem General ein Kapellan worden war, befand sich bey der Eroberung Jerusalems. Einige Christen, die die Muselmänner in der Stadt hatten leben lassen, führten die Sieger in die entferntesten und verborgensten Keller, wo sich die Mütter mit ihren Kindern versteckt hatten, und nichts wurde verschonet.

Die Herren und Meister von Jerusalem versammelten sich schon, dem jüdischen Lande einen König zu geben. Die Geistlichen, die der Armee nachfolgeten, begaben sich in die Versammlung, und er-

kläreten alle Wahl, die man anstellen wollte, für null und nichtig, weil man ihrem Vorgeben nach erst einen Patriarchen machen müsse, ehe man einen König ernennen wollte.

Unterdessen wurde doch Gottfried von Bouillon, nicht zwar zum Könige, sondern zum Herzoge von Jerusalem erwählet. Einige Monate darnach kam ein päbstlicher Legat, Namens Daimbarto, an, der sich durch die Geistlichkeit zu einem Patriarchen ernennen ließ. Das erste, was dieser Patriarch that, war, Jerusalem für sich selbst zu nehmen. Gottfried von Bouillon, der die Stadt mit Aufsetzung seines Blutes erobert hatte, mußte sie diesem Bischofe abtreten. Er behielt sich den Hafen Joppe und einige Rechte in Jerusalem vor; ziemlich mittelmäßige Rechte in diesem verwüsteten Lande. Sein Vaterland, das er verlassen hatte, war weit mehr werth, als er in dem gelobten Lande erworben hatte.

Einerley Umstände bringen auch einerley Wirkungen hervor. Man hat gesehen, daß, nachdem die Nachfolger des Mahomets so viele Staaten erobert hatten, die Uneinigkeit sie trennete; die Kreuzfahrer erfuhren ein bey nahe gleiches Schicksal; sie eroberten weniger, und wurden eher getrennet. Man sieht itzo schon drey kleine christliche Staaten, die auf einmal in Asien errichtet worden, zu Antiochia, Jerusalem und Edessa. Einige Jahre darnach entstund ein vierter, nämlich der zu Tripoli in Syrien, welchen der junge Bertrand, ein Sohn des Grafen von Thoulouse, überkam; allein um Tripoli zu erobern, mußte man zu den venetianischen Schiffen seine Zuflucht nehmen. Sie nahmen damals an den Kreuz-

zügen

zügen Antheil, und ließen sich einen Theil dieser neuen Eroberung abtreten.

Alle diese neuen Fürsten hatten versprochen, dem griechischen Kaiser den Lehnseid von allem, was sie an sich bringen würden, abzulegen. Keiner hielt sein Wort, und alle waren einer auf den andern eifersüchtig. In kurzer Zeit kamen diese zertheilten und abermals zertheilten Staaten in viele verschiedene Hände. Es erhoben sich, wie in Frankreich, kleine Herren, Grafen von Joppe, Marquis von Galiläa, von Sidon, von Akre, von Cäsarea.

Solymann, der Antiochia und Nicäa verloren hatte, hielt sich beständig auf dem platten Lande, das ohnedem von Muselmännern bewohnet war; und unter diesem Solymann und nach ihm sahe man in Syrien und Kleinasien eine Vermischung von Christen, Türken und Arabern, die einander alle in Haaren lagen. Ein türkisches schloß gränzte mit einem christlichen, so wie in Deutschland die Länder der Protestanten und Katholiken wechselsweise einander begränzen.

Von dieser Million Kreuzfahrer war damals nur noch wenig übrig. Auf das Gerücht von ihrem glücklichen Fortgange, welches durch den Ruf vergrößert wurde, brach noch ein neuer Schwarm aus dem Occidente auf. Der Prinz Hugo, ein Bruder Philipps des Ersten, der vor der Eroberung von Jerusalem wieder zurück nach Frankreich gekommen war, führete, ohne das geringste von seinem Bruder dazu erhalten zu haben, eine neue Menge, welche Deutsche und Italiener vermehreten, dahin ab. Man rechnete deren drey hundert tausend, und wenn man sie auch

auf zwey Drittheile herunter setzet, so sind es doch abermals wenigstens zwey hundert tausend, die es der Christenheit kostete. Diesen wurde in der Gegend von Constantinopel ungefähr so begegnet, wie man den Nachfolgern des Einsiedlers Peter begegnet hatte. Die in Asien anlandeten, wurden von Solymannen über den Haufen geworfen, und der Prinz Hugo starb, fast im äußersten Elende, in Kleinasien.

Was vielleicht die Schwäche des neuen Herzogthums zu Jerusalem gleichfalls erweist, ist die Errichtung (1092) der geistlichen Soldaten, der Tempelherren und der Hospitalier. Diese Mönche, die anfangs nur zu Wartung der Kranken bestellet waren, müssen wohl nicht in genugsamer Sicherheit gewesen seyn, weil sie Waffen nahmen. Wenn hiernächst die allgemeine Gesellschaft wohl regieret wird, macht man so leicht keine besondere Verbindungen. Die zum Dienste der Verwundeten geweihten Mönche verpflichteten sich durch ein Gelübde im Jahre 1118, sich zu schlagen, und sodann entstund auf einmal unter dem Namen der Tempelherren eine Miliz, die diesen Titel deswegen annahm, weil sie nicht weit von derjenigen Kirche wohnte, die ehemals der Tempel Salomo gewesen seyn sollte. Diese Stiftungen hat man allein den Franzosen zu danken. Raimund Dupuis, erster Großmeister und Stifter des Hospitalierordens war aus Dauphine gebürtig. Die Stifter der Tempelherren waren andere Franzosen. Kaum waren diese beyden Orden durch die Bullen der Päbste bestätiget, als sie reich und gegen einander eifersüchtig wurden. Sie schlugen sich eben so oft mit einander, als wider die Mahometaner. Das weiße Kleid

der

der Tempelherren und der schwarze Oberrock der Hospitalier war eine beständige Losung zu Schlachten. Bald darauf entstund noch ein neuer Orden zum Besten der im gelobten Lande zurück gebliebenen Deutschen, und das war der Orden deutscher Mönche, der nachher in Europa eine Miliz von Länder bezwingenden Mönchen wurde.

Die Sachen der Christen waren so wenig sicher und gegründet, daß Balduin, erster König von Jerusalem, der nach dem Tode seines Bruders Gottfried regierte, fast an den Thoren der selbst von einem türkischen Prinzen gefangen wurde, dessen Witwe ihn kurz darnach lieber für eine gute Summe Geldes loslassen, als durch seinen Tod die Verwüstung Jerusalems rächen wollte. Die Eroberungen der Christen nahmen von Tag zu Tag ab; die ersten Bezwinger waren nicht mehr vorhanden; ihre Nachfolger waren verzärtelt; das Ländgen Edessa hatten die Türken 1140 wieder eingenommen, und bedroheten nunmehr Jerusalem. Die griechischen Kaiser, die in den Fürsten von Antiochia, ihren Nachbarn, nichts als unrechtmäßige Besitzer sahen, führeten mit ihnen, nicht ohne Gerechtigkeit, Krieg. Die Christen in Asien, die von allen Seiten bedrohet wurden, hielten in Europa um eine neue Kreuzfahrt an. Die Päbste hatten nicht geringere Ursache, so viele Kirchen, die ihre Rechte und Reichthümer vermehren sollten, zu schützen.

Frankreich hatte den Anfang zur ersten Ueberschwemmung gemacht; an dasselbe wendete man sich auch wegen der zweyten. Pabst Eugen der Dritte, der vormals ein Schüler des heiligen Bernhards,

des Stifters von Clairvaux, gewesen war, suchte mit gutem Bedachte seinen ehemaligen Lehrer zum Werkzeuge einer neuen Entvölkerung aus.

Niemals hat ein Mensch die Unruhen der öffentlichen Angelegenheiten mit der Strenge seines Standes geschickter zu verbinden gewußt, als Bernhard. Kein Mensch hatte noch eine so bloß persönliche Hochachtung, die über das Ansehen selbst hinaus war, erhalten. Sein Zeitgenoß, der Abt Suger, war der vornehmste Staatsbediente in Frankreich; sein Schüler Eugen war Pabst; aber Bernhard, schlechter Abt von Clairvaux, war das Orakel von Frankreich und von Europa.

Zu Vezelay in Burgund wurde 1146 auf dem offenen Marktplatze ein Gerüste aufgerichtet, auf welchem Bernhard, den König von Frankreich, Ludewig den jüngern an der Seite habend, erschien. Er redete zuerst, hernach der König. Alles, was zugegen war, nahm das Kreuz; der König empfing es aus den Händen des heiligen Bernhards zuerst. Der Minister Suger fand nicht für gut, daß der König den wirklichen Vortheil, den er seinen Staaten schaffen könnte, in Wind schlüge, um in Syrien auf ungewisse Eroberungen auszugehen. Allein die Beredtsamkeit Bernhards und die Meynung der Zeit, ohne welche diese Beredtsamkeit nichts war, behielten über den Rath des Ministers die Oberhand.

Man malet uns Ludewig den jüngern als einen Prinzen ab, der mit mehr Gewissenszweifel, als Tugend erfüllet war. In einem von den kleinen innerlichen Kriegen, welche die lehensherrliche Regierung in Frankreich unvermeidlich machte, hatten die

Truppen

Truppen des Königs die Kirche von Vitri verbrannt, und das Volk, das sich in diese Kirche geflüchtet hatte, war in den Flammen umgekommen. Man beredete den König leicht, daß er dieses Verbrechen nicht anders, als im gelobten Lande büßen könnte, da es doch in Frankreich durch eine kluge Regierung weit besser hätte können ersetzet werden. Seine junge Gemahlinn Eleonora von Guyenne trat den Kreuzzug mit dem Könige an, entweder weil sie ihn damals liebte, oder weil es die Anständigkeit in diesen Zeiten erfoderte, den Mann in dergleichen Kriegen zu begleiten.

Bernhard hatte sich ein so besonderes Ansehen erworben, daß man ihn in einer neuen Versammlung zu Chartres zum Haupt und Anführer des Kreuzzuges erwählte. Dieses scheint fast unglaublich. Man hatte einen König von Frankreich, und man wählte einen Mönch; allein, alles ist von der Unbesonnenheit des Volkes glaublich. Doch der heilige Bernhard hatte zu viel Verstand, als daß er sich dem Lächerlichen, das ihn bedrohte, hätte aussetzen sollen. Das Beyspiel des Einsiedlers Peter war noch neu. Er schlug es also aus.

Aus Frankreich gieng er nach Deutschland. Er fand daselbst einen andern Mönch, der ebenfalls das Kreuz predigte. Er legte demselben ein Stillschweigen auf, weil er seine Sendung nicht vom Pabste hatte. Er gab endlich dem Kaiser, Conrad dem dritten, selbst das Kreuz, und versprach öffentlich den Sieg über die Ungläubigen.

Die Hoffnung eines gewissen Sieges machte, daß dem Kaiser und Könige von Frankreich der meiste

Theil der Ritterschaft ihrer Staaten nachfolgeten. Man zählte bey jeder von beyden Armeen siebenzig tausend mit Lanzen bewaffnete Reuter, mit einer erstaunend starken leichten Reuterey. Das Fußvolk zählte man nicht. Der heilige Bernhard saget in seinen Briefen, daß in den meisten Flecken, außer den Weibern und Kindern, niemand zurück geblieben sey. Wer sich mit einem Kreuze konnte bezeichnen lassen, und that es nicht, dem schickte man einen Spinnrocken und eine Spindel. Die mehresten Weiber der Kreuzfahrer folgten ihren Männern. Man kann diese zweyte Auswanderung nicht weniger rechnen, als aufs geringste zu dreymal hundert tausend Mann, welche mit den dreyzehn hundert tausend, die wir im vorhergehenden bemerket haben, zusammen gerechnet bis auf diesen Zeitpunct, sechzehn hundert tausend versetzter Einwohner betragen. Die Deutschen brachen zum ersten auf, und die Franzosen folgten ihnen. Es ist natürlich, daß von diesen Haufen, die unter einen andern Erdstrich kommen, die Krankheiten einen großen Theil hinreißen.

(1147) Die Unmäßigkeit verursachte insonderheit unter der Armee des Conrads in den Ebenen Constantinopels ein Sterben. Daher breitete sich sogleich in dem ganzen Occidente das Gerücht aus, daß die Griechen die Brunnen und Quellen vergiftet hätten. Eben diejenigen Ausschweifungen, die die ersten Kreuzfahrer begangen hatten, wurden von den zweyten erneuert, und erweckten dem Kaiser Manuel Comnenus eben diejenigen Unruhen, die sie seinem Großvater Alexius verursachet hatten.

Nach-

Nachdem Conrad über den Bosphorus gegangen war, führete er sich mit derjenigen Unbehutsamkeit auf, die mit dergleichen Unternehmungen verknüpfet ist. Das Fürstenthum zu Antiochia hielt sich noch. Man hätte sich mit diesen Christen in Syrien vereinigen, und den König in Frankreich erwarten können. Solchergestalt hätte die Menge siegen müssen. Allein der deutsche Kaiser, der gegen den Fürsten von Antiochia und den König von Frankreich eifersüchtig war, vertiefte sich mitten in Kleinasien. Ein Sultan von Ikonium, der listiger als er war, zog diese schwere deutsche Reuterey, welche ermüdet, ohne Muth, und nicht im Stande war, in dieser Gegend zu fechten in die Gebirge. Die Türken hatten nichts weiter zu thun, als nur zu morden. Der Kaiser, der verwundet war, und nur einige flüchtige Truppen noch um sich hatte, floh nach Antiochia, und that von dar, als ein Pilgrim, eine Reise nach Jerusalem, an statt daß er als ein General der Armee hätte daselbst erscheinen sollen. Der berühmte Friedrich der Rothbart, sein Neffe und Nachfolger im deutschen Reiche, folgte ihm auf seinen Reisen, und lernte bey den Türken eine Standhaftigkeit ausüben, die die Päbste nachher auf weit größere Proben setzten.

Das Unternehmen Ludwigs des jüngern hatte eben den Erfolg. Man muß gestehen, daß, wenn die, welche ihn begleiteten, eben so wenig Vorsichtigkeit bezeigten, wie die Deutschen, sie noch weit weniger Gerechtigkeit bewiesen. Kaum war man in Thracien angekommen, als ein Bischof von Langres den Vorschlag that, sich Constantinopels, dem Entwurfe des

päbstlichen Legatens bey dem ersten Kreuzzuge zu folge, zu bemächtigen; allein der Schimpf war wegen einer solchen Handlung gewiß, der Erfolg ungewiß. Die französische Armee gieng auf den Fußtapfen des Kaisers Conrad über den Hellespont.

Ich glaube nicht, daß jemand sey, der nicht sollte bemerket haben, daß diese mächtigen Armeen der Christen in eben den Ländern den Krieg führeten, wo Alexander der große mit weit wenigern Truppen über ungleich mächtigere Feinde, als die Türken und Araber damals waren, allezeit gesieget hatte. Es mußte aber wohl in der Kriegszucht der kreuzfahrenden Prinzen ein Grundfehler seyn, der allen ihren Muth unnütze machte. Dieser Fehler war wahrscheinlicher Weise der Geist der Unabhängigkeit, den die lehnsherrliche Regierungsform in Europa eingeführet hatte. Häupter ohne Erfahrung und Verstand führeten unordentliche Haufen in unbekanten Ländern an.

Der König von Frankreich, (1149) der, wie der Kaiser, in den Felsen bey Laodicäa überrumpelt wurde, wurde, wie er, geschlagen; er erfuhr aber zu Antiochia häusliche Widerwärtigkeiten, welche empfindlicher waren, als die allgemeine Noth.

Raimund, Fürst von Antiochia, zu dem er mit der Königinn Eleonora, seiner Gemahlinn, seine Zuflucht nahm, wurde im Verdacht einer Liebe gegen diese Prinzeßinn gehalten. Ja, man saget, daß sie alle Beschwerlichkeiten einer so verdrüßlichen Reise mit einem jungen Türken von einer seltenen Schönheit, Namens Saladin, vergessen habe. Das Ende dieser ganzen Unternehmung war, daß der Kaiser Conrad fast ganz allein nach Deutschland zurück

gieng,

gieng, und der König nur seine Gemahlinn und einige Hofleute nach Frankreich zurück führete. Nach seiner Rückkunft ließ er seine Ehe mit Eleonora von Guyenne aufheben, und verlor also diese schöne Provinz von Frankreich, nachdem er in Asien die schönste Armee, die sein Land noch jemals auf die Beine gebracht, verloren hatte. Tausend betrübte Familien zogen wider den heiligen Bernhard los.

Nach diesen unglücklichen Feldzügen waren die Christen in Asien weit mehr unter einander uneins, als jemals. Eben diese Wuth herrschte unter den Muselmännern. Der Vorwand der Religion hatte weiter keinen Antheil an den politischen Angelegenheiten. Es trug sich im Jahre 1166 gar zu, daß Almerich, König von Jerusalem, sich mit dem Sultan von Aegypten wider die Türken vereinigte. Aber kaum hatte der König von Jerusalem diesen Tractat unterzeichnet, als er ihn wider brach. Die Ritter des Hospitals zu St. Johann zu Jerusalem unterstützten ihn mit ihrem Gelde und mit ihrer Macht, die nicht gering waren. Sie hofften, sich Aegypten unterwürfig zu machen, sahen sich aber alle genöthiget, mit der Schande, ihren Eid gebrochen zu haben, wieder nach Jerusalem zurück zu gehen.

Mitten unter diesen Unruhen kam der große Saladin, ein Neffe des Noradins, Sultans von Aleppo, zum Vorschein; er eroberte Syrien, Arabien, Persien und Mesopotamien. Ein Tempelherr, Namens Melieu, verließ seinen Orden und seine Religion, um unter diesem Bezwinger zu dienen, und trug viel bey, ihm Armenien zu unterwerfen. Saladin, Herr so vieler Länder, wollte mitten unter seinen

Staaten

Staaten das Königreich Jerusalem nicht lassen. Heftig gegen einander erbitterte Parteyen zerfleischten diesen kleinen Staat, und beförderten seinen Untergang. Gvido von Lusignan, gekrönter König, dem man aber die Krone streitig machte, versammlete in Galiläa alle die getrennten Christen, die die Gefahr vereinigte, und marschirte gegen den Saladin. Der Bischof von Ptolemais, der seine Kappe über dem Küraß trug, und zwischen seinen Händen ein Kreuz hielt, munterte die Truppen auf, auf demjenigen Gebiethe, wo ihr Gott so viele Wunder gethan hätte, tapfer zu fechten; nichts desto weniger wurden alle Christen entweder getödtet oder gefangen. Der gefangene König, der nichts, als den Tod, erwartete, war verwundert, von dem Saladin, so wie es heut zu Tage die leutseligsten Generale den Kriegsgefangenen thun, zu begegnen pflegen, tractirt zu werden. Saladin reichte mit seiner Hand dem Lusignan einen Becher mit einem in Schnee abgekühlten Tranke dar. Nachdem der König getrunken hatte, wollte er den Becher auch einem seiner Officiers, Namens Renaud von Chatillon, geben. Es war eine unverletzliche Gewohnheit bey den Muselmännern, und die sich noch bey einigen Arabern erhält, die Gefangenen, denen sie zu essen und zu trinken gegeben haben, nicht umbringen zu lassen. Dieses Recht der alten Gastfreundschaft war für den Saladin geheiliget. Er gab es nicht zu, daß Renaud von Chatillon nach dem Könige trank. Dieser Officier hatte sein Versprechen vielmals übertreten, der Sieger hatte einen Eid gethan, ihn zu strafen, und, indem er zeigte, daß er eben so sich zu rächen, als zu vergeben wüßte,

ließ

ließ er demjenigen, den er für treulos hielt, den Kopf mit einem Sebelhiebe herunter hauen. Da er vor den Thoren Jerusalems, das sich nicht weiter wehren konnte, ankam, stund Saladin der Gemahlinn des Lusignans, wegen Uebergabe der Stadt, einen Vergleich zu, dergleichen sie nicht hoffte. Er erlaubte ihr, sich hinzuwenden, wo sie hin wollte. (1187) Er verlangte von den Griechen, die in der Stadt blieben, keine Ranzion, und von den Lateinern nahm er nur eine geringe. Als er seinen Einzug in Jerusalem hielt, warfen sich eine Menge Weibespersonen zu seinen Füßen, deren einige um ihre Männer, andere um ihre Kinder, noch andere um ihre Väter baten, die er gefangen hielt. Er gab sie ihnen insgesammt mit einer Großmuth, die in diesem Theile der Welt noch kein Exempel hatte, wieder. Saladin ließ durch die Hände der Christen selbst die Moschee, die in eine Kirche war verwandelt worden, mit Rosenwasser waschen. Er ließ 1187 einen prächtigen Lehrstuhl darinnen aufrichten, daran sein Oheim Noradin, Sultan von Aleppo, selbst gearbeitet hatte, und über die Thür ließ er diese Worte graben: „Der König Saladin, der Knecht „Gottes, setzte diese Ueberschrift, als Gott durch „seine Hände Jerusalem eingenommen hatte.„ Aber ungeachtet seines Eifers für seine Religion, gab er doch den morgenländischen Christen die Kirche des heiligen Grabes wieder. Wenn man dieses Bezeigen mit der Christen ihrem, als sie Jerusalem einnahmen, in Vergleichung zieht, sieht man leider! wer die Barbaren seyn. Man muß noch hinzu fügen, daß Saladin, nach Verlauf eines Jahres,

dem

dem Gvido von Lusignan die Freyheit wieder gab, nachdem er einen Eid von ihm genommen hatte, daß er niemals die Waffen wider seinen Befreyer tragen wollte. Lusignan hielt sein Wort nicht.

Während daß Kleinasien der Schauplatz des Eifers, des Ruhms, der Schandthaten und des Unglücks so vieler tausend Kreuzfahrer gewesen war, hatte sich die Wuth, die Religion mit den Waffen in der Hand anzukündigen, auch mitten in Norden ausgebreitet.

Wir haben Carln den großen das nordliche Deutschland, das man Sachsen nannte, mit Feuer und Schwerdt bekehren sehen. Hernach sahen wir die abgöttischen Dänen Europa zitternd machen, und die Normandie erobern, ohne daß sie jemals einen Versuch thaten, daselbst die Abgötterey einzuführen. Kaum war das Christenthum in Dänemark, in dem alten Sachsen und in Scandinavien befestigt, als man wider die Heiden in Norden, die man Sklaven oder Slaven nannte, und die ihren Namen dem Lande, das an Ungarn stößt, und Sklavonien heißt, gegeben haben, das Kreuz predigte. Sie wohneten damals an dem östlichen Ufer der Ostsee, in Ingermanland, Liefland, Samogitien, Curland, Pommern, Preußen, die Christen rüsteten sich von Bremen an bis in das Herz von Scandinavien wider sie. Ueber hunderttausend Kreuzfahrer richteten Verwüstung und Zerstörung unter diesen Abgöttern an. Man tödtete eine große Menge, und bekehrte niemand. Dieser Kreuzzug endigte sich bald in einem wilden Lande, wo die Truppen nicht lange stehen konnten, und wo die Kriegskunst nichts als ein Sengen und Brennen wilder Men-

schen

schen war. Man kann den Verlust dieser hunderttausend Menschen zu den sechzehen hundert tausend, die diese Art Kriege unserm Europa gekostet hatte, noch hinzufügen.

Indessen hatten die Christen in Asien nichts mehr, als Antiochia, Tripoli, Joppe und die Stadt Tyr, die ehemalige Beherrscherinn der Meere, damals aber schlechte Zuflucht der Ueberwundenen. Saladin besaß alles das übrige, theils für sich, theils durch seinen Eidam den Sultan zu Ikonium oder Cogni, der das Land, das wir heut zu Tage Karamanien nennen, beherrschete.

Durch das Gerüchte von den Siegen des Saladins, wurde ganz Europa beunruhigt. Der Pabst Clemens der dritte erregte Frankreich, England und Deutschland.

Philipp August, der damals in Frankreich regierte, und der alte Heinrich der zweyte, König von England, setzten inzwischen ihre Zwistigkeiten bey seite, und richteten alle ihre Gedanken darauf, wie sie es einander in Rettung Asiens zuvor thun möchten. Sie ließen, jeder in seinen Staaten eine Verordnung ergehen, daß alle, welche das Kreuz anzunehmen sich weigerten, den zehnten Theil ihrer Einkünfte und ihrer beweglichen Güter zu den Unkosten der Ausrüstung zahlen sollten; und dieses nennete man den saladinschen Zehnten, eine Auflage, die dem Ruhme des Bezwingers zum Siegeszeichen diente.

Dieser Kaiser, Friedrich der Rothbart, der von den Verfolgungen, die er von den Päbsten erlitten, und die er ihnen wieder anthat, berühmt ist, nahm fast zu gleicher Zeit das Kreuz an, und that sich unter

ter allen am ersten hervor. Es schien, als ob er darzu bestimmt wäre, bey den Christen Asiens dasjenige zu seyn, was Saladin bey den Türken war. Er führte als ein Staatsverständiger, als ein großer General, und der durch das Glück gnugsam geprüft war, eine Armee von hundert und funfzig tausend Mann ins Feld. Er brauchte die Vorsicht, zu verordnen, daß man keinen mit dem Kreuze bezeichnen sollte, der nicht wenigstens hundert und funfzig Franken Silbers nach unsrer heutigen Münze baar hätte, damit ein jeder durch seinen Fleiß und sein Geld dem grausamen Mangel, der die vorigen Armeen größtentheils aufgerieben hatte, vorkommen könnte. Er mußte Anfangs mit den Griechen sich herumschlagen. Der Hof zu Constantinopel, der es müde war, beständig von den Lateinern bedrohet zu werden, machte endlich mit dem Saladin ein Bündniß. Ganz Europa schrye über dieses Bündniß, es ist aber augenscheinlich, daß es unumgänglich nothwendig war. Man verbindet sich mit seinem natürlichen Feinde nicht ohne Noth. Unsre heutige Bündnisse mit den Türken, die vielleicht weniger nöthig sind, verursachen nicht so viel Murren. Friedrich machte sich mit Gewalt wider den Kaiser Isaac Angelus einen Weg durch Thracien, wie er über die Griechen gesiegt, so gewann er auch (1190) zween Siege wider den Sultan von Cogni. Da er sich aber ganz im Schweiße in dem Wasser eines Flusses, den man für den Cydnus hält, gebadet, starb er davon, und alle seine Siege waren ohne Nutzen. Sie hatten ohne Zweifel viel gekostet, weil sein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, von hundert und funfzig

tausend Mann, die seinem Vater nachgefolget waren, aufs höchste nicht mehr als sieben bis achttausend zusammen bringen konnte. Er führte sie nach Antiochia, und stieß mit diesen Ueberbleibseln zu dem Heere des Königes von Jerusalem Gvido von Lusignan, der, ungeachtet des gethanen Eides und der Ungleichheit der Waffen, dennoch seinen Sieger noch einmal angreifen wollte.

Nach verschiedenen Schlachten, deren keine entscheidend war, verlor dieser Sohn Friedrichs des Rothbarts, welcher Kaiser im Occident hätte seyn sollen, sein Leben ohnweit Ptolemais an einer Krankheit, die alle Deutsche in diesem Erdstriche hinriß. Die, welche aufgezeichnet haben, daß dieser Prinz, als ein Märtyrer der Keuschheit gestorben sey, und daß er durch den Gebrauch der Weiber hätte davon kommen können, sind zugleich sehr verwegene Lobredner und schlecht unterrichtete Naturkündiger. Man sagt eben das seitdem auch von dem Könige in Frankreich Ludwig dem achten.

Kleinasien war ein Abgrund, worein sich Europa gestürzet hatte. Nicht allein diese unbeschreibliche Armee des Kaisers Friedrichs war verloren, sondern die englischen, französischen, italiänischen und deutschen Flotten, die noch vor der Ankunft Philipp Augusts und Richards, genannt Löwenherz, anlangten, hatten neue Kreuzfahrer und neue Schlachtopfer herbeygebracht. Endlich kamen die Könige von Frankreich und England in Syrien vor Ptolemais, das man Akre nennt, an. Fast alle Christen im Oriente

hatten sich versammlet, diese Stadt, die man als den Schlüssel des Landes ansahe, zu belagern. Saladin war in der Gegend des Euphrats in einen innerlichen Krieg verwickelt. Nachdem die beyden Könige ihre Macht mit der orientalischen Christen ihrer vereiniget hatten, zählte man über dreymal hundert tausend Soldaten.

Ptolemais wurde zwar wirklich erobert (1190), allein die Uneinigkeit, die nothwendig zween Prinzen, wie Philippus und Richard, die nach gleichen Ehren und Vortheilen mit gleichem Eifer trachteten, trennen mußte, richtete größern Schaden an, als diese dreymal hundert tausend Mann glückliche Thaten verrichteten. Philippus, dieser Trennungen müde, noch mehr aber über die Ueberlegenheit und über das zu sehr überhand nehmende Ansehen, welches Richard sein Lehnsmann, in allem hatte, verdrüßlich, kehrte in sein Vaterland zurück, welches er vielleicht gar nicht hätte verlassen, itzt aber wenigstens mit mehrerm Ruhm hätte wiedersehen sollen.

Richard, der nun Herr von dem Felde der Ehren, nicht aber von dieser Menge der Kreuzfahrer war, die unter einander noch weniger, als die beyden Könige, eins waren, ließ vergebens die heldenmäßigste Tapferkeit sehen. Saladin, der siegreich aus Mesopotamien zurück kam, lieferte den Kreuzfahrern eine Schlacht bey Cäsarea. Man sahe diesen Bezwinger an der Spitze seiner Mahometaner und den Richard an der Christen ihrer, einer gegen den andern, als zween Ritter auf dem Turnierplatze, fechten. Richard

hatte die Ehre, den Saladin aus dem Sattel zu heben; und das war fast alles, was er in dieser merkwürdigen Schlacht gewann. Die Strapatzen, die Krankheiten, die kleinen Schlachten, die beständigen Zänkereyen rieben diese große Armee auf, und Richard kehrte zwar mit mehrerem Ruhm, als Philipp August, aber auch auf eine weit unbehutsamere Art zurück. Er gieng mit einem einzigen Schiffe von derjenigen Küste Syriens ab, auf welche er ein Jahr vorher mit einer fürchterlichen Flotte losgeseegelt war, und da sein Schiff auf den Küsten von Venedig scheiterte, wanderte er verkleidet und in schlechter Begleitung durch die Hälfte von Deutschland. In Syrien hatte er einen Herzog von Oesterreich durch seinen Stolz beleidigt, und itzt hatte er die Unachtsamkeit durch dessen Länder zu reisen. Dieser Herzog von Oesterreich legte ihn in Ketten, und lieferte ihn dem Kaiser Heinrich dem sechsten, der ihn, als einen Feind, den er im Kriege gefangen genommen hätte, im Gefängnisse verwahrte, aus. Er verlangte von ihm statt der Loskaufung hunderttausend Mark Silbers. England verlor also bey diesem neuen Kreuzzuge weit mehr, als Frankreich, in welchem ein mächtiger und tapferer Kaiser, und zween dergleichen Könige, mit der ganzen Macht von Europa dem Saladin nichts abgewinnen konnten.

Dieser berühmte Muselmann, der mit dem Richard einen Tractat gemacht hatte, vermöge dessen er den Christen die Seeküste von Tyr bis nach Joppe überließ, und das übrige alles für sich behielt, hielt sein Wort, davon er ein Sklave war, redlich. Er

starb (1195) funfzehn Jahre darnach zu Damasco, von den Christen selbst bewundert. Er hatte in seiner letzten Krankheit, statt der Fahne, die man vor seine Thüre zu pflanzen pflegte, das Tuch, darinnen man ihn begraben sollte, bringen lassen. Der, welcher die Todesfahne hielt, rufte mit lauter Stimme aus: „das ist alles, was Saladin, der Bezwinger des „Orients, von seinen Siegen davon trägt.„

Man sagt, er habe in seinem Testamente verordnet, gleichgroße Summen unter die armen Mahometaner, Juden und Christen, als Allmosen, auszutheilen, durch welche Verordnungen er habe zu verstehen geben wollen, daß alle Menschen Brüder wären, und man, um ihnen beyzustehen, sich nicht darnach, was sie glaubten, sondern, was sie auszustehen hätten, erkundigen müßte. Er hatte auch niemals um der Religion willen jemand verfolget; er war zugleich ein Bezwinger, ein Mensch, und ein Philosoph.

Ludwig der neunte, schien recht darzu bestimmt zu seyn, nicht nur Europa wieder in Ordnung zu bringen, wenn es darzu zur Zeit noch fähig gewesen wäre, sondern auch Frankreich triumphirend und gesittet zu machen, und selbst in allen Stücken ein Muster der Menschen zu seyn. Seine Gottesfurcht, welche der, eines Einsiedlers nichts nachgab, entzog ihm die königlichen Tugenden nicht. Seine Freygebigkeit hinderte ihn nicht an einer klugen Haushaltung. Er wußte eine tiefe Politik mit einer genauen Gerechtigkeit zu verbinden, und vielleicht ist er der einzige Monarch, der dieses Lob verdienet. Klug und standhaft in sei-

nen Entschließungen; unerschrocken in Schlachten, ohne hitzig zu seyn; mitleidig, als wenn er beständig unglücklich gewesen wäre. Kaum ist es möglich, daß ein Mensch die Tugend weiter treiben könne.

Er hatte zugleich mit der Regentinn, seiner Mutter, die zu regieren wußte, den Misbrauch, der zu weit greifenden Gerichtsbarkeit der Geistlichen Einhalt gethan. Er wollte nicht, daß die Gerichtsbedienten die Güter dererjenigen, die im Banne waren, einzögen, ohne zu untersuchen, ob der Bann recht oder unrecht wäre. Der König, der einen sehr klugen Unterschied zwischen den bürgerlichen Gesetzen, denen alles gehorchen muß, und den Gesetzen der Kirchen machte, deren Herrschaft sich nicht weiter, als auf die Gewissen erstrecken soll, gab nicht zu, daß die Gesetze des Königreichs unter diesen Misbrauch der Bannstrahlen sich hätten biegen sollen. Dadurch, daß er von Anfange seiner Regierung die Ansprüche der Bischöfe und der Layen klüglich eingeschränkt hielt, unterdrückte er die Meutereyen in Bretagne: er hatte eine kluge Neutralität zwischen Gregorius dem neunten und Friedrich dem zweyten beobachtet.

Seine Kammergüter, die an sich selbst schon ansehnlich waren, vermehrte er durch viele Stücke Landes, die er darzu kaufte. Die Einkünfte der Könige von Frankreich bestunden damals in ihren eigenen Gütern; ihre Hoheit kam eben so wohl, als eines Privatedelmannes seine, auf eine wohleingerichtete Haushaltung an.

Diese Haushaltung hatte ihn in den Stand gesetzt, mächtige Armeen wider den König von England Heinrich den dritten, und wider die Vasallen von Frankreich, die es mit England hielten, anzuwerben. Heinrich der dritte, der weniger reich war, und dem die Engländer weniger gehorchten, hatte weder so gute Truppen, noch die so geschwind fertig waren. Ludwig, der ihn, an Muth, wie an Behutsamkeit und Vorsicht übertraf, schlug ihn zweymal, und insonderheit zu Tailleburg in Poitou. Der englische König nahm die Flucht vor ihm. Auf diesen rühmlichen Krieg folgte ein vortheilhafter Friede. Die Vasallen von Frankreich bequemten sich wieder zu ihrer Schuldigkeit, und handelten weiter nicht darwider. Der König vergaß auch nicht, den Engländern fünf tausend Pfund Sterlings statt einer Ersetzung der Kriegsunkosten aufzulegen. Wenn man bedenkt, daß er noch nicht vier und zwanzig Jahr alt war, da er sich also aufführte, und daß seine Gemüthsart weit über sein Glück erhoben war, so sieht man leicht, was er würde gethan haben, wenn er in seinem Vaterlande geblieben wäre, und man bejammert, daß Frankreich durch seine Tugenden selbst, die das Glück der Welt hätten machen sollen, hat unglücklich seyn müssen.

Als Ludwig im Jahr 1244 in eine heftige Krankheit verfiel, glaubte er, wie man vorgiebt, in einer Schlafsucht eine Stimme zu hören, die ihm anbefohlen, das Kreuz wider die Ungläubigen zu nehmen. Kaum konnte er reden, so that er das Gelübde, einen Kreuzzug zu thun. Die Königinn seine Mutter, die

Köni-

Königinn seine Gemahlinn, sein Rath, und alles, was sich ihm näherte, sahe die Gefahr dieses betrübten Gelübdes wohl ein. Der Bischof von Paris selbst stellte ihm die gefährlichen Folgen davon vor. Allein Ludwig sahe dieses Gelübde als ein heiliges Band an, welches aufzulösen bey Menschen nicht stünde. Er machte die Anstalten zu diesem Zuge binnen vier Jahren; endlich übergab er die Regierung des Königreichs seiner Mutter, und brach mit seiner Gemahlinn und drey Brüdern, denen ihre Gemahlinnen gleichfalls folgeten, auf. Fast die ganze Ritterschaft Frankreichs begleitete ihn. Ein Herzog von Burgund, ein Graf von Bretagne, ein Graf von Flandern, ein Graf von Soissons, ein Graf von Vendome fanden sich mit ihren Lehnsleuten ein. Es waren auf drey tausend Bannerherren bey der Armee. Frankreich wurde öder und einsamer, als zur Zeit des Kreuzzuges des heil. Bernhards, und doch griff man ihn nicht an. Der Kaiser und der König von England hatten bey sich genug zu thun. Ein Theil der erstaunenden Flotte, die so viele Prinzen und Soldaten führte, ging von Marseille, und der andre von Aiguemorte ab, welches heut zu Tage kein Hafen mehr ist. Mit dieser ganzen großen Macht war man über Aegypten herzufallen gesonnen.

Ludwig legte sich in der Insel Cypern vor Anker. Der König dieser Insel vereinigte sich mit ihm, man landete in Aegypten an, und verjagte anfangs die Barbaren aus Damiate. Der alte Maleksala, der fast unvermögend war, etwas zu unternehmen, bath um Frieden, und man versagte ihm selbigen.

Der heilige Ludwig wurde durch neue aus Frankreich angekommene Hülfe verstärket, worauf noch sechzig tausend Soldaten nachkamen. Man folgte ihm, man liebte ihn, und er selbst ließ sich das Unglück, das Johann von Brienne, in einem gleichen Vorfalle erfahren hatte, zu einem Beyspiele dienen, indem er schon überwundene Feinde und einen Sultan, der sich seinem Ende nahete, vor sich hatte. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Aegypten und bald darauf Syrien hätten sollen bezwungen werden. Unterdessen kam die Hälfte dieser unvergleichlichen Armee an Krankheiten um; die andre Hälfte wurde bey Masura überwunden. Der heilige Ludwig sahe seinen Bruder Robert von Artois ermorden; er wurde mit seinen beyden andern Brüdern dem Grafen von Anjou und dem Grafen von Poitiers gefangen. Der meiste Theil seiner Ritter wurde mit ihm gefangen genommen. Damals regierte nicht mehr Maleksala in Aegypten, sondern sein Sohn Almoadan. Dieser neue Sultan hatte allerdings eine große Seele, denn, da ihm der König Ludwig für seine und der ihm angehörigen Gefangenen Ranzion eine Million Goldner * Bezans anbot, erließ ihm Almoadan den fünften Theil davon. Maleksala, sein Vater, hatte das Corps der Mammelucken aufgerichtet, das mit der ehmaligen Leibwache der Römischen Kaiser, und mit den Janitscharen heut zu Tage viele Aehnlichkeit hatte. Diese Mammelucken waren kaum entstanden, so wurden sie ihren Herren schon furchtbar. Almoadan, der ihnen Einhalt thun woll=

* Byzantii numi, eine alte goldene Münze, welche die orientalischen Kaiser haben prägen lassen.

wollte, wurde von ihnen eben in der Zeit, da er mit dem heil. Ludwig wegen der Ranzion in Unterhandlung stund, meuchelmörderischer Weise ermordet. Die Regierung, die damals unter die Emirs vertheilt war, schien den gefangenen Christen höchstnachtheilig zu seyn; dem ungeachtet fuhr der ägyptische Rath fort mit dem Könige zu tractiren. Der Herr von Joinville erzählt, daß selbst diese Emirs in einer von ihren Versammlungen in Vorschlag gebracht hätten, Ludwigen zu ihrem Sultan zu erwählen.

Joinville war mit dem Könige gefangen. Was ein Mann von seinem Character und von seiner Aufrichtigkeit erzählt, hat allerdings einen großen Nachdruck. Man überlege aber nur, wie schlecht man öfters in einem Lager, und in einem Hause von den besondern Vorfällen unterrichtet ist, die in einem benachbarten Lager, und in einem angränzenden Hause sich ereignen; wie unwahrscheinlich es ferner ist, daß die Muselmänner auf die Gedanken kommen sollten, einen feindseligen Christen der weder ihre Sprache versteht, noch ihre Sitten liebt, und der ihre Religion verabscheuet, zu ihrem Könige zu ernennen; so wird man leicht sehen, daß Joinville weiter nichts, als ein Gewäsche des gemeinen Volks erzählt. Das, was man hat sagen hören, aufrichtig wieder sagen, ist öfters nichts anders, als Sachen, die wenigstens verdächtig sind, auf Treu und Glauben erzählen.

Ich kann das, was die Geschichtschreiber von der Art, wie die Muselmänner den Gefangenen begegneten melden, noch nicht recht mit einander vereini-

gen. Sie erzählen, man habe sie einzeln aus einer Festung, darinnen sie eingesperrt waren; heraus gehen lassen; man habe sie gefragt, ob sie Jesum Christum verleugnen wollten; und man habe allen denen den Kopf herunter gehauen, die bey dem Christenthum fest beharret wären.

Andern Theils bezeugen sie auch, daß ein alter Emir durch einen Dollmetscher die Gefangenen habe fragen lassen, ob sie an Jesum Christum glaubeten, und und da sie geantwortet, daß sie an ihn glaubeten, solle er gesagt haben: „Seyd getrost, weil er für euch gestorben, und wieder aufgestanden ist, so wird er euch auch schon zu helfen wissen. Diese beyden Erzählungen scheinen ein wenig widersprechend, am allermeisten widersprechend aber ist, daß die Emirs Gefangene, von denen sie eine Ranzion erwarteten, sollten getödtet haben.

Uebrigens dünkt mir, daß diese Emirs, ob sie schon ihren Sultan getödtet haben, dennoch diejenige Art der Redlichkeit und Tugend an sich hatten, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann. Sie blieben bey den achthundert tausend Bezans, auf welche ihr Sultan die Ranzion der Gefangenen gesetzet hatte; und als die französischen Truppen, die in Damiate waren, dem geschlossenen Tractate zu Folge, diese Stadt übergaben, findet man nicht, daß die Sieger dem Frauenzimmer, das in großer Menge allda war, einigen Schimpf angethan hätten. Man ließ die Königinn nebst ihren beyden Schwägerinnen, mit Bezeigung vieler Ehrerbiethung, abreisen. Es ist

ist nicht gesaget, daß alle muselmännische Soldaten eingezogen gewesen wären; der gemeine Pöbel ist in allen Ländern wild und unbändig. Es wurden ohne Zweifel viele Gewaltthätigkeiten ausgeübet, und viele Gefangene gemishandelt und getödtet; allein ich muß gestehen, daß ich mich keinesweges wundere, wenn der gemeine mahometanische Soldat sich wild gegen Ausländer bezeiget hat, die aus den Hafen von Europa gekommen waren, das Gebieth von Aegypten zu verwüsten und zu verheeren.

Nachdem der heilige Ludewig aus der Gefangenschaft los war, begab er sich nach dem gelobten Lande, und blieb allda mit den Ueberbleibseln seiner Schiffe und seiner Armee beynahe vier Jahre. An statt nach Frankreich zurück zu gehen, besuchte er Nazareth, kam auch nicht eher in sein Vaterland zurück, als nach dem Tode der Königinn Blanca, seiner Mutter; und zwar mit den Gedanken zu einer neuen Kreuzfahrt Anstalten zu machen.

Sein Aufenthalt zu Paris verschaffte ihm beständige Vortheile und beständigen Ruhm. Er genoß einer Ehre, die nur ein tugendhafter König erlangen kann. Der König von England und seine Barons erwähleten ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten. Er sprach das Urtheil als ein unumschränkter König, und wenn dieses Urtheil, das Heinrich dem dritten günstig war, die Unruhen in England nicht stillen konnte, gab es doch wenigstens dem ganzen Europa zu erkennen, was für Ehrerbiethung die Menschen auch wider ihren Willen, gegen die Tugend haben.

Sein Bruder der Graf von Anjou hatte dem Ruhme Ludewigs, und der guten Ordnung seines Königreiches die Ehre zu danken, daß er von dem Pabste zum Könige von Sicilien erwählet wurde.

Ludewig vermehrte indessen durch die Erwerbung von Namur, Peronne, Avranches, Mortagne, und Perche, seine Kammergüter. Er konnte den Königen von England alles, was sie in Frankreich besassen, entreißen. Die Streitigkeiten Heinrichs des dritten mit seinen Barons, erleichterten ihm die Mittel darzu; er zog aber die Gerechtigkeit einem unrechtmäßigen Besitze vor; er ließ sie in ruhigem Besitze von Guyenne, Perigord, Limosin; er nöthigte sie aber auf immerdar der Normandie, dem Ländgen Tauraine und Poitou zu entsagen, die Philipp August mit der Krone wieder vereinigt hatte. Solchergestalt wurde der Friede mit Ehren bestätiget.

Er führte zuerst gewisse Gerichtsbarkeiten ein; und die durch die willkührlichen Aussprüche der Richter der Baronien unterdruckten Unterthanen fingen an, ihre Klagen vor die vier großen königlichen Aemter, die sie zu hören waren angeleget worden, zu bringen. Unter ihm fingen die Gelehrten an, zu den Sitzungen der Parlemente, in denen Ritter, die gar selten lesen konnten, das Glück der Bürger entschieden, zugelassen zu werden. Er vereinigte mit der Frömmigkeit eines Mönchen die erleuchtete Standhaftigkeit eines Königs, indem er den Unternehmungen des Hofes zu Rom durch diejenige berühmte pragmatische Sanction Einhalt that, welche

die alten Rechte der Kirche, die die Freyheiten der gallicanischen Kirche heißen, erhält. Dreyzehn Jahre seiner Gegenwart ersetzten endlich alles wieder in Frankreich, was seine Abwesenheit verdorben hatte; allein die heftige Neigung zu einem Kreuzzuge riß ihn hin. Die Päbste munterten ihn auf; Clemens der vierte stund ihm den Zehnten von der Geistlichkeit zu heben, auf drey Jahre zu. Die Geistlichkeit, die zur Zeit des saladinischen Zehnten eine Menge Vorstellungen gemacht hatte, um nichts zahlen zu dürfen; that itzt dergleichen von großem Nachdruck. Sie waren eben so unnütz, als wenig anständig unter einem Könige, der sein Blut und sein Vermögen in einem Kriege, den die Geistlichkeit so sehr predigte verschwendete. Er gieng endlich zum zweytenmale, und beynahe mit einer eben so starken Macht ab. Sein Bruder, den er zum Könige von Sicilien gemacht hat, soll ihm folgen. Allein es ist nicht mehr weder das gelobte Land, noch Aegypten, wohin er seine Andacht und seine Waffen richtet. Er läßt seine Flotte auf Tunis zuseegeln.

Carl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, bediente sich eigentlich der heroischen Frömmigkeit Ludewigs zu seinen Absichten. Er gab vor, der König von Tunis wäre ihm einige Jahre Tribut schuldig. Er wollte sich dieser Lande bemächtigen, und der heilige Ludewig hoffte, wenigstens nach dem Vorgeben aller Geschichtschreiber, (auf was für einen Grund, weiß ich nicht,) den König von Tunis zu bekehren. Die christlichen Truppen stiegen unweit

der

der Ruinen Karthagens ans Land; gar bald aber wurde der König in seinem Lager von den vereinigten Mauren belagert. Eben die Krankheiten, welche die Unmäßigkeit seiner versetzten Unterthanen und die Veränderung der Himmelsgegenden, in sein Lager in Aegypten gezogen hatten, verstörten auch sein Lager bey Karthago. Einer von seinen Söhnen, der ihm während seiner Gefangenschaft zu Damiate war gebohren worden, starb an dieser Art von Pest vor Tunis. Endlich wurde der König selbst davon angegriffen; er ließ sich auf der Asche ausstrecken, und gab in einem Alter von fünf und funfzig Jahren mit der Gottesfurcht eines Mönchen und dem Muthe eines Helden seinen Geist auf. Kaum war er todt, so langte sein Bruder der König von Sicilien an; man machte Friede mit den Mauren, und führte die Ueberbleibsel der Christen nach Europa zurück. Man kann nicht weniger als hundert tausend Personen rechnen, die in diesen beyden Feldzügen des heil. Ludewigs sind aufgeopfert worden. Fügt man hierzu die hundert und funfzig tausend, die Friedrich dem Rothbarte nachfolgeten, die dreyhundert tausend von dem Kreuzzuge Philipps Augusts und Richards; wenigstens zweyhundert tausend von der Zeit des Johanns von Brienne: rechnet man die sechzehn hundert tausend Kreuzfahrer, die schon nach Asien übergegangen waren, und was in dem Zuge nach Constantinopel und in den Kriegen, die auf diese Veränderung erfolgten, umgekommen ist, ohne von dem nordischen Kreuzzuge und dem wider die Albigenser etwas zu gedenken; so wird man finden, daß der

Orient

Orient das Grab von mehr als zwo Millionen Europäern geworden ist.

Verschiedene Länder wurden dadurch entvölkert, und in Armuth versetzet. Der Herr von Joinville saget ausdrücklich, er habe den König Ludewig in seinem zweyten Kreuzzuge nicht begleiten wollen, weil er es nicht gekonnt hätte, und der erstere seine ganze Herrschaft zu Grunde gerichtet hätte.

Die Ranzion des heil. Ludewigs hatte achthundert tausend Bezans, welche wenigstens neun Millionen unserer heutigen Münze betragen, gekostet. Wenn von zwo Millionen Menschen, die im Oriente umkamen, jeder nur hundert Franken mit sich dahin genommen, so sind es wieder zweyhundert Millionen französische Pfunde, die der Krieg kostete. Die Genueser, Pisaner, und insonderheit die Venetianer, bereicherten sich dabey; Frankreich aber, England und Deutschland wurden erschöpfet.

Man saget, die Könige von Frankreich hätten bey diesen Kreuzzügen gewonnen, weil der heilige Ludewig seine Kammergüter durch Ankauf einiger Ländereyen herunter gekommener von Adel vermehret hätte; allein er vermehrte sie nur durch seine gute Haushaltung, während seines Aufenthalts in seinen Staten.

Das einzige Gute, daß diese Unternehmungen etwan verschaffeten, war die Freyheit, die etliche kleine Marktflecken von ihren Herren erkauften. Das städtische Regiment kam ziemlich auf; diese Gemeinden,

die

die zu ihrem eigenen Nutzen arbeiten und handeln konnten, trieben die Künste und den Handel, die die Sklaverey unterdrückt hatte.

Indessen wurde das wenige von Christen, das sich auf der Küste von Syrien noch befand, in weniger Zeit theils ausgerottet, theils in die Sklaverey versetzet. Ptolemais, ihre vornehmste Freystadt, die aber wirklich nichts, als eine Zuflucht einiger Räuber war, die sich durch ihre Verbrechen berüchtigt gemacht hatten, konnte der Macht des Sultans von Aegypten Melek Seraph nicht Widerstand thun. Er nahm sie im Jahre 1291 ein: Tyr und Sidon ergaben sich ihm. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts endlich war keine deutliche Spur von den Kreuzzügen in Asien mehr übrig.

XI.

Von Titeln.

Da ich den Horaz einmal wieder vornahm, merkte ich in einem Briefe an den Mäcenas folgende Zeile an: Te dulcis amice reuisam: ich werde dich zu besuchen kommen, liebster Freund. Dieser Mäcenas war die zweyte Person des römischen Reichs, das ist ein weit mächtigerer und angesehenerer Mann, als itzo der größte Monarch in Europa ist.

Indem ich den Corneille wieder vornahm, bemerkte ich in dem Briefe an den großen Scudery, den Gouverneur unsrer L. Fr., daß er sich in Ansehung des Kardinals von Richelieu folgender Gestalt ausdrücke: **Der Herr Kardinal euer und mein Gebiether.** So lange in der Welt Minister, Könige und Schmeichler gewesen sind, ist es vielleicht das erstemal, daß man von einem Minister auf diese Art gesprochen hat. Eben dieser Peter Corneille, der Verfasser des Cinna, eignet diesen Cinna dem Herrn von Montauron, königlichen Schatzmeister, zu, welchen er ohne Umstände mit dem Augustus vergleicht. Es ärgert mich, daß er nicht den Montauron Monseigneur genannt hat. Man erzählet, ein alter Officier, welcher sich wenig um das Protocol der Eitelkeit

bekümmert, habe an den Marquis von Louvois, **Monsieur** geschrieben; als er keine Antwort erhalten, habe er ihn **Monseigneur** genannt, aber eben so wenig dadurch ausgerichtet, weil der Minister noch das **Monsieur** auf dem Herzen gehabt. Endlich schrieb er ihm: **An meinen Gott, mein Gott Louvois**, und zu Anfange des Briefes setzte er: **mein Gott und mein Schöpfer.** Beweiset dieses nicht alles, daß die guten alten Römer groß und bescheiden gewesen, und daß wir klein und eitel sind?

Wie befinden sie sich, mein lieber Freund, sagte ein Herzog oder ein Pair zu einem Edelmanne; zu ihren Diensten, mein lieber Freund, antwortete der andere; und von diesem Augenblicke an ward sein lieber Freund sein unversöhnlichster Feind. Ein Grand von Portugal redete mit einem Grand von Spanien; und nannte ihn alle Augenblicke **Ew. Excellenz.** Der Spanier antwortete ihm mit **Ew. Gnaden;** (vuestra merced) dieses ist in Spanien ein Titel, den man Leuten giebt, die keinen haben. Der Portugiese ward verdrüßlich, und nannte den Spanier gleichfalls **Ew. Gnaden;** und nunmehr gab ihm der andere den Titel **Ew. Excellenz.** Endlich ward der Portugiese müde, und fragte ihn, warum er ihn allezeit Ew. Gnaden nennte, wenn er ihn Ew. Excellenz hieß, und Ew. Excellenz, wenn er ihn Ew. Gnaden nennte. Weil, sagte der Spanier ganz demüthig, mir alle Titel gleich sind, wenn sie nur nicht mit dem eurigen gleich sind.

Die Eitelkeit der Titel schlich sich in unsere mitternächtliche Gegenden Europens nicht eher ein, als die Römer mit dem asiatischen Uebermuthe Bekanntschaft

schaft gemacht hatten. Alle Könige in Asien waren, und sind noch bis itzo leibliche Vettern der Sonne und des Mondes: diese Verbindung mußten sich ihre Unterthanen aus dem Sinne schlagen, und der Gouverneur einer Provinz, welcher sich die Muscatennuß des Trostes und die Rose des Vergnügens nennet, würde gespießet werden, wenn er sich für einen Anverwandten der Welt, des Mondes oder der Sonne ausgäbe. Constantius war, so viel ich weiß, der erste römische Kaiser, welcher die christliche Demuth mit einer ganzen Seite der hochmüthigsten Titel belustigte. Es ist wahr, vor seiner Zeit nannte man die Kaiser Gott. Allein, dieses Wort Gott hatte damals gar nicht die Bedeutung, die wir ihm itzo geben. Divus Augustus, Divus Trajanus hieß nichts als der heilige August, der heilige Trajan. Man glaubte, es sey der Würde des römischen Reiches anständig, daß die Seele seines Hauptes sogleich nach dem Tode in Himmel fahre, und oft gab man den Titel des heiligen oder Divus einem Kaiser im voraus. Bey nahe aus eben diesem Grunde nannten sich die ersten Patriarchen der christlichen Kirche alle Ew. Heiligkeit. Man nannte sie also, um sie an das zu erinnern, was sie seyn sollten.

Man giebt sich manchmal sehr demüthige Titel, wenn man nur von andern desto rühmlichere erhält. Ein Abt, der sich **Bruder** nennet, läßt sich von seinen Mönchen Monseigneur nennen. Der Pabst nennt sich einen Knecht aller Knechte Gottes; und ein ehrlicher Prediger im Holsteinischen schrieb einmal an den Pabst Pius den IVten: **an den IVten Pius, den Knecht aller Knechte Gottes.**

Er gieng hernach nach Rom, seine Angelegenheiten daselbst zu treiben, und die Inquisition ließ ihn ins Gefängniß werfen, damit er besser schreiben lernte.

Es war eine Zeit, da allein der Kaiser den Titel Majestät hatte. Die andern Könige nannten sich Ew. Hoheit, Ew. Durchlaucht ꝛc.

Ludewig der XI war der erste in Frankreich, den man gemeiniglich Majestät nannte, ein Titel, der sich wenigstens eben so gut für die Würde eines großen Erbkönigreichs, als für ein Wahlreich, schicket. Man brauchte aber gegen die Könige von Frankreich die Benennung Hoheit noch lange Zeit nach ihm, und man kann noch Briefe an Heinrichen den IIIten sehen, worinne man ihm diesen Titel giebt. Die Stände von Orleans wollten durchaus nicht, daß man die Königinn Katharina von Medicis Ihro Majestät nennen sollte. Nach und nach aber behielt diese Benennung doch die Oberhand. Der Name ist gleichgültig, und nur die Gewalt ist es nicht.

Die deutsche Kanzeley, die allezeit unveränderlich in ihren edeln Gebräuchen ist, will noch itzo die Könige nicht anders als Durchlaucht nennen; so gar in den bekannten westphälischen Friedenshandlungen, wo Frankreich und Schweden dem heiligen römischen Reiche Gesetze vorschrieb. So oft die Gevollmächtigten des Kaisers lateinische Aufsätze überreicheten, so oft nannte Se. geheiligte kaiserliche Majestät die Könige von Frankreich und Schweden nicht anders als Durchlauchteste (Serenissimi) die Franzosen und Schweden aber ermangelten nicht, zu versichern, daß Ihre geheiligten Majestäten von Frankreich und Schweden viel Beschwerden wider den Durchlauch-

tigsten Kaiser hätten. Kurz, in diesen Friedenshandlungen war alles auf beyden Seiten gleich. Seit der Zeit sind in den Gedanken des Volkes die großen Monarchen alle einander gleich, und derjenige der seinen Nachbar geschlagen hat, der hat, nach der Meynung des Volkes, den Vorzug.

Philippus der II war die erste Majestät in Spanien, denn Se. Durchlaucht, Carl der V, ward nur Majestät in Ansehung des Kaiserthums. Die Kinder des zweyten Philipps waren die ersten Hoheiten, und wurden zuletzt königliche Hoheiten. Der Herzog von Orleans, der Bruder Ludewigs des XIII, nahm erst im Jahre 1631 den Titel königliche Hoheit an; und damals gab sich der Prinz von Conde den Titel Durchlauchtigste Hoheit, den sich die Herzoge von Vendeme anzumaßen nicht unterstanden. Der Herzog von Savoyen ward damals königliche Hoheit, und ward in der Folge zu einer Majestät. Der Großherzog von Florenz that desgleichen, nur die Majestät ausgenommen, und der Czaar endlich, welcher in Europa nicht anders, als unter dem Namen des Großherzogs bekannt war, ließ sich zum Kaiser erklären und ward auch dafür erkannt.

Vor diesem waren nicht mehr als zween Markgrafen in Deutschland, zween in Frankreich, und zween in Italien. Der Markgraf von Brandenburg ist König geworden, und ein großer König, die italienischen und französischen Marquis aber sind heut zu Tage von einer etwas andern Art. Wenn ein Bürger die Ehre hat, einen Legaten seiner Provinz zu bewirthen, und der Legat trinkt ihm mit den Worten zu: Herr Marquis, ihre Ge-

sundheit; so sind er und seine Kinder auf immerdar Marquis. Wenn ein Landjunker in Frankreich, dessen ganzes Vermögen etwa in dem Besitze des vierten Theils eines alten eingefallenen Schlosses besteht, nach Paris kömmt, und sein Glück nur ein klein wenig macht, oder es doch zu machen scheint, so nennet er sich in seinen Acten: hoher und mächtiger Her, Marquis und Graf; und sein Sohn ist bey seinem Notare der sehr hohe und sehr mächtige Herr. Weil dieser Hochmuth der Regierung und der bürgerlichen Gesellschaft nichts schadet, so hat man keine Acht darauf. Einige französische Herren rühmen sich, deutsche Barons in ihren Ställen zu haben; und einige deutsche Herren sagen, daß sie in ihrer Küche französische Marquis hätten. Es ist nicht lange, als ein Fremder in Neapel seinen Kutscher zum Herzoge machte. Der Gebrauch ist hierinne stärker, als das königliche Ansehen. Wenn man in Paris wenig bekannt ist, so kann man sich, wie man will, Graf oder Marquis nennen lassen. Ist es aber eine Gerichtsperson oder ein Finanzbedienter, und der König selbst hätte ihm das wirklichste Marquisat gegeben, so wird er doch deswegen nicht Marquis heißen. Der berühmte Samuel Bernard, war weit eher Graf als fünf hundert andere Grafen, die nicht eine Spanne Landes besitzen, weil der König sein Landgut Coubert zur Grafschaft erhoben hatte. Hätte er sich aber bey einem Besuche als der Graf Bernard anmelden lassen, man würde ihn ausgelacht haben.

In England ist es ganz anders. Wenn der König einem Handelsmanne den Titel Graf oder Baron giebt, so empfängt er von der ganzen Nation ohne

Schwie-

Schwierigkeit den Namen, der ihm zugehöret. Leute von der größten Geburt, der König selbst, nennen ihn Mylord, Monseigneur. Eben so ist es in Italien, wo das Protocol der Monsignors ist. Der Pabst selbst giebt ihnen diesen Titel. Sein Medicus heißt Monsignor, und niemand hält sich darüber auf.

In Frankreich ist Monseigneur eine schreckliche Sache. Ein Bischof war vor dem Kardinale von Richelieu nichts als hochwürdigster Vater in Gott; als aber Richelieu Staatssecretär wurde, und noch Bischof von Lusson war, so wurden seine Brüder die Bischöfe, damit er nicht allein den Titel Monseigneur haben möchte, den sich damals die Staatssecretäre anmaßten, einig, sich diesen Titel selbst zu geben. Dieses Unternehmen fand bey dem Publico keinen Widerspruch. Weil es aber ein neuer Titel war, welchen der König den Bischöfen nicht gegeben hatte, so fuhr man in den Edicten, Declarationen, Verordnungen und allem, was vom Hofe kam, fort, sie schlechtweg Sieurs zu nennen, und die Herren des Raths schreiben niemals anders an einen Bischof, als Monsieur.

Die Herzoge und Pairs haben mehr Mühe gehabt, sich in den Besitz des Monseigneurs zu setzen. Der große Adel spricht ihm diesen Vorzug durchaus ab. Die höchste Spitze des menschlichen Hochmuths ist, wenn man Ehrentitel von denjenigen erhält, die unsers gleichen zu seyn glauben; allein es ist sehr schwer, zu dieser Spitze zu gelangen: man findet überall den Hochmuth mit dem Hochmuthe streiten. Wenn die Herzoge verlangen, daß arme Edelleute an sie Monseigneur schreiben sollen, so verlangen die Gerichtspräsidenten von den Advocaten und Procuratoren

ein gleiches. Man hat einen Präsidenten gekannt, welcher sich die Ader nicht wollte öffnen lassen, weil der Wundarzt zu ihm gesagt hatte: Monsieur, an welchem Arme wollen sie lassen? Ein gewisser Rath, in dem Obergerichte war hierinne von weniger Umständen. Ein Kläger sagte zu ihm: Monseigneur, Dero Herr Secretär . . . . . Hier fiel ihm der Rath ins Wort; sie haben in drey Worten drey Ungereimtheiten gesaget. Ich bin nicht Monseigneur, mein Secretär ist nicht Herr, es ist mein Schreiber.

Diesen großen Proceß der Eitelkeit zu beschließen, wird endlich jedermann in der ganzen Welt Monseigneur werden müssen; so wie alles Frauenzimmer, das vor diesem Mademoiselle hieß, itzo Madame heißt. Wenn in Spanien ein Bettler, einem andern begegnet, so fraget er ihn: haben Ew. Gnaden schon Schokelade genossen? Diese höfliche Art, sich auszudrücken erhebt die Seele und befestiget die Würde des Geschlechts.

Cäsar und Pompejus nannten sich im Senate Cäsar und Pompejus. Allein diese Leute wußten nicht zu leben. Sie beschlossen ihre Briefe mit einem Lebe wohl. Wir waren vor sechzig Jahren geneigte Diener; seit dem sind wir demüthigste und gehorsamste Diener geworden, und itzo haben wir die Ehre demüthigste und gehorsamste Diener zu seyn. Ich beklage unsere Nachwelt, sie wird schwerlich etwas zu diesen schönen Formeln hinzu setzen können.

XII.

Ueber die

Widersprüche

in dieser Welt.

Je mehr man die Welt betrachtet, desto mehr Widersprüche findet man darinnen. Mit dem Großsultane anzufangen; er läßt alle Köpfe abschlagen, die ihm misfallen, und kann seinen eigenen selten behalten.

Von dem Großsultane auf den heil. Vater zu kommen: er bestätiget die Wahl der Kaiser, er hat Könige zu Vasallen; und ist nicht einmal so mächtig, als der Herzog von Savoyen. Er fertiget Befehle nach America und Africa aus, und kann der Republik Lucca nicht einmal ein Privilegium nehmen. Der Kaiser ist römischer König, das Recht des römischen Königs aber besteht darinn, daß er ihm den Steigbügel halten, und in der Messe das Becken reichen muß.

Die Engländer bedienen ihren Monarchen auf den Knien; sie setzen ihn aber ab, werfen ihn ins Gefängniß, und lassen ihn auf der Henkerbühne sterben.

Leute, welche das Gelübde der Armuth thun, erhalten, vermöge dieses Gelübdes, bis zweyhundert tausend Thaler jährlicher Einkünfte, und werden, vermöge ihres Gelübdes der Demuth, unumschränkte Herren.

Man

Man verbrennet diejenigen öffentlich, die der Sünde der Nonconformität überzeuget werden, und man erkläret in allen Schulen ganz ernsthaft die zweyte Ecloga des Virgils, worinnen Corydon dem Alexis eine Liebeserklärung thut: Formosum pastor Corydon ardebat Alexin; und man läßt junge Leute noch die Anmerkung machen, daß, obgleich Alexis blond und Amyntas braun sey, Amyntas gleichwol den Vorzug haben könne.

Wenn ein armer Philosoph, der nichts übels denkt, die Erde sich bewegen läßt, oder sich einbildet, das Licht komme von der Sonne, oder voraus setzet, die Materie könne wohl noch andere Eigenschaften haben, als diejenigen, die wir kennen; so schreyt man ihn als einen Ruchlosen, als einen Stöhrer des Friedens aus, und die Tusculane des Cicero und den Lucrez, zwey vollständige Lehrgebäude der Gottlosigkeit, hat man ad usum Delphini übersetzet.

Die Gerichte glauben die Besitzungen nicht mehr, und man lachet über die Hexenmeister; gleichwol werden Gauffredy und Grandier wegen der Wahrsagerey verbrannt, und vor nicht langer Zeit wollte das halbe Parlement einen Geistlichen zum Feuer verdammen, welcher ein Mägdchen durch seinen Athem behext haben sollte.

Der zweifelnde Weltweise, Bayle, wurde sogar in Holland verfolget; La Motte le Vayer, welcher ein größerer Zweifler und ein kleinerer Weltweise war, ist Lehrmeister des Königs Ludewig des XIVten, und des Bruders des Königs gewesen. Gouville war zu gleicher Zeit in Paris im Bildnisse am Galgen, und Minister von Frankreich in Deutschland.

Der berüchtigte Gottesleugner Spinoza lebte und starb ruhig. Vanini, welcher bloß wider den Aristoteles geschrieben hatte, ward als ein Gottesleugner verbrannt. Er hat die Ehre in allen Geschichten der Gelehrten, in allen Wörterbüchern, den Archiven unzähliger Lügen und sehr weniger Wahrheiten, einen Artikel als ein Gottesleugner zu füllen. Oeffnet diese Bücher, ihr werdet darinnen sehen, daß Vanini in seinen Schriften nicht allein die Gottesleugnung öffentlich gelehret, sondern auch zwölf Professores von seiner Secte von Neapel aus in der Welt herum geschickt hat, überall Proselyten zu machen. Oeffnet nunmehr die Bücher des Vanini, und ihr werdet nicht wenig erstaunen, überall Beweise von dem Daseyn Gottes anzutreffen. Folgendes saget er in seinem Amphitheatrum, einem Werke, das eben so unbekannt als verworfen ist.

„Gott ist sein Ursprung und sein Ziel ohne Ende „und ohne Anfang; er brauchet weder das eine noch „das andere; er ist der Vater von allem Anfange „und Ende; er ist beständig aber in keiner Zeit. „Vor ihm flieht das Vergangene nicht; und das Zu„künftige wird nicht kommen. Er regieret überall, „ohne an einem Orte zu seyn; er ist unbeweglich, „ohne sich wo aufzuhalten; schnell ohne Bewegung; „er ist alles und außer allem; er ist in allen, aber „ohne eingeschlossen zu seyn; er ist außer allen, aber „ohne ausgeschlossen von etwas zu seyn; er ist gut, „ohne Eigenschaft; groß ohne Größe; ganz ohne „Theile; unveränderlich indem er die ganze Welt „verändert; sein Wollen ist seine Gewalt. Er ist „einfach; nichts ist in ihm, das nur bloß möglich „wäre,

„wäre, alles ist in ihm wirklich; er ist die erste, die „mittelste und letzte Handlung. Kurz, er ist alles, „über alle Wesen, außer allen, in allen, ewig vor „allen und nach allen.

Nach einem solchen Glaubensbekenntnisse ward Vanini für einen Gottesleugner erkläret. Aus welchem Grunde ward er verdammt? Auf die bloße Aussage eines gewissen Franzosen. Umsonst zeugten seine Bücher für ihn. Ein einziger Feind brachte ihn um das Leben, und in ganz Europa um seinen Namen.

Das kleine Buch, symbolum mundi, welches nichts als eine frostige Nachahmung des Lucians ist, und welches die allergeringste Verwandtschaft mit dem Christenthume hat, ist gleichfalls zum Feuer verdammt worden. Rabelais aber ist mit Privilegiis gedruckt worden, und dem türkischen Spione hat man freyen Lauf gelassen, eben sowol als dem persianischen Briefe, diesem leichten, sinnreichen und verwegenen Buche, worinnen sich ein ganzer Brief für den Selbstmord befindet; ein anderer, worinnen man die eigentlichen Worte findet, wenn man eine Religion voraus setzet; ein anderer, worinnen ausdrücklich gesaget wird, daß die Bischöfe keine andere Verrichtungen hätten, als von der Beobachtung der Gesetze Erlassung zu urtheilen; ein anderer endlich, wo gesaget wird, der Pabst sey ein Magicus, der uns glaubend mache, drey wären nur eins, und das Brodt, welches man ißt, wäre kein Brodt.

Der Abt von St. Pierre, ein Mann, welcher sich oft hat betriegen können, der aber niemals aus einer

andern

andern Absicht geschrieben hat, als das gemeine Beste zu befördern, und dessen Werke der Kardinal du Bois Träume eines redlichen Bürgers nannte; der Abt von St. Pierre, sage ich, ist einmüthig aus der französischen Akademie ausgeschlossen worden, weil er in einem politischen Werke die Stiftung der Rathsversammlungen der Stiftung der Staatssecretariate vorgezogen, und gesaget hat, die Finanzen wären zu Ende dieser glorreichen Regierung übel verwaltet worden. Der Verfasser der persianischen Briefe, hatte in seinem Buche von Ludewig dem XIVten nichts weiter gesaget, als, daß er ein Hexenmeister wäre, welcher machte, daß seine Unterthanen glauben müßten, Papier wäre Geld; daß er bloß die türkische Regierungsart liebte; daß er einen Mann, der ihm die Serviette reichte, einem Manne vorzöge, der ihm Schlachten gewonnen hätte; daß er einem Manne eine Pension gegeben habe, der zwey Meilen geflohen wäre, und einem andern ein Gouvernement, welcher vier Meilen geflohen wäre; daß er endlich in Armuth versunken sey; obgleich in eben dem Briefe gesaget wird, daß seine Finanzen unerschöpflich wären. Dieses ist es alles, daß ich es noch einmal wiederhole, was dieser Verfasser, in dem einzigen Buche, das von ihm bekannt ist, von dem XIVten Ludewig, dem Beschützer der französischen Akademie, gesaget hat; und gleichwol ist dieses Buch der einzige Grund, aus welchem man ihn in die französische Akademie aufgenommen hat.

Diesen Widerspruch auf das höchste zu treiben, darf man nur hinzufügen, daß ihn diese Gesellschaft

aufgenommen, weil sie von ihm lächerlich gemacht worden. Denn unter allen Büchern, worinnen man sich auf Unkosten dieser Akademie lustig gemacht hat, ist kein einziges, worinnen sie mehr gemishandelt worden ist, als in den persianischen Briefen. Man darf nur den Brief nachsehen, worinnen gesaget wird: **diejenigen, welche diese Gesellschaft ausmachen, haben keine andere Verrichtung, als ohne Unterlaß zu plaudern. Die Lobeserhebungen mischen sich wie von selbst in ihr ewiges Geschwätze ein** ꝛc. Nachdem er der Gesellschaft auf diese Art mitgefahren war, war er bey seiner Aufnahme von ihr gelobet, daß er die Gabe habe, in seinen Schildereyen ungemein zu treffen.

Wenn ich diese Untersuchung der Widersprüche fortsetzen wollte, die man in dem Reiche der Gelehrsamkeit findet, so müßte ich die Geschichte aller Gelehrten und aller witzigen Köpfe beschreiben; so wie ich, wenn ich die Widersprüche in der Gesellschaft alle durchgehen wollte, die Geschichte des menschlichen Geschlechts schreiben müßte. Einer aus Asia, welcher in Europa reiste, könnte uns gar leicht für Heiden ansehen. Unsere Tage in der Woche werden nach dem Mars, dem Mercurius, dem Jupiter, und der Venus genannt. Die Hochzeit des Cupido und der Psyche ist in dem Pallaste der Päbste abgemalet. Wenn dieser Reisende aus Asien vollends unsere Opern sehen sollte, so würde er ganz gewiß glauben, es wäre ein Fest zu Ehren der heidnischen Götter.

Wenn er sich ein wenig genauer nach unsern Sitten erkundigte, so würde er noch mehr erstaunen. In Spanien würde er sehen, daß ein strenges Gesetz verbiethet,

biethet, daß ein Ausländer unmittelbarer Weise den geringsten Antheil an dem Handel nach America habe, und daß gleichwol die Ausländer daselbst, durch die spanischen Factors jährlich einen Handel von 50 Millionen dahin unterhalten; so daß Spanien nicht reich werden kann, als durch die Uebertretung des Gesetzes, welches beständig bleibt, und beständig verachtet wird.

Er würde sehen, daß in einem andern Lande die Regierung eine indische Gesellschaft in der Blüte erhält, obschon die Theologen den Dividenden der Actien für strafbar vor Gott erkläret haben. Er würde sehen, daß man das Recht die Menschen zu richten, das Recht im Kriege zu commandiren, das Recht in einem Rathe zu sitzen, kaufen könne. Er würde nicht begreifen können, warum in den Patenten gesaget würde, diese Stellen wären umsonst und ohne Anhalten ertheilet worden, da doch die Quittung der Finanzkammer gleich dem Patente beygefüget sey.

Sollte unser asiatischer Reisender nicht erstaunen, wenn er sehen müßte, daß die Schauspiele von Monarchen unterhalten und von den Geistlichen in Bann gethan würden? Er würde fragen, warum ein Lieutenantgeneral von bürgerlichem Herkommen, wenn er auch Schlachten gewonnen hätte, wie ein Bauer zum Kopfgelde geschätzet würde, ein Scabinus aber so adelich wäre, als die Montmorencis? Er würde fragen, warum die regelmäßigen Schauspiele in einer der Andacht geheiligten Woche verbothen wären, und doch Possenspielern Erlaubniß gäbe, welche doch Ohren, die nichts weniger als zärtlich wären, beleidigten. Er würde sehen, daß fast beständig unsere Gebräuche mit unsern Sitten im Widerspruche stehen, und wenn wir

nach Asien reiseten, so würden wir beynahe eben solche Widersprüche daselbst entdecken.

Die Menschen sind überall gleich närrisch. Sie haben die Gesetze gemacht, so wie man die Einstürzungen der Mauren wieder zubauet. Hier haben die ältesten Söhne den jüngsten alles weggenommen, was sie gekonnt haben; dort gehen beyde in gleiche Theile. Bald hat die Kirche den Zweykampf befohlen, bald hat sie den Fluch darauf geleget. Man hat, nach der Reihe, bald die Feinde und bald die Freunde des Aristoteles, bald diejenigen, welche lange Haare tragen, und bald die, welche kurze tragen, in Bann gethan.

Wir haben in der Welt kein vollkommenes Gesetz, als eines für eine gewisse Art der Narrheit, für das Spiel. Die Regeln des Spiels sind die einzigen, welche keine Ausnahme, keine Nachsicht, keine Veränderung, keine Tyranney leiden. Wenn auch ein Mensch Bedienter gewesen wäre, und er spielte mit Königen Lansquenet, so wird er ohne Schwierigkeit bezahlet, wenn er gewonnen hat. Sonst ist das Gesetz überall ein Schwerdt, womit der Stärkste den Schwächsten in Stücken hauet.

Gleichwol besteht diese Welt, als wenn alles wohl darinnen geordnet wäre. Das Unregelmäßige ist uns natürlich; unsere politische Welt ist wie unsere Erdkugel, etwas Ungestaltetes, welches beständig so bleibt. Es wäre thöricht, wenn man wollte, daß die Berge, die Meere, die Flüsse, alle nach regelmäßigen Figuren abgeordnet wären; noch thörichter wäre es, von allen Menschen eine vollkommene Weisheit zu verlangen; das wäre, den Hunden Flügel, und den Adlern Hörner geben wollen.

XIII.

Gedruckte Lügen.

Man kann itzo die Einwohner von Europa in Leser und Schriftsteller eintheilen, so wie man sie ganzer sieben bis acht Jahrhunderte in kleine barbarische Tyrannen, welche einen Vogel auf der Faust trugen, und in Sclaven eintheilte, welchen alles gebrach.

Es sind ungefähr zwey hundert und funfzig Jahre, daß sich die Menschen nach und nach wieder besonnen haben, daß sie eine Seele hätten. Jeder will lesen, entweder diese Seele zu stärken, oder sie zu zieren, oder sich rühmen zu können gelesen zu haben. Als die Holländer diese neue Bedürfniß des menschlichen Geschlechts sahen, so wurden sie die Factors unserer Gedanken, so wie sie es von unsern Weinen und Salzen gewesen waren. Mancher Buchhändler in Amsterdam, welcher nicht einmal lesen konnte, gewann eine Million, weil er einige Franzosen bey der Hand hatte, die sich mit dem schreiben abgaben. Diese Kaufleute erkundigten sich durch ihre Correspondenten,

welche Lebensmittel am meisten im Gange wären, und nach den verschiedenen Bedürfnissen befohlen sie ihren Werkmeistern, entweder eine Historie oder einen Roman; vornehmlich aber Historien, weil man doch am Ende etwas mehr Wahrheit in demjenigen zu finden glaubet, was neue Geschichte, historische Denkwürdigkeiten, geheime Nachrichten heißt, als was ein Roman überschrieben ist. Auf solche Befehle der Papier- und Dintenhändler also haben ihre Arbeitsleute die Denkwürdigkeiten des von Artagnan, des von Pointes, von Bordoc, von Rochefort und so vieler anderer zusammen geschrieben, worinne man alles nach der Länge beschrieben findet, was die Könige oder die Ministers, wenn sie allein waren, gedacht haben, und tausend andere öffentliche Handlungen, von welchen man niemals ein Wort gehöret hatte. Die jungen deutschen Barons, die pohlnischen Woywoden, die Damen in Stockholm und Copenhagen lesen diese Bücher, und glauben, die allergeheimsten Nachrichten von dem französischen Hofe darinne zu finden.

Varillas war weit über diese edeln Schriftsteller, von welchen ich rede, gleichwol nahm er sich sehr große Freyheiten. Er sagte einmal zu einem Freunde, welcher ihn ein wenig in Verwirrung antraf: ich muß drey Könige mit einander reden lassen; sie haben sich niemals gesehen, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Wie? sagte der andere, machen sie denn eine Tragödie?

Nicht jedermann hat die Gabe zu erfinden. Man läßt die Fabeln der alten Geschichte in 12. drucken, die man vor diesem in Folio hatte. Ich glaube, daß man

man in mehr als zwey hundert Schriftstellern alle die Wunder und Vorherverkündigungen wieder finden kann, welche zu der Zeit sollen geschehen seyn, da die Astrologie eine Wissenschaft war. Man wird es uns vielleicht noch mehr als einmal sagen, daß zwey Juden, welche ohne Zweifel nichts als alte Kleider zu verkaufen und das Geld zu beschneiden wußten, dem Leo Isauriensis das Kaiserthum versprochen, und sich von ihm bedungen, daß er die Bilder der Christen sollte niederreißen lassen, wenn er zur Regierung käme. Als wenn sich ein Jude darum bekümmerte, ob wir Bilder haben oder nicht. Eben so wenig zweifle ich, daß man es nicht noch einmal drucken sollte, Mahomet der IIte, mit dem Zunamen der Große, der erlauchteste Prinz seiner Zeit, und der freygebigste Belohner der Künste, habe alles in Constantinopel verbrannt und ermordet, (da er doch die Stadt von der Plünderung befreyete) daß er alle Kirchen niederreißen lassen, (da er doch mehr als die Hälfte davon erhalten) daß er den Patriarchen spießen lassen, (da er doch diesem Patriarchen mehr Ehre erzeigte, als ihm von allen griechischen Kaisern war erzeiget worden) daß er vierzig Pagen den Leib aufschneiden lassen, zu wissen, welcher von ihnen eine Melone gegessen habe, und daß er seiner Geliebten den Kopf abgeschlagen, seinen Janitscharen eine Lust zu machen. Alle diese Historien, welche vortrefflich zu den Mährchen von Roberten dem Teufel und vom blauen Barte passen, werden alle Tage mit Billigung und Freyheiten verkauft.

Tiefsinnigere Geister haben eine andere Art zu lügen erfunden. Sie haben sich zu Erben aller großen

Ministers gemacht, und sich aller ihrer Testamente bemächtiget. Wir haben Testamente vom Colbert und vom Louvois gesehen, welche für authentische Schriften von verschlagenen Staatskundigen sind ausgegeben worden, die in ihrem Leben kaum in das Vorgemach eines Kriegsraths oder einer Finanzkammer gekommen sind. Das Testament des Kardinals von Richelieu, weil es von einer weniger ungeschickten Hand gemacht worden, hat das meiste Glück gehabt, und der Betrug hat sehr lange gedauert. Es ist ein Vergnügen, besonders in den Sammlungen von Reden zu sehen, wie verschwenderisch man mit den Lobsprüchen dieses **vortrefflichen** Testaments des unvergleichlichen Kardinals gewesen ist: man fand darinne die ganze Tiefe seines Geistes; und der schwächste Verstand, welcher es gelesen, oder gar einen Auszug davon gemacht hatte, hielt sich für fähig, die ganze Welt zu regieren.

Ich habe von meiner Jugend an geargwohnt, daß das Werk von einem Betrüger sey, welcher den Namen des Kardinals angenommen, seine Grillen auszukramen. Ich habe mich bey allen Erben dieses Ministers erkundigen lassen, ob sie wüßten, daß das Manuscript davon jemals in ihrem Hause gewesen wäre. Man hat mir einmüthig geantwortet, daß niemand etwas davon gewußt hätte, ehe es im Drucke erschienen wäre. Ich habe seit dem diese Untersuchungen von neuem angestellet, nirgends aber die geringste Spur der Handschrift entdecken können. Ich habe mich auf der königlichen Bibliothek erkundiget, ich habe die Archive der Ministers um Rath gefraget, niemals habe ich nur

jemand

jemand sagen hören, daß er eine Zeile von der Handschrift des Kardinals gesehen habe. Alles dieses bestärkte meinen Argwohn, und hier sind die Gründe, die mich vollends überredet haben, daß der Kardinal nicht den geringsten Antheil an diesem Werke habe.

1. Das Testament ist erst 38 Jahre nach dem Tode seines vorgegebenen Verfassers erschienen. Der Herausgeber saget in der Vorrede nicht, auf was für Art ihm das Manuscript in die Hände gefallen sey. Wäre das Manuscript authentisch gewesen, so würde seine Schuldigkeit und sein Nutzen erfodert haben, es zu beweisen, es in eine öffentliche Bibliothek nieder zu legen, und jedem Manne von Bedienung es zu zeigen. Er nimmt keine von diesen Maßregeln; (die er ohne Zweifel nicht nehmen konnte) und dieses allein kann ihm seine ganze Glaubwürdigkeit nehmen.

2. Die Schreibart ist gänzlich von der Schreibart des Kardinals unterschieden. Man hat die Hand des Abts von Bourzeis darinne zu erkennen geglaubt; es ist aber leichter zu sagen, von wem dieses Buch nicht ist, als von wem es ist.

3. Man hat nicht allein die Schreibart des Kardinals von Richelieu nicht nachahmen können, sondern man hat sogar die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn **Armand Duplessis** unterzeichnen zu lassen, da er sich doch Zeit seines Lebens auf diese Art nicht unterschrieben hat.

4. Gleich in dem ersten Hauptstücke sieht man eine offenbare Falschheit. Man setzet den Frieden als geschlossen voraus, und gleichwol hatte man damals nicht nur noch Krieg, sondern der Kardinal von

Richelieu

Richelieu hatte noch gar keine Lust Friede zu machen. Eine solche Ungereimtheit ist eine offenbare Ueberführung der Falschheit.

5. Zu dem lächerlichen Lobe, welches sich der Kardinal in diesem ersten Hauptstücke selbst giebt, und dergleichen sich ein Mensch von Verstande niemals zu geben pfleget, füget man eine noch weit unanständigere Verdammung derjenigen, welche in dem Rathe saßen, als der Kardinal in denselben trat. Man nennet daselbst den Herzog von Mantua, diesen armen Prinz. Wenn man der heimlichen Händel gedenkt, welche die Königinn Mutter unternahm, den Kardinal zu stürzen, so saget man ganz kurz die Königinn, als wenn die Rede von der Königinn, der Gemahlinn des Königs, wäre. Man nennet darinne die Marquisinn von Fargis, die Gemahlinn des Abgesandten in Spanien, und die Lieblinginn der Königinn Mutter, la Fargis, als ob der Kardinal von Marion von Lorme geredet hätte. Nur groben Pedanten, welche die Geschichte Ludewigs des XIVten geschrieben haben, kömmt es zu, zu sagen, die Montespan, die Maintenon, die Fontange, die Portsmuth. Ein Mensch von Stande, der die Artigkeit besessen, welche der Kardinal besaß, wäre nimmermehr in eine solche Unanständigkeit verfallen. Ich verlange dieser Wahrscheinlichkeit nicht mehr Gewichte zu geben, als sie hat; ich betrachte sie auch nicht als einen entscheidenden Grund, sondern bloß als eine ziemlich starke Muthmaßung.

6. Hier ist ein Grund, welcher mir durchaus überzeugend scheint. Das Testament saget in dem ersten Hauptstücke, daß die fünf letzten Jahre des

Krieges,

Krieges, jedes sechzig Millionen Livres damaliger Zeit, ohne außerordentliche Mittel anzuwenden, gekostet habe, und in dem neunten Hauptstücke heißt es, daß jährlich fünf und dreyßig Millionen ersparet würden. Was kann man einem so offenbaren Widerspruche entgegen setzen? Entdecket man nicht offenbar einen Verfälscher, welcher in Eil schreibt, und im neunten Hauptstücke vergißt, was er im ersten gesaget hat.

7. Welcher vernünftige Mensch kann sich einbilden, daß ein Minister dem Könige vorschlagen sollte, die heimlichen Ausgaben von dem, was man baar (comptant) nennet, auf eine Million Goldes einzuschränken. Was soll dieses schweifende Wort, eine Million Goldes, sagen? Diese Ausdrücke sind für einen Mann gut, welcher die alte Historie zusammen schreibt, ohne zu wissen, was die Münzen gelten. Soll es eine Million Livres Goldes, Mark Goldes, oder eine Million Louisdor heißen. In dem letzten Falle, welches der vortheilhafteste ist, würde sich die Million Goldes auf zwey und zwanzig Millionen Livres nach itzigem Gelde belaufen haben; und das wäre eine wunderliche Einschränkung einer Ausgabe gewesen, die beynahe das dritte Theil der Einkünfte des Staats betragen hätte.

Uebrigens ist es wol zu glauben, daß ein Minister auf die Abschaffung dieses **Baaren** dringen sollte? Es war eine heimliche Ausgabe, über welche der Minister nach seinem Gefallen schalten und walten konnte. Es war das kostbarste Privilegium seiner Bedienung.

Die

Die Untersuchung dieses **Baaren** machte eher kein Aufsehen, als zur Zeit der Ungenade des berühmten Fouquet, welcher dieses Vorrecht des Ministers gemisbrauchet hatte. Wer sieht also nicht, daß das vorgegebene Testament des Kardinals von Richelieu erst nach der Begebenheit mit dem Herrn von Fouquet muß seyn geschmiedet worden.

8. Wird wol ein Minister die Einkünfte des zwanzigsten Pfennigs, die **Einkünfte des fünften Pfennigs** nennen? Kaum ein Schreiber eines Notarius wird in diesen abgeschmackten Irrthum fallen. Die Einkünfte des fünften Pfennigs würden den fünften Theil des Capitals ausmachen. Ein Capital also von hundert tausend Franken, würde fünf und zwanzig tausend Franken Interessen tragen. Solche Einkünfte sind niemals gewesen. Die Einkünfte des zwanzigsten Pfennigs bringen Cent pro Cent, das thun aber nicht die Einkünfte des fünften Pfennigs. Das Testament muß also offenbar die Arbeit eines Menschen seyn, welcher keine auf die Stadt gelegte Einkünfte hatte.

9. Es erhellet offenbar, daß das ganze neunte Capitel, wo die Rede von Finanzen ist, von einem Projectmacher seyn muß, welcher in der Einsamkeit seines Kabinets, das ganze Regierungsgebäude in aller Stille über den Haufen wirft, den Salzzoll aufhebt, die Steuer dem Parlemente bezahlen läßt, die Bedienungen vergütet, ohne zu wissen, womit er sie vergüten soll. Es ist in der That besonders, daß man diese Grillen unter dem Namen eines grossen Ministers auszukramen sich unterstanden hat, und daß das Publicum sich dabey hat betriegen lassen.

sen. Allein, wo sind die Leute, welche mit Aufmerksamkeit lesen? Ich habe wenig Personen etwas anders mit tiefer Untersuchung lesen sehen, als Sachen, die ihre eigenen Angelegenheiten betreffen. Daher kömmt es, daß der Irrthum in der ganzen Welt herrschet. Wenn man die Lesung der Bücher mit eben so viel Aufmerksamkeit verrichtete, als ein guter Hauswirth die Rechnungen seines Haushofmeisters durchsieht, wie vieler Ungereimtheiten würden wir uns nicht entschlagen lernen?

10. Ist es wohl wahrscheinlich, daß ein Staatsmann, welcher sich ein so gründliches Werk vorgesetzet, sagen sollte: Der König von Spanien habe dadurch, daß er den Hugenotten beygestanden, Indien der Hölle zinsbar gemacht; die Glieder der königlichen Collegien schätzten die Krone des Königes nach ihrer Form, welche rund sey, und also kein Ende habe; die Elemente hätten keine Schwere, als wenn sie in ihrer Stelle wären; das Feuer, die Luft, das Wasser, könnten keinen irdischen Körper halten, weil dieser auch außer seiner Stelle schwer wäre; und hundert andere Ungereimtheiten, die sich kaum für einen Professor der Rhetorik aus dem sechzehnten Jahrhunderte schicken.

11. Kann man sich wohl überreden, daß der erste Minister eines Königes von Frankreich ein ganzes Capitel gemacht habe, seinen Herrn zu überreden, sich das Recht der Verwesung auf die Hälfte der Bisthümer seines Reichs zu entsagen; eines Rechts, worauf die Könige allezeit so eifersüchtig gewesen sind.

12. Ist es möglich, daß in einem politischen Testamente, welches an einen Prinzen gerichtet, welcher schon das vierzigste Jahr zurück geleget, ein Minister, wie der Kardinal von Richelieu, so viel Ungereimtheiten gesaget, und nichts als die allergemeinsten Wahrheiten vorgebracht haben solle, die sich für ein klein Kind, das man erzieht, und nicht für einen König, welcher seit dreyßig Jahren regierte, schicken. Er versichert, daß die **Könige guten Rath brauchten; daß ein Rathgeber des Königs ein geschickter und redlicher Mann seyn müsse; daß man der Vernunft folgen, und das Reich Gottes bauen solle; daß das allgemeine Wohl den besondern Vortheilen vorzuziehen sey; daß die Schmeichler gefährlich sind; daß Gold und Silber nöthig sind.** Große Staatslehren für einen König von vierzig Jahren! Wahrheiten, die von einer Feinheit und von einer Tiefe des Geistes zeigen, die des Kardinals von Richelieu würdig ist.

13. Wer wird endlich glauben, daß der Kardinal von Richelieu dem vierzehenten Ludwig die Reinigkeit und Keuschheit in seinem politischen Testamente anbefohlen habe? Er, welcher ganz öffentlich so viel Maitressen hatte, und welcher, wenn man den Denkwürdigkeiten des Kardinals von Rets glauben darf, seine Verwegenheit und seine Begierden bis auf Gegenstände getrieben hatte, die ihm Schauer verursachen und sein Unglück hätten machen können.

Man schätze diese Gründe und schreibe alsdenn, wenn man es wagt, dem Kardinale von Richelieu dieses Buch zu.

Nicht

Nicht weniger ist man mit dem Testamente Carls des IV, Herzogs von Lothringen, betrogen worden, worinne man den Geist dieses Prinzen zu finden geglaubt hat; Leute aber, welche sich besser darauf verstanden, erkannten den Geist des Herrn von Chevremont darinne, welcher auch wirklich der Verfasser davon war.

Nach diesen Testamentmachern kommen die Sammler geheimer Nachrichten. Wir haben eine kleine Historie, die 1700. gedruckt ist, und eine Jungfer Durand, eine Person, die sehr wohl unterrichtet war, zur Verfasserinn hat. Der Titel heißt: Liebesgeschichte des 7ten Gregorius, des Kardinals von Richelieu, der Prinzeßinn von Conde, und der Marquise Durse. Vor einigen Jahren habe ich die Liebsgeschichte des ehrwürdigen Vaters de la Chaise, des Beichtvaters Ludewigs des XIVten gelesen.

Eine sehr ehrwürdige nach Haag geflüchtete Dame schrieb zu Anfange dieses Jahrhunderts sechs starke Bände, Schreiben eines Frauenzimmers von Stande in der Provinz, und eines Frauenzimmers von Stande in Paris, die sich im Vertrauen die Neuigkeiten der Zeit mittheilen. In diesen Neuigkeiten der Zeit nun ist, wie ich gewiß versichern kann, nicht eine einzige wahrhafte. Alle vorgegebne Abendtheuer des Ritters von Bouillon, welcher seit der Zeit unter dem Namen des Prinzen von Auvergne bekannt geworden, sind darinne mit allen Umständen erzählet. Ich hatte einmal die Neugierde, den Ritter von Bouillon zu fragen, ob dasjenige was die Frau Duniger auf seine Rechnung geschrieben, einigen Grund habe; und er schwor mir es zu, daß es nichts als ein Gewebe von Lügen wäre. Diese Dame hatte die Thorheiten des

Pöbels zusammengerafft und in auswärtigen Ländern hielt man sie für die Geschichte des Hofes.

Manchmal thun dergleichen Schriftsteller mehr Schaden, als sie meynen. Vor einigen Jahren wußte ein Bekannter von mir nicht, was er machen sollte, er ließ also ein klein Buch drucken, worinne er vorgab, daß eine gewisse berühmte Person auf die erschrecklichste Weise wäre ermordet worden. Ich war ein Augenzeuge von dem Gegentheile gewesen; ich stellete dem Verfasser also vor, daß göttliche und menschliche Gesetze ihn verbänden, zu wiederrufen. Er versprach mir es auch; allein die Wirkung seines Buchs dauert noch, und ich habe diese Verleumdung hernach in mehr als einer vorgegebnen Historie der Zeit wiederhohlt gefunden.

Es ist vor kurzem ein politisches Werk in London erschienen, dem Orte in der Welt, wo man die meisten übeln Neuigkeiten ausstreuet, und die übelsten Betrachtungen über die falschesten Neuigkeiten anstellt. Die ganze Welt weiß, sagt der Verfasser auf der 17ten Seite, daß der Kaiser Carl der VIte mit Aqua tuffana ist vergeben worden; man weiß, daß es ein Spanier, sein Liebling unter den Pagen, dem er in seinem Testamente was ansehnliches vermacht hatte, war, welcher ihm das Gift beybrachte. Der Magistrat in Meyland, bey dem dieser Page, kurz vor seinem Tode sein Geständniß niedergelegt, und welcher es nach Wien geschickt hat, kann uns nähere Nachricht geben, wer seine Anstifter und seine Mitschuldige gewesen sind. Ich wünsche, daß uns

der

der Wiener Hof bald die Umstände dieser entsezlichen Schandthat mittheilen möge.

Ich glaube der Wiener Hof wird die Welt lange auf die Mittheilung der Umstände dieser abgeschmackten Grille warten lassen. Diese stets erneuerten Verleumdungen erinnern mich an folgende Verse:

Les oisifs courtisans que leurs chagrins dévorent,
S'efforcent d' obscurcir les astres qu'ils adorent;
Si l'on croit de leurs yeux la regard penetrant,
Tout Ministre est un traitre et tout Prince un Tiran;
L'hymen n'est entouré que de feux adulteres;
Le frere à ses rivaux est vendu par ses freres;
Et sitot qu' un grand Roi penche vers son declin
Ou son fils ou sa femme aut haté son destin - - -
Qui croit toujours le crime en paroit trop capable.

„das ist die müßigen Höflinge, die ihr Verdruß verzehret, „bemühen sich aus allen Kräften, die Sonnen, welche „sie anbethen zu verdunkeln. Wenn man denen durch„dringenden Blicken ihrer Augen trauet, so ist jeder Mi„nister ein Verräther, und jeder Fürst ein Tyrann; Hy„men ist mit nichts als mit ehebrecherischen Flammen „umgeben, und der Bruder wird an seine Mitbuhler „von seinen Brüdern verkauft; und sobald ein großer „König sich seinem Ende nahet, so muß entweder sein „Sohn, oder seine Gemahlinn, seinen Tod beschleunigt „haben. = = Wer das Laster allezeit glaubt, der scheint „nur allzufähig dazu zu seyn.

Und auf eben die Art sind die meisten vorgegebnen Geschichte der Zeit abgefasset.

Die Kriege von 1702 und von 1741 haben in den Büchern eben so viel Lügen hervorgebracht; als Soldaten in den Feldzügen derselben umgekommen sind. Man hat es hundertmal wiederholt und wiederholt es noch hundertmal, daß das Ministerium von Versailles das Testament Carls des IIten, Königs von Spanien, geschmiedet hätte. Geheime Nachrichten lehren uns, daß der letzte Marechal de la Feuillade ausdrücklich Turin verfehlte, und seine Ehre, sein Glück und seine Armee verlor durch eine große Hoflist; andre berichten uns, daß ein Minister aus Staatsklugheit eine Schlacht habe verlieren lassen. Man hat es in den Unterhandlungen von Europa auf das neue gedruckt, daß wir in der Schlacht bey Fontenai unsre Kanonen mit großen Stücken Glas und mit vergifteten Metallen hätten geladen gehabt: daß der General Cambel von einer dieser vergifteten Ladungen wäre getödtet worden, und daß der Herzog von Cumberland dem Könige von Frankreich in einem Kuffer das Glas und die Metalle zugeschickt habe, die man in seiner Wunde gefunden; daß er einen Brief beygelegt, worinne er dem Könige gesagt: **Auch die allerbarbarischsten Völker hätten sich niemals solcher Waffen bedient;** und daß sich der König bey Lesung dieses Briefes entsetzet habe. Alles dieses hat nicht den geringsten Schatten der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit. Man fügt zu diesen ungereimten Lügen noch hinzu, daß wir mit kaltem Blute die verwundeten Engländer, welche auf dem Schlachtfelde gelegen, umgebracht, da man doch aus den Registern der Hospitäler beweisen kann, daß wir uns ihrer so wohl, als unsrer eignen Soldaten, angenommen haben. Diese häßlichen Lügen finden in

verschiednen Ländern Europens Glauben, und dienen zur Unterhaltung des Hasses zwischen ganzen Völkern.

Wie viel giebt es nicht geheime Denkwürdigkeiten, Historien von Feldzügen, Tagebücher von allerley Art, deren Vorreden die billigste Unpartheylichkeit, und die vollständigsten Nachrichten versprechen? Man sollte meynen, diese Werke wären von Gevollmächtigten verfertiget, welchen alle Minister von allen Staaten, und alle Generale von allen Armeen, ihre aufgesetzten Nachrichten eingehändiget hätten. Man gehe einmal zu einem von diesen Gevollmächtigten, so wird man einen armen Schreiber in einem Schlafrocke und in einer Nachtmütze finden, ohne Hausrath und ohne Feuer, welcher die Zeitungen zusammen schreibt und verfälscht.

Manchmal nehmen diese Herren eine gewisse Macht unter ihren Schutz. Das Mährchen, das man von einem solchen Schriftsteller erzählt, ist bekannt, welcher nach geendigtem Kriege von dem Kaiser Leopold eine Belohnung verlangte, daß er ihm an dem Rheine eine vollständige Armee von funfzigtausend Mann ganzer fünf Jahre lang unterhalten habe. Sie kündigen auch Krieg an, und lassen Feindseligkeiten begehen, und laufen Gefahr, selbst als Feinde tractirt zu werden. Einer von ihnen mit Namen Dubourg, welcher seine Zeitungsniederlage in Frankfurt hatte, ward daselbst unglücklicher Weise von einem unsrer Officirer im Jahr 1748 in Verhaft genommen, und auf den St. Michaelsberg gebracht, wo er in einem Kefige gestorben ist. Gleichwohl hat dieses Beyspiel den großen Muth seiner Brüder nicht niedergeschlagen.

Eine von den edelsten und von den gemeinsten Betrügereyen ist diese, wenn sich Schriftsteller in Staats-

minister oder Hofleute desjenigen Hofes oder Landes, von welchem sie reden, verwandeln. Man hat uns eine dicke Geschichte von Ludewig dem XIVten geliefert, die nach den geschriebnen Aufsätzen eines Staatsministers abgefasset seyn soll. Dieser Staatsminister war ein aus seinem Orden verstoßener Jesuite, welcher nach Holland unter dem Namen de la Hode geflüchtet war, und sich endlich in Holland zum Staatssecretär von Frankreich machte, damit er Brodt haben möchte.

Weil man allezeit gute Muster nachahmen muß, und weil der Kanzler Clarendon und der Kardinal von Rets Abschilderungen der vornehmsten Personen gemacht haben, mit welchen sie Unterhandlung gepflogen, so darf man sich gar nicht verwundern, daß die heutigen Schriftsteller, wenn sie sich zu einem Buchführer in Sold begeben, damit anfangen, daß sie von allen Regenten in Europa, von ihren Ministern, und von ihren Generalen, deren Liverey sie nicht einmal kennen, getreue Abschilderungen geben. Ein englischer Schriftsteller, dessen Annales von Europa gedruckt und wieder gedruckt worden sind, versichert uns, daß Ludewig der XVte **nicht das große Ansehen habe, welches einen König ankündiget.** Wahrhaftig dieser Mensch muß mit den Gesichtsbildungen sehr scharf verfahren. Dagegen aber sagt er, der Kardinal von Fleury habe das Ansehen eines edeln Zutrauens. So gegenau er bey den Gestalten ist, so genau ist er auch bey den Gemüthsschilderungen und bey der Erzählung der Begebenheiten: er berichtet der Welt, daß der Kardinal von Fleury den Titel des erstern Ministers (welchen er niemals gehabt hat) dem Grafen von Toulose abgetreten habe; Er lehret uns, daß man die Armee

des

des Marschalls Maillebois bloß nach Böhmen geschickt habe, weil eine Hofjungfer einen Brief auf dem Tische liegen lassen, und weil dieser Brief den Zustand der damaligen Angelegenheiten habe zu erkennen gegeben; er sagt, der Graf von Argenson wäre in dem Kriegsrathe dem Herrn Amelot gefolget. Ich glaube wenn man alle Bücher in diesem Geschmacke zusammen suchen wollte, um sich die geheimen Nachrichten von Europa ein wenig bekannt zu machen, man würde eine unzählbare Bibliothek zusammen bringen, wovon kaum zehn Seiten Wahrheit wären.

Ein andrer beträchtlicher Theil des Handels mit gedruckten Papieren, ist derjenige, welcher mit den polemischen Schriften, und zwar mit den eigentlichen polemischen Büchern, zu thun hat, worinnen man seinen Nächsten verlästert, um Geld zu gewinnen. Ich will gar nicht von den Factums der Advocaten reden, welche das edle Recht haben, ihre Gegenpartey, so sehr als sie können, herunter zu machen, und ganze Familien rechtmäßig zu beschimpfen: ich rede nur von denjenigen, die in England wider das Ministerium demosthenische Philippica, aus lauter Liebe für das Vaterland, auf ihren Böden schreiben. Diese Stücke werden das Blatt für zwey Schillinge verkauft; man zieht manchmal vier bis fünf tausend Stücke davon ab, und dadurch bekömmt ein beredter Bürger wenigstens auf zwey bis drey Monate Lebensunterhalt. Ich habe den Ritter Walpole erzählen hören, daß einmal ein solcher Demosthenes für zwey Schillinge, der sich noch für keinen Theil des uneinigen Parlaments erkläret hatte, zu ihm gekommen sey, und ihm seine Feder zu Vertilgung aller seiner Feinde angeboten habe.

habe. Der Minister dankte ihm ganz höflich für seinen Eifer, und nahm seine Dienste nicht an. Sie werden es also nicht übel nehmen, sagte der Schriftsteller, daß ich ihrem Gegner, dem Herrn Pultney, meine Dienste antrage. Er ging sogleich zu ihm, und ward ebenfalls abgewiesen. Nunmehr erklärte er sich so wohl wider den einen, als wider den andern; des Montags schrieb er wider den Herrn Walpole, und des Mittewochs wider den Herrn Pultney. Nachdem er die ersten Wochen so ziemlich ehrlich davon gelebet hatte, so kam er endlich vor beyder Thüren betteln.

Mit dem berühmten Pope verfuhr man zu seiner Zeit wie mit einem Minister. Aus seinem Ruhme schlossen verschiedne studirte Leute, daß mit ihm was zu gewinnen sey. Man druckte seinetwegen, zur Ehre der Gelehrsamkeit, und zur Aufnahme des menschlichen Geistes, mehr als hundert Schmähschriften, worinne man ihm bewies, daß er ein Gottesleugner sey, und was noch ärger ist, in England warf man ihm so gar vor, daß er katholisch sey. Man versicherte, als er seine Uebersetzung des Homers herausgab, daß er kein Griechisch verstehe, weil er bucklicht sey, und nicht den besten Geruch habe. Es ist wahr, er war bucklicht; gleichwohl verstand er das Griechische sehr gut, und seine Uebersetzung des Homers war sehr wohl gerathen. Man verlästerte seine Sitten, seine Auferziehung, seine Geburt; man fiel seinen Vater und seine Mutter an. Diese Schmähschriften hatten kein Ende. Pope hatte manchmal die Schwachheit, darauf zu antworten, und dieses vermehrte ihre Anzahl. Endlich entschloß er sich, selbst einen kleinen Auszug

aus

aus allen diesen schönen Stücken zu machen, und ihn drucken zu lassen. Dieses war der tödtlichste Streich für die Schriftsteller, die bisher ziemlich ehrlich von den Lästerungen, die sie wider ihn ausspien, gelebt hatten. Man hörte auf sie zu lesen, man begnügte sich mit dem Auszuge, und sie kamen nicht wieder auf.

Ich bin der Gefahr ekel zu werden, sehr nahe gewesen, wenn ich gesehen habe, daß große Schriftsteller, mit mir eben so umgegangen sind, als mit Popen. Ich kann sagen, daß ich mehr als einem Schriftsteller ganz ansehnliche Honoraria verschaffet habe. Ich hatte, ich weiß nicht wie, dem berühmten Abte des Fontaines eine kleine Gefälligkeit erwiesen. Weil ihm aber diese Gefälligkeit nicht Lebensunterhalt verschaffte, so setzte er sich gleich Anfangs, als er aus dem Hause, woraus ich ihn gezogen hatte, gekommen war, durch ein Dutzend Schmähschriften wider mich, in bessere Umstände, die er in Wahrheit bloß zu Ehren der Gelehrsamkeit und aus übermäßigem Eifer für den guten Geschmack verfertigte. Er ließ die Henriade drucken, in die er Verse, die er selbst gemacht hatte, hinein flickte, um hernach eben diese Verse tadeln zu können. Ich habe sehr sorgfältig einen Brief aufbehalten, den mir einmal ein solcher Schriftsteller schrieb. **Mein Herr, ich habe eine Smähschrift wider sie drucken lassen, wovon vierhundert Exemplaria abgezogen sind. Wenn sie mir 400 Livres übermachen wollen, so will ich ihnen diese vierhundert Exemplare treulich einhändigen.** Ich schrieb ihm wieder, ich wolle seine Güte nicht misbrauchen, der Kauf wäre ihm allzunachtheilig; der Verkauf dieses Buchs könne ihm

weit mehr eintragen; und am Ende hatte ich nicht Ursache, mich meine Großmuth reuen zu lassen.

Es ist sehr gut, gelehrte Leute aufzumuntern, die nicht wissen, wozu sie greifen sollen. Eine von den mildesten Handlungen die man zu ihrem Vortheile unternehmen kann, ist, daß man ein Trauerspiel heraus giebt. Den Augenblick werden Schreiben an Frauenzimmer vom Stande erscheinen, unparteyische Beurtheilungen des neuen Stücks, Briefe eines Freundes an einen Freund, gründliche Untersuchung, Scenenweise Untersuchungen: und alles dieses findet seine Käufer.

Das sicherste Geheimniß für einen ehrlichen Buchhändler ist, am Ende der Werke, die er druckt, alle Abscheulichkeiten und Thorheiten, die man wider den Verfasser gedruckt hat, anzuhängen. Nichts ist dienlicher, die Neugierde der Leser zu reizen, und den Verkauf zu beschleunigen. Ich besinne mich, daß unter andern entsetzlichen Ausgaben meiner vorgegebenen Werke, ein geschickter Herausgeber in Amsterdam eine Ausgabe im Haag stürzen wollte, und also eine Sammlung von allen, was er wider mich hatte auftreiben können, beyfügte. Die ersten Worte dieser Sammlung sind, **ich wäre ein nagender Hund.** Ich fand dieses Buch in Magdeburg in den Händen des Postmeisters, welcher mir es nicht genug beschreiben konnte, mit wie vieler Beredsamkeit ihm dieses Stücke abgefaßt zu seyn schiene.

Endlich erwiesen mir zwey Buchhändler in Amsterdam, nachdem sie vorher, so viel wie möglich, die Henriade und andere Stücke von mir verunstaltet hatten, die Ehre, mir zu schrriben, daß wenn ich es erlaubte,

laubte, daß man in Dresden eine bessere Ausgabe von meinen Werken besorge, die man damals unter Händen hatte, so würden sie nach ihrem Gewissen verbunden seyn, einen Band abscheulicher Schmähungen wider mich, auf dem schönsten Papiere, mit breitem Rande, und mit den besten Littern, die sie haben könnten, drucken zu lassen. Sie haben mir ihr Wort treulich gehalten. Sie haben sogar die Aufmerksamkeit gehabt, ihre schöne Sammlung an einen der verehrungswürdigsten Monarchen in Europa zu schicken, an dessen Hofe ich damals zu seyn die Ehre hatte. Der Monarch hat ihr Buch in das Feuer geworfen, mit den Worten, auf eben die Art sollte man es mit den Herren Herausgebern machen. Es ist wahr, in Frankreich würden diese ehrlichen Leute auf die Galeeren geschicket werden. Allein das hieße den Handel allzusehr einschränken, dem man allezeit beförderlich seyn muß.

* *

Fortsetzung der gedruckten Lügen.

Man hat nur sehr wenig von den gedruckten Lügen gedacht, womit die Welt überschwemmt ist. Es wäre sehr leicht, von dieser Materie einen großen Band zu schreiben. Man weiß aber, daß man nicht alles thun muß, was leichte zu thun ist.

Man will hier bloß einige allgemeine Regeln geben, die Menschen in Stand zu setzen, sich vor der Menge Bücher in Acht zu nehmen, welche die Irrthümer von einem Jahrhunderte auf das andere fortgepflanzet haben.

Man

Man erstaunt bey dem Anblicke einer zahlreichen Bibliothek; man sagt wohl bey sich selbst: **es ist betrübt, daß man dazu verdammt ist, das meiste, was sie enthält, nicht zu wissen.** Tröstet euch; es ist wenig dabey verloren. Sehet diese vier bis fünftausend Bände der alten Naturlehre, alles ist darinne falsch, bis auf die Zeiten des Galiläus. Betrachtet die Historien so vieler Völker; ihre ersten Jahrhunderte sind abgeschmackte Fabeln.

Nach den fabelhaften Zeiten kommen die heroischen Zeiten, wie man sie nennt. Die ersten gleichen der Tausend und einen Nacht, worinne gar nichts wahr ist; die andern den Ritterbüchern, worinne nichts als einige Namen und Anspielungen wahr sind.

Das ist schon mehr als ein Tausend Jahre, und mehr als ein Tausend Bücher, worinn man ohne Nachtheil unwissend seyn kann. Endlich kommen die historischen Zeiten, wo der Grund der Sachen wahr ist, und der meiste Theil der Umstände Lügen sind. Sind aber unter diesen Lügen nicht einige Wahrheiten? Ja, so wie sich ein wenig Goldstaub in dem Sande, welchen die Flüsse mit sich fortstoßen findet.

Man wird vielleicht wissen wollen, durch welches Mittel man dieses Gold zusammen sammeln kann? Hier ist das Mittel. Alles was nicht mit der Naturlehre, was nicht mit der Vernunft, was nicht mit der Art des menschlichen Herzens übereinkömmt, ist nichts als Sand; das übrige, welches von klugen Zeitverwandten bezeuget wird, ist der Goldstaub, welchen ihr suchet. Herodotus erzählt dem versammleten Griechenlande die Geschichte der benachbarten Völker: die verständigen Leute lachen, wenn er von den Vor-

herver-

herverkündigungen des Apollo und von den ägyptischen und assyrischen Fabeln redet; er selbst glaubet sie nicht; alles was er von den ägyptischen Priestern hat, ist falsch; das, was er selbst gesehen hat, ist bestätiget worden. Man muß ihm ohne Zweifel glauben, wenn er zu den Griechen, die ihn anhören, saget: es ist in dem Schatze zu Corinth ein goldner Löwe, am Gewichte 360 Pfund, welcher ein Geschenk des Crösus ist; man sieht noch den goldnen und den silbernen Zober, welche er in den Tempel zu Delphos schenkte; der goldne Zober wiegt ohngefähr fünfhundert Pfund, und in den silbernen gehen ohngefähr zweytausend und vierhundert Maaß. So groß diese Pracht auch sey, so weit sie auch alle übertrifft, die wir kennen, so kann man sie doch nicht in Zweifel ziehen. Herodotus redete von etwas, wovon mehr als hunderttausend Zeugen waren. Dieser Umstand ist übrigens sehr merkwürdig, weil er beweiset, daß zu den Zeiten des Crösus in klein Asien mehr Pracht war, als man heut zu Tage kennt; und diese Pracht welche uns allein die Frucht einer langen Reihe von Jahrhunderten seyn kann, beweiset ein großes Alterthum, wovon uns keine Kenntniß übrig geblieben ist. Die wunderbaren Denkmäler welche Herodotus in Aegypten und Babylon gesehen hatte, sind gleichfalls unverwerfliche Sachen. Es ist nicht eben so mit den festgesetzten feyerlichen Begehungen zum Andenken einer Begebenheit, weil, da die Feste zwar wahr, die Begebenheiten aber falsch seyn können.

Die Griechen feyerten die pythischen Spiele zum Andenken der Schlange Python, die niemals Apollo getödtet hatte. Die Aegyptier feyerten die Aufnahme

des Hercules unter die zwölf großen Götter, es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß dieser Hercules in Aegypten siebzehn Tausend Jahre vor der Regierung des Amasis solle gelebt haben, wie man in den Liedern, die man ihm zu Ehren sang, sagte.

Griechenland heiligte an dem Himmel neun Sterne für das Meerschwein, welches den Arion auf seinem Rücken getragen, und die Römer feyerten die schöne Begebenheit im Monate Februar. Die Priester des Mars, die Salii, trugen den ersten März die heiligen Schilde feyerlich umher, welche vom Himmel gefallen waren, als Nume den Faunus und Picus gefesselt, und von ihnen das Geheimniß den Donner abzuwenden gelernt hatte. Kurz, es ist kein Volk, welches nicht die allerabgeschmacktesten Einbildungen durch feyerliche Begehungen geheiliget habe.

Was die Sitten der barbarischen Völker anbelangt, so werde ich alles, was mir ein weiser Augenzeuge davon närrisches, abergläubisches und abscheuliches sagt, von der menschlichen Natur zu glauben sehr geneigt seyn. Herodotus bekräftiget vor dem ganzen Griechenlande, daß in den unermeßlichen Ländern über der Donau die Menschen sich eine Ehre daraus machten, das Blut ihrer Feinde aus menschlichen Hirnschädeln zu trinken, und sich mit ihrer Haut zu bekleiden. Die Griechen, welche mit den Barbarn Handlung trieben, würden ihn Lügen gestraft haben, wenn er die Sache übertrieben hätte. Es ist unwidersprechlich, daß mehr als drey Viertheile der Bewohner der Welt sehr lange Zeit als das wilde Vieh gelebet haben: sie sind so gebohren worden. Es sind Affen, welche die Erziehung tanzen lernt, und Bäre, welche

sie

sie an die Kette legt. Das, was der Czaar Peter noch in unsern Tagen in dem nördlichen Theile seines Reichs zu thun gefunden hat, beweiset mein Vorgeben, und macht das, was Herodotus erzählet hat, glaublich.

Nach dem Herodotus ist der Grund der Historie um ein großes gewisser. Die Thaten sind umständlicher beschrieben, aber so viel Umstände manchmal, so viel Lügen. In dem Chaos vom Kriege, in der entsetzlichen Menge von Schlachten, sind der Rückzug der zehn tausend Mann des Xenophon, die Schlacht des Scipio wider den Hannibal bey Same, welche Polybius beschrieben, und die pharsalische Schlacht, die der Sieger selbst erzählet, die einzigen, woraus sich der Leser erleuchten und unterrichten kann; bey allen den übrigen sehe ich, daß sich die Menschen einander umgebracht, und weiter nichts.

Eine Sache ist in der Historie, welche allen unglaublich vorkommen wird, die ein wenig gelebt haben; daß es nämlich Leute von unumschränkter Macht gegeben hat, welche die tugendhaftesten und weisesten unter allen Menschen gewesen sind. Wenn ein Bürger Böses thun soll, so darf er nur ein kleines Aemtgen haben, wo er es thun kann, und gleichwol kann man nicht zweifeln, daß nicht Titus, Trajan, Antonin, Marcus, Aurelius, Julius selbst (alle Irrthümer bey Seite) alles Gute gethan hätten, was man auf Erden thun kann.

Es ist ein Mann in Europa, welcher des Morgens um fünf Uhr aufsteht, um zu arbeiten, daß jederman ganzer vierhundert Meilen weit glücklich sey. Er ist König, Gesetzgeber, Minister und General: er hat fünf Schlachten gewonnen, und hat, im Schoße des Sieges, den Frieden geschenkt. Er hat sein Land reich

reich und gesittet gemacht, er hat es erleuchtet. Er hat ausgeführet, was andre Monarchen kaum versucht haben; er hat in seinen Staaten der Kunst die Gesetze zu verewigen, Schranken gesetzt, und hat die Gerechtigkeit gezwungen gerecht zu seyn. Er giebt den geringsten von seinen Unterthanen die Erlaubniß ihm zu schreiben, und wenn der Brief eine Antwort verdient, so würdiget er ihn der Antwort. Seine Erzählungen sind die Beschäfftigungen eines Menschen von Genie: Ich glaube nicht, daß in ganz Europa ein besserer Metaphysicus ist, und wenn er zu den Zeiten und in dem Lande der Chapelles, der Bachauments und der Chauliaus wäre gebohren worden, so würden diese Herren so sehr nicht im Gange gewesen seyn. Als Philosoph und Monarch kennt er die Freundschaft. Kurz, er wird zeigen, daß es möglich sey, daß die Welt einen Marcus Aurelius gehabt habe. Was ich hier sage, ist keine gedruckte Lügen.

Ich glaube, daß man den Menschen einen sehr grossen Dienst thut, wenn man ihnen oft das Andenken der kleinen Anzahl der vortrefflichen Könige, welche die Ehre der Natur gewesen sind, wiederhohlt. Es ist eine sehr löbliche Gewohnheit, alle Jahre eine Lobrede auf den Stifter in einer Gesellschaft zu halten, die er gestiftet hat. Die letzten Jahre eines August aber erheben, und die erstern verabscheuen, einen Marcus Aurelius, einen Titus, einen Heinrich den vierten, und diejenigen loben, welche ihnen gleichen, heißt die Sache des ganzen menschlichen Geschlechts führen.

Die großen Lobsprüche, die man mittelmäßigen Leuten bey ihren Lebzeiten gegeben hat, sind lächerliche Lügen. Die Verleumdungen, womit der Geist der Partey-

teylichkeit so viel Monarchen, Minister und öffentliche Männer beschimpft hat, sind abscheuliche Lügen. Ich glaube anderwärts bewiesen zu haben, daß der Vorwurf, den mehr als zweyhundert Schriftsteller dem Pabst Alexander dem VIten gemacht haben, als ob er zwölf Kardinäle habe mit Gifte vergeben wollen, eine unvernünftige Verleumdung sey, welche ein rasender Rebel, der diesen Pabst zu hassen Ursache hatte, ausgesprengt. Ich glaube den fast allgemeinen Argwohn widerlegt zu haben, als ob diejenigen Personen, welche den vierten Heinrich am meisten hätten lieben sollen, Theil an seinem Tode gehabt hätten. Dergleichen Verbrechen zu glauben müßten sie bewiesen seyn. Sie ohne Beweis zu glauben, ist selbst ein Verbrechen.

Wenn ich in der Historie lese, daß ein unumschränkter und friedfertiger Monarche eines gesitteten und gehorsamen Volks, solche schreckliche Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten begangen haben solle, worüber man sich entsetzt, so glaube ich nichts davon. Es ist nicht natürlich, daß ein König, dem man sich nicht widersetzt, übels thun sollte; eben so unnatürlich als es ist, daß ein Eigenthumsherr sein Eigenthum verbrennen, oder daß ein Vater sich seiner Kinder berauben solle.

Es gefällt fast allen Historienschreibern, jedem ersten Minister einen sehr tiefen Geist und ein sehr verderbtes Herz zu geben. Daß heißt sich artig betrügen; die meisten sind mittelmäßige Geister gewesen, so wohl in Ansehung des Genies, als der Tugenden und der Laster. Ein weiser Geschichtschreiber, als ein Thuanus, ein Rapin, Thoiras, ein Giannone, werden sich hierinne niemals vergehen. Die Historienschmierer aber halten

sie alle für große Leute, so wie der vornehme und geringe Pöbel vor diesem alle Naturforscher für Hexenmeister hielt.

In den Reisebeschreibungen besonders findet man die meisten gedruckten Briefe. Ich will des Paul Lucas nicht gedenken, welcher in Oberägypten den Dämon Asmodeus will gesehen haben. Ich will nur von denen reden, die uns betriegen, indem sie die Wahrheit sagen; welche bey einer Nation was außerordentliches gesehen haben, und es für eine Gewohnheit annehmen, welche einen Misbrauch beobachtet haben, und es für ein Gesetz ausgeben. Sie sind wie jener Deutsche, welcher, weil er mit seiner Wirthinn in Blois, die etwas allzublondes Haar hatte, einen kleinen Zank bekam, in sein Stammbuch schrieb: Nota bene, alles Frauenzimmer in Blois hat rothes Haar, und ist zänkisch.

Was das schlimmste ist, so ziehen die meisten, welche von der Regierung schreiben, aus solchen betrogenen Reisenden Beyspiele, um andre zu betriegen. Der türkische Kaiser hat sich etwa der Schätze eines Pachas bemächtiget, der in seinem Serail als ein Sklave war gebohren worden, und hat der Familie so viel davon gegeben, als er gewollt hat; das türkische Gesetz muß also wollen, daß der Großsultan von allen seinen Unterthanen erbt: er ist ein Monarche, er muß also despotisch seyn, und zwar in dem erschrecklichsten Verstande, welcher die Menschlichkeit am meisten erniedriget.

Diese türkische Regierung, nach welcher es dem Kaiser nicht erlaubt ist, sich lange Zeit von der Haupt-Stadt zu entfernen, die Gesetze zu verrücken, sich an

der Münze zu vergreifen ꝛc. wird als eine Regierung vorgestellt, in welcher das Haupt des Staats vom Morgen bis zum Abende tödten, und alles, was er will, gesetzmäßig beleidigen kann. Der Koran sagt, es sey erlaubt, vier Weiber zugleich zu nehmen; daher haben alle Handwerksleute und Arbeiter zu Constantinopel jeder vier Weiber, als wenn es so was leichtes wäre, sie zu haben und zu bewahren. Einige vornehme Personen haben Serails, man schließt also alle Muselmänner müßten Sardanapale seyn: und so urtheilt man von allen. Wenn ein Türke in eine gewisse Hauptstadt käme, und den Auto de Fe ansähe, so würde er sich sehr betriegen, wenn er sagte: es giebt ein gesittetes Land, wo man manchmal recht feyerlich etliche zwanzig Mannspersonen, Weiber oder kleine Kinder, zur Ergötzung der gnädigen Majestäten, verbrennt. In diesem Geschmacke sind die meisten Nachrichten gemacht: noch weit schlimmer aber ist es, wenn sie voller Wunder sind. Man hat sich gegen die Bücher mehr in acht zu nehmen als der Richter gegen die Advocaten.

Es giebt unter uns noch eine große Quelle öffentlicher Irrthümer. Eine welche unsrer Nation eigenthümlich ist, ist der Geschmack an Gassenhauern. Man macht welche auf die ehrwürdigsten Leute, und alle Tage hört man so wohl Lebendige als Todte aus dem schönen Grunde verlästern: **Es muß doch wohl wahr seyn; ein Gassenhauer bezeugt es.**

Laßt uns unter der Zahl der Lügen den Geschmak an Allegorien nicht vergessen. Als man die Fragmenta des Petrons gefunden hatte, zu welchen hernach Naudot ganz kühnlich die seinigen gefüget hatte, so hielten alle Gelehrte den Konsul Petronius für den Ver-

fasser; sie sahen den Nero und seinen ganzen Hof in einer Schaar wüster junger Schüler, welche die Helden dieses Werks sind. Man ward durch den Namen betrogen, und ist es noch. Der lüderliche und unbekannte Wüstling, welcher diese mehr schädliche als sinnreiche Satyre geschrieben, mußte der Konsul Titus Petronius gewesen seyn; Trimalcion, dieser abgeschmackte Alte, dieser Finanzmeister, der weit unter dem Turcaret ist, mußte der Kaiser Nero seyn; seine ekelmachende und erbärmliche Frau mußte die schöne Actea, der grobe Pedante Agamemnon mußte der Weltweise Seneca seyn: Das heißt den ganzen Hof Ludewigs des XIVten, im Gusman d' Alfarache oder im Gilblas suchen und finden. Aber, wird man sagen, was gewinnt man damit, den Menschen solcher Kleinigkeiten wegen ihren Irrthum zu benehmen? Ich gewinne nichts damit, ohne Zweifel, allein man muß sich gewöhnen, die Wahrheit auch in den allerkleinesten Sachen zu suchen; sonst wird man in den großen ziemlich betrogen werden.

XIV.

Thorheiten

auf beyden Theilen.

Thorheiten auf beyden Theilen, ist, wie man weiß, die Devise von allen Streitigkeiten. Ich rede hier nicht von denen, bey welchen Blut vergossen wird. Die Anabaptisten, welche Westphalen verwüsteten, die Calvinisten, welche so viel Kriege in Frankreich anspoñen; die blutigen Parteyen der Armagnacs und der Bourguignons; die Strafe des Mägdchens von Orleans, welche von der einen Hälfte Frankreichs für eine himmlische Heldinn, und von der andern für eine Hexe gehalten wurde; die Sorbonne, welche eine Bittschrift, sie zu verbrennen, eingab; die Ermordung des Herzogs von Orleans, welche von Doctoren gerechtfertiget ward; die durch ein Decret der heiligen Facultät von ihrer Pflicht los gesagten Unterthanen; die Scharfrichter, die man so oft, Meynungen zu unterstützen, gebrauchet hat; die Feuerhaufen, die man für Unglückliche anzündete, welche man beredete, daß sie Zauberer oder Ketzer wären: alles dieses geht über alle Thorheit. Diese Abscheulichkeiten geschahen gleichwol in der guten Zeit der alten deutschen Treue,

der gallischen Aufrichtigkeit, und ich verweise alle diejenigen ehrlichen Leute dahin, welche die vergangene Zeit allezeit bedauren.

Ich will hier nur, zu meiner eigenen Erbauung, ein klein unterrichtendes Verzeichniß von den schönen Sachen machen, welche die Geister unserer Voraltern trenneten.

In dem eilften Jahrhunderte, in der guten Zeit, wo man weder die Kunst Krieg zu führen, den man doch immer führete, kannte, noch die Kunst die Städte gesittet zu machen, noch die Handlung, noch die Gesellschaft, wo wir weder lesen noch schreiben konnten; stritten Leute von großem Verstande ganz feyerlich, sehr lange und hitzig über das, was der Garderobbe begegnete, wenn man einer heiligen Pflicht genug gethan hatte, von der man nicht anders, als mit der tiefsten Ehrfurcht reden muß. Dieses nennte man den Streit der Stercoristen. Dieser Streit erweckte keinen Krieg, und war also eine von den stillsten Narrheiten des menschlichen Geistes.

Der Streit, welcher zu eben der Zeit das gelehrte Spanien wegen der mosarabischen Uebersetzung trennete, endigte sich gleichfalls ohne Verwüstung der Provinzen und ohne Blutvergießung. Der Geist der Ritterschaft, welcher damals herrschete, ließ nicht zu, daß man diese Schwierigkeit anders entschied, als daß man das Endurtheil zweenen edeln Rittern auftrug; derjenige von den zween Don Quichottes, welcher seinen Gegner zu Boden werfen würde, sollte derjenigen Version den Triumph zuerkennen, für die er gestritten habe. Der Ruis de Martanza, der Ritter des mosarabischen Ritualis, hob den Ritter des lateinischen aus dem Sattel.

Weil

Weil aber die Gesetze der edeln Ritterschaft nicht ausdrücklich festsetzten, daß ein Rituale abgeschafft werden müßte, weil sein Ritter aus dem Sattel gehoben worden, so nahm man seine Zuflucht zu einem weit sichrern und damals gebräuchlichern Geheimnisse, um zu erfahren, welches von beyden Büchern vorgezogen werden müsse; man warf sie nämlich ins Feuer. Denn es war unmöglich, daß das gute Rituale von den Flammen nicht hätte unbeschädigt bleiben sollen. Ich weiß aber nicht wie es kam, daß alle beyde verbrannten, und daß der Streit, zum großen Erstauen der Spanier, also unentschieden blieb. Nach und nach bekam das lateinische Rituale den Vorzug; und wenn sich in der Folge ein Ritter aufgeworfen hätte, welcher das mosarabische hätte vertheidigen wollen, so würde man nicht das Rituale, sondern den Ritter ins Feuer geworfen haben.

In diesen schönen Jahrhunderten mußten wir gesitteten Völker, wenn wir krank waren, unsere Zuflucht zu einem arabischen Arzte nehmen. Wenn wir wissen wollten, welchen Tag des Mondens wir hätten, so mußten wir uns gleichfalls an sie wenden. Wenn wir ein Stücke Tuch wollten kommen lassen, so mußte man es einem Juden theuer bezahlen; und wenn der Ackersmann Regen brauchte, so gieng er zu einem Hexenmeister. Als endlich einige von uns lateinisch gelernet hatten, und nun eine übele Uebersetzung des Aristoteles da war, so machten wir eine ansehnliche Figur in der Welt. Drey oder vier Jahrhunderte brachten wir zu, einige Seiten des Stagyritens zu entziffern, sie anzubethen, und sie zu verdammen. Einige sagten, ohne ihn würden wir keine Glaubensartikel haben, andere behaupteten, er wäre ein Gottesleugner. Ein Spanier hat bewiesen, Aristoteles wäre ein Heiliger, dessen Fest man

feyern müsse. Ein Concilium in Frankreich hat seine göttliche Schriften verbrennen lassen. Schulen, Universitäten, ganze geistliche Orden haben sich wechselsweise in Bann gethan, wegen verschiedener Stellen dieses großen Mannes, die weder sie, noch die Richter, welche ihr Ansehen dabey brauchen wollten, noch der Verfasser selbst jemals verstanden hatten. In Deutschland hat es ziemliche Faustschläge wegen dieser wichtigen Streitigkeit gesetzt: Blut aber wurde doch wenig dabey vergossen. Es ist schade, daß man nicht zu Ehren des Aristoteles einen bürgerlichen Krieg angesponnen, oder Schlachten für die Quidditäten, oder Universalia geliefert hat. Unsere Väter haben um Fragen einander die Hälse gebrochen, die sie eben so wenig verstanden.

Es ist wahr, ein berühmter Narr, Occam, mit dem Zunamen, der unüberwindliche Lehrer, das Haupt der sogenannten Nominalium, verlangte von dem Kaiser Ludewig dem Bayer, daß er seine Feder mit seinem kaiserlichen Degen gegen einen andern Narren vertheidigen solle, gegen den Scotus, einen Schottländer, welcher an der Spitze der Realium war, und Doctor subtilis genennet ward. Zu allem Glücke blieb das Schwerdt des Kaisers in seiner Scheide. Wer sollte glauben, daß diese Streitigkeiten bis auf unsere Zeiten gedauret haben, und daß das Parlement von Paris im Jahre 1624 einen schönen Befehl für den Aristoteles hat ergehen lassen?

Gegen die Zeit des tapfern Occams und des muthigen Scotus, erhob sich eine weit ernsthaftere Streitigkeit, in welche die ehrwürdigen Franciscaner beynahe die ganze christliche Welt zogen. Man wollte nämlich wissen, ob ihre Suppe ihnen eigenthümlich zugehörte,

oder

oder ob sie nur die Nutzung davon zögen. Die Form der Kappe und die Weite des Aermels waren gleichfalls die Gegenstände dieses heiligen Krieges. Der Pabst Johann der XXII, welcher sich darein mischen wollte, fand seine Leute vor sich. Die Franciscaner verließen seine Partey, und schlugen sich zu dem Kaiser, der damals seinen Degen zog. Uebrigens wurden drey oder vier Franciscaner als Ketzer verbrannt. Dieses ist ein wenig arg, weil aber doch dieser Handel weder Throne erschüttert, noch Provinzen ruiniret hat, so kann man ihn noch unter die feindlichen Thorheiten rechnen.

Es hat immer welche von dieser Art gegeben. Die meisten sind in die tiefste Vergessenheit gefallen, und von vier bis fünfhundert Sekten, welche aufgekommen sind, sind keine in dem Gedächtnisse der Menschen mehr übrig, als die, welche entweder entsetzliche Unordnungen angerichtet, oder außerordentlich lächerlich gewesen sind; zweene Umstände, weswegen man etwas sehr leichte behält. Wer weiß itzo, daß es Orebiten, Osmiten, Insdorfianer gegeben hat? Wer kennt die Uncti, die Artocopi, die Iscariolisten?

Als ich einmal bey einer holländischen Dame speiste, so gab mir einer von den Gästen liebreich den Rath, daß ich mich ja in Acht nehmen möchte, den Voetius zu loben. Ich habe keine Lust, sagte ich, weder Gutes noch Böses von ihrem Voetius zu sagen; aber warum geben sie mir diesen Rath? Weil, sagte mein Nachbar, die Dame eine Coccejanerinn ist. O, von Herzen gern, antwortete ich. Er fügte hinzu, daß noch vier Coccejanerinnen in Holland wären, und daß es schade sey, daß diese Art von Leuten eingehen sollte. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Jansenisten, welche unter uns so viel Aufsehen machen, und von welchen man anderer

Orten nichts weiß, das Schicksal der Coccejaner haben werden. Ein alter Doctor sagte zu mir: Mein Herr, in meiner Jugend habe ich mir es um die Mandata impossibilia volentibus et conantibus äußerst angelegen seyn lassen. Ich habe wider das Formular und den Pabst geschrieben, und geglaubet, ich sey ein Bekenner; man hat mich ins Gefängniß gelegt, und ich habe geglaubt, ich sey ein Märtyrer. Itzo menge ich mich in nichts mehr, und halte mich für vernünftig. Was sind denn ihre Beschäfftigungen, fragte ich ihn. Mein Herr, antwortete er, ich liebe das Geld sehr. So lachen fast alle Menschen in ihrem Alter innerlich über die Thorheiten, denen sie in ihrer Jugend eifrigst angehangen haben. Die Secten werden wie die Menschen alt. Diejenigen, welche von keinem großen Monarchen unterstützet werden, die kein großes Unglück angerichtet haben, veralten noch eher, als die übrigen. Es sind herumgehende Krankheiten, die bald wieder aufhören.

Man bekümmert sich nicht mehr um die frommen Träume der Frau Guion. Man liest nicht mehr das unverständliche Buch der Lebensregeln der Heiligen; man liest den Telemach. Man gedenkt nicht mehr an das, was der beredte Bossuet wider den zärtlichen, zierlichen und liebenswürdigen Fenelon geschrieben; man giebt seinen Leichenreden den Vorzug. In dem ganzen Streite über den Quietismum ist nichts gutes gewesen, als die alte aufgewärmte Erzählung von einer guten Frau, die eine Glutpfanne herzu gebracht, das Paradies zu verbrennen, und einen Wasserkrug, das Feuer in der Hölle auszulöschen, damit man Gott nicht mehr aus Hoffnung oder aus Furcht diene. Ich will nur einen besondern Umstand aus diesem Processe anführen, welcher bey weiten nicht so gut, als die Erzählung von der

wackern Frau ist, nämlich daß die Jesuiten, welche in Frankreich von den Jansenisten so heftig beschuldiget worden, der heilige Ignatius habe ihren Orden ausdrücklich zur Ausrottung der göttlichen Liebe gestiftet, daß, sage ich, diese sehr heftig für die Liebe des Hrn. von Cambray in Rom Vorstellungen thaten. Es gieng ihnen eben so, wie dem Herrn von Langerads, welchen seine Frau vor dem Parlemente wegen seines Unvermögens verfolgte, und der vor dem Parlemente zu Rennes von einem Mägdchen angeklaget wurde, welches er sollte geschwängert haben. Einen von beyden Processen hätte er nothwendig gewinnen sollen; er verlor sie aber alle beyde. Die reine Liebe, für die sich die Jesuiten so viel Mühe gemacht, ward in Rom verdammt, und in Paris wurden sie immer für die Leute gehalten, welche es nicht haben wollten, daß man Gott liebte. Diese Meynung hatte in den Gemüthern solche Wurzel gefasset, daß, als man vor einigen Jahren einen Kupferstich verkaufen wollte, auf welchem unser Herr Jesus Christus als ein Jesuit gebildet war, ein lustiger Kopf folgende Zeilen unter das Kupfer setzte:

Admirés l' artifice extreme
De ces Peres ingenieux,
Ils vous ont habillé comme eux
Mon Dieu depuis qu' on ne vous aime.

„Bewundert die unbeschreibliche List dieser sinnrei-
„chen Paters; sie haben dich, lieber Gott, gekleidet,
„wie sie gekleidet sind, aus Furcht, daß man dich
„nicht etwa lieben möchte.

In Rom, wo man dergleichen Streitigkeiten nicht hat, und wo man über diejenigen urtheilet, die anderer Orten entstehen, war man der Streitigkeiten über die reine Liebe sehr überdrüßig geworden. Der Kardinal

Carpeigne

Carpeigne, welcher die Sache des Erzbischofs von Cambray vortrug, war krank, und stand an einem Theile sehr viel aus, welches bey den Kardinälen eben so wenig geschont wird, als bey andern Menschen. Sein Wundarzt steckte ihm kleine Fasern von Leinen hinein, welche man in Italien, und in verschiedenen andern Ländern Cambray nennet. Der Kardinal schrie. Es ist gleichwol, sagte der Wundarzt, von dem feinsten Cambray. Was auch hier Cambray, schrie der Kardinal. Ist es nicht genug, daß der Kopf davon ermüdet ist? Glückliche Streitigkeiten, die sich also schließen. Glückliche Menschen, wenn alle Streiter in der Welt, wenn alle Ketzer sich mit so viel Mäßigung, mit einer so großmüthigen Ergebenheit, als der große Erzbischof von Cambray unterwürfen, welcher nicht die geringste Lust hatte, das Haupt einer Sekte zu werden. Ich weiß nicht, ob er Recht hatte, wenn er wollte, daß man Gott um sein selbst willen lieben müsse; Hr. Fenelon wenigstens verdiente also geliebt zu werden.

In den bloß gelehrten Streitigkeiten ist oft eben so viel Wuth, und so viel Geist der Parteylichkeit, als in den wichtigsten Streitigkeiten. Man würde, wenn man könnte, die Rotten des Circus wieder aufwecken, welche das römische Reich erschütterten. Zwey eifersüchtige Schauspielerinnen sind vermögend, eine ganze Stadt zu trennen. Die Menschen haben alle eine heimliche Neigung zu Rotten. Wenn es nicht Kronen, Tiaren und Infuls sind, derentwegen man Parteyen macht, sich verfolgt und sich schadet, so ist es ein Tänzer oder ein Musicus, dessentwegen wir gegen einander aufgebracht werden. Rameau hat eine heftige Partey wider sich gehabt, die ihn gerne hätte ausrotten wollen, und er wußte nichts davon.

Ich habe eine noch heftigere Partey wider mich gehabt, und ich habe es wohl gewußt.

XV.

XV.

Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris.

Ein einziger Bürger, welcher eben nicht sehr reich war, der aber eine große Seele besaß, legte auf seine Unkosten den Platz des Victoires an, und errichtete dem Könige aus Dankbarkeit eine Bildsäule. Dieser Mann that mehr, als sieben hundert tausend Einwohner in diesem Jahrhunderte noch gethan haben. Wir haben in Paris Reichthümer, womit wir ganze Königreiche kaufen könnten; wir sehen es alle Tage mit Augen, was unserer Stadt noch fehlet, und wir lassen es genug seyn, darüber zu murren. Man fährt das Louvre vorbey, und seufzet, wenn man sieht, daß dessen Vorderseite, das Denkmaal der Größe des vierzehnten Ludewigs, des Eifers eines Colberts, und der Erfindungskraft eines Perrault, mit Gebäuden der Gothen und Vandalen verdeckt ist. Wir laufen in die Schauspiele, und es verdreußt uns, daß wir auf eine so unbequeme und ekele Art hineingehen müssen, daß wir darinne so übel sitzen, daß der Schauplatz so plump zugerichtet, und daß die Schaubühne so ungeschickt angeleget ist; und daß der

Ausgang noch verdrüßlicher und beschwerlicher ist, als der Eingang gewesen war. Wir erröthen, und zwar mit Rechte, daß die Marktplätze in engen Gassen angeleget sind; wo die Unsauberkeit, der Gestank und die immerwährende Unordnung einem jeden in die Augen fällt. Wir haben nur zween Brunnen nach dem großen Geschmacke, und diese sind nichts weniger, als an geschickten Orten angeleget. Alle andere gehören aufs Dorf. Große Quartiere wollen auch öffentliche Märkte haben; und indessen, da der Triumphbogen am St. Dionysiusthore, Heinrichs des großen Bildsäule zu Pferde, die zwo Brücken, das Louvre, die Tuillerien, und die elysischen Felder den Schönheiten des alten Roms gleich kommen, oder sie gar übertreffen, so stellet das finstere, enge und scheußliche Mittel der Stadt die Zeiten der schändlichsten Barbarey vor. Das alles sagen wir ohn Unterlaß selber; aber wie lange werden wir es noch sagen, und der Sache gleichwol nicht abhelfen.

Wem kömmt es denn zu, die Stadt zu verschönern? Kömmt es nicht den Einwohnern zu, die in ihren Ringmauern alles das genießen, was der Ueberfluß und die Ergötzungen den Menschen nur darbiethen können? Man redet von einem Platze und von einer Bildsäule des Königs; in der Zeit aber, daß wir davon reden, hat man in London einen Markt, und eine Brücke über die Themse, und zwar mitten in einem Kriege gebauet, der für die Engländer viel verderblicher und kostbarer war, als für uns. Da wir nun also die Ehre nicht mehr haben können,

ihnen

ihnen ein Beyspiel zu geben; so sollten wir doch wenigstens nach dem Ruhme streben, die Beyspiele, welche man uns giebt, zu übertreffen. Es ist einmal Zeit, daß die Häupter der reichsten Hauptstadt von Europa, sie auch zur bequemsten und prächtigsten Stadt machen. Werden wir uns denn nicht endlich einmal schämen, daß wir bey kleinen Feuerwerken, einem ungestalten Gebäude gegenüber, in einem engen Platze stehen bleiben, der zur Hinrichtung der armen Sünder bestimmt ist? Man erhebe seinen Geist nur einmal, und das andere wird sich alles geben. Ich verlange nur eine Sache, daß man nämlich mit Standhaftigkeit wolle. Wahrhaftig, es kömmt hier nur auf einen Platz an! Paris würde noch sehr unbequem und sehr unordentlich seyn, wenn auch dieser Platz fertig wäre. Wir müssen öffentliche Märkte, Brunnen, die wirklich Wasser geben, ordentliche Kreuzwege und Schaubühnen haben. Man muß die engen und unsaubern Gassen erweitern, den versteckten Denkmälern Luft schaffen, und andere aufrichten, die man sehen kann.

Die Niederträchtigkeit der Begriffe und die noch niederträchtigere Furcht vor den Unkosten, haben bisher noch alle die großen Anschläge zu Boden gedruckt, die jeder rechtschaffener Einwohner, wohl hundertmal bey sich gemacht hat. Der Muth entfällt, wenn man überschlägt, was es kosten würde, diese großen Werke aufzuführen, davon die meisten täglich unumgänglicher werden, und die man endlich wohl wird bauen müssen, sie mögen nun kosten was sie wollen.

Im Grunde aber ist es gewiß, daß sie dem Staate nichts kosten werden. Das Geld, das man zu diesen edeln Arbeiten brauchen wird, das wird gewiß nicht an Ausländer bezahlet werden. Wenn man das Eisen dazu aus Deutschland, und die Steine aus England holen müßte; so wollte ich sagen: verkrummet immer in eurer weibischen Schläfrigkeit; genießt die Schönheiten, die ihr habt, in Ruhe, und entschlaget euch derer, die euch fehlen. Weit gefehlet aber, daß der Staat bey diesen Arbeiten etwas verlieren sollte; er gewinnt dabey. Alsdenn werden alle Armen nützlich gebraucht; der Umlauf des Geldes nimmt zu; und dasjenige Volk ist immer das reichste, welches am meisten arbeitet.

Allein, wo soll man das Geld hernehmen? Wo nahmen es denn alle die ersten Könige von Rom her, da sie, in den Zeiten der größten Armuth, die unterirdischen Schleußen baueten, welche noch sechs hundert Jahre nach ihnen, ein Wunder des reichen und siegenden Roms waren? Glauben wir, daß wir weniger reich und arbeitsam sind, als jene Aegyptier, deren Pyramiden ich hier eben nicht rühmen mag, weil es nur plumpe Denkmäler des Hochmuths waren; deren so viel nützliche und vortreffliche Werke aber ich erwähnen will? Ist denn in Paris weniger Geld, als in dem neuen Rom damals war, als man die Peterskirche bauete, die ein Meisterstück des Geschmacks und der Pracht ist; als man so viel andere schöne Werke der Baukunst aufführte, darinne das Nützliche, das Edle, das Angenehme mit einander

ver-

verbunden sind? London war gewiß nicht so reich, als itzo Paris ist, als seine Aldermänner die St. Pauluskirche baueten, welche die zweyte in Europa ist, und uns unsere gothische Kathedralkirche vorzuwerfen scheint. Wo sollen wir das Geld dazu hernehmen? Gebricht uns denn das Geld, wenn so viel Zimmer und Kutschen verguldet, und alle Tage so viel Schmausereyen gegeben werden sollen, die die Gesundheit und das Vermögen schwächen, und endlich alle Kräfte der Seele verschlingen? Wenn wir nur ausrechneten, wie groß der Umlauf des Geldes ist, den bloß das Spiel in Paris beträgt, so würden wir erstaunen. Ich setze, daß in zehn tausend Häusern, nur wenigstens jährlich tausend Franken für jedes Haus im Gewinnste und Verluste umlaufen, (die Summe aber kann leicht zehnmal stärker seyn,) so beläuft sich dieser Punkt allein, so wie ich ihn herunter setze, auf zehn Millionen: deren Verlust man nicht merken würde.

Es ist heut zu Tage viel mehr gemünztes Geld im Lande, als vormals, da Ludewig der XIV. vierhundert Millionen und mehr, auf Versailles, Trianon und Marly verwendete; und diese vierhundert Millionen, die Mark zu sieben bis acht und zwanzig Pfund gerechnet, machen anjetzt viel mehr als sieben hundert Millionen. Die Unkosten zu drey Lauben in jenen Lustorten hätten hingelanget, die Hauptstadt mit den nöthigen Zierrathen zu verschönern. Wenn ein Regent dergleichen Ausgaben für sich selbst macht, so zeiget er seine Größe: wenn er sie für das gemeine Wesen thut,

so zeigt er seine Großmuth. In beyden Fällen aber muntert er die Künste auf, befördert den Umlauf des Geldes; und nichts geht bey dergleichen Unternehmungen verloren, als diejenigen Gelder, die nach fremden Landen geschickt werden müssen; um verstümmelte alte Bildsäulen theuer zu bezahlen, indeß daß wir mehr als einen Phidias und Praxiteles unter uns haben.

Der König würde, nach seiner Großmuth, und nach seiner Liebe zu seinem Volke, wohl etwas dazu beytragen, daß seine Hauptstadt seiner Hoheit gemäß sey. Allein ist er denn mehr ein König über Paris, als über Lyon und Bourdeaux? Eine jede Hauptstadt muß sich selbst zu helfen wissen. Soll man denn einem jeden Privatmanne erst einen Befehl aus dem geheimen Rathe zuschicken, daß er sein Haus ausbessere? Uebrigens ist auch der König, nach einem langwierigen Kriege, nicht im Stande, für unser Vergnügen viel herzugeben: und ehe er die Häuser einreißen kann, welche die Vorderseite von St. Gervais bedecken, muß erst das Blut bezahlt werden, welches für das Vaterland vergossen ist. Giebt es übrigens anjetzt mehr baares Geld im Lande, als zu Ludewigs des XIV Zeit, so reichen doch die wirklichen Einkünfte der Krone anjetzt bey weitem an diejenigen nicht, die jener Monarch hatte. Denn in den zwey und siebenzig Jahren seiner Regierung erhob man von dem Volke achtzehn Millionen Millionen an Münze; welches ein Jahr ins andre gerechnet, zwo hundert Millionen und fünfmal hundert tausend Livres, sieben und zwanzig

zig bis dreyßig Livres auf die Mark, beträgt; und diese jährliche Summe beläuft sich ungefähr auf drey hundert und dreyßig heutige Millionen. Nun fehlt sehr viel, daß der König dieses einzunehmen habe. Es heißt immer, **der König ist reich**, in eben dem Verstande, als man es von einem vornehmen Herrn oder von einem Privatmanne sagen würde. In diesem Verstande aber ist der König nichts weniger als reich. Er hat fast keine Kammergüter, und ich bemerke im Vorbeygehen, daß die allerunglückseligsten Zeiten der Monarchen diejenigen gewesen sind, da die Könige nichts als ihre Kammergüter hatten, ihren Feinden zu widerstehen, und ihre Unterthanen zu belohnen. Der König ist eigentlich und dem Buchstaben nach der Haushalter des französischen Volks. Die Hälfte des umlaufenden Geldes vom Königreiche geht durch die Hände seiner Schatzmeister, als durch ein Sieb, und ein jeder, der sich von dem Könige eine Belohnung oder einen Gnadengehalt ausbittet, der spricht eigentlich zu ihm: Wollten Ew. Majestät mir doch einen kleinen Theil von dem Gelde meiner Mitbürger geben. Nun fragt sichs, ob sich dieser Mensch auch um das Vaterland verdient gemacht hat? Alsdenn ist es offenbar, daß das Vaterland ihm schuldig sey, und der König bezahlt ihn im Namen des Staats. Es ist aber auch gewiß, daß der König zu willkührlichen Ausgaben nur dasjenige hat, was von den nothwendigen Ausgaben übrig bleibt.

Auch ist es wahr, daß es bey weitem nicht Null vor Null aufgehe, das ist, daß alle jährliche Schul-

den mit dem Ausgange des Jahrs bezahlt würden. Ich glaube, daß es nur zwey Staaten in Europa giebt, wovon der eine sehr groß und der andere sehr klein ist, wo man diese Oekonomie eingeführet hat; und wir sind gleichwol unendlich reicher, als diese beyden Staaten.

Kurz, der König mag viel, wenig, oder gar nichts schuldig seyn, so ist es doch gewiß, daß er keine Schätze sammelt. Wenn er diese sammelte, so würde er und der Staat dabey verlieren. Heinrich der IVte als er noch, nach den unruhigen Zeiten, wo es noch so barbarisch hergieng, auf allen Seiten eingeschränkt war, und nichts als Verweise erhielt, als er Geld nöthig hatte, Amiens aus den Händen der Feinde wieder zu nehmen; Heinrich der IVte sage ich, hatte Ursache, einige Jahre von seinen Einkünften einen Schatz von ungefähr vierzig Millionen zu sammeln, wovon zwey und zwanzig in den Kellern der Bastille verschlossen waren. Dieser Schatz von vierzig Millionen betrug ungefähr hundert Millionen nach heutiger Münze, und da alle Lebensmittel, (ausgenommen die Soldaten, welche ich die nothwendigsten Lebensmittel der Könige genannt habe,) jetzo wenigstens noch einmal so theuer sind, so ist es ausgemacht, daß der Schatz Heinrichs des IVten sich auf zwey hundert von unsern Millionen im Jahre 1749. beläuft. Dieses nöthige Geld, dieses Geld, welches dieser große Monarch nicht anders hätte heben können, war verloren, wann es vergraben wurde: ward es wieder in den Handel gebracht, so hätte es wenigstens dem

Staate

Staate jährlich zwey Millionen an Münze damaliger Zeit eingetragen. Heinrich der IVte verlor also dabey, und hätte diesen Schatz nicht verscharret, wenn er hätte gewiß seyn können, ihn allen Falls in den Beuteln seiner Unterthanen zu finden. Ob er gleich König war, that er doch, was zu den beweinenswürdigen Zeiten der Ligue die Privatpersonen gethan hatten: er vergrub sein Geld. Was damals sehr nothwendig war, würde jetzt sehr übel angebracht seyn. Der König hat statt seiner Schätze die Manutention, den Gebrauch des Geldes, welches ihm die Bebauung unsers Landes einbringt, unsre Handlung, unsern Fleiß; und mit diesem Gelde kann er unermeßliche Ausgaben bestreiten. Von diesen Einkünften der Ländereyen nun, von der Handlung, von der Arbeitsamkeit des Königreichs, bleibt der größte Theil in Paris, und wenn der König am Ende des Jahres noch schuldig ist, das ist, wenn er von diesen jährlichen Einkünften nicht alle jährliche Ausgaben des Staats hat abtragen können, wenn er, in diesem Verstande, nicht reich ist, so ist die Stadt Paris deswegen nicht weniger vermögend. Heinrich der IVte hatte vierzig Millionen Livres seiner Zeit in seinen Koffern; man übertreibt nichts, wenn man sagt, daß die Bürger in Paris wenigstens sechsmal so viel an gemünztem Gelde besitzen. Es kömmt also nicht dem Könige, sondern es kömmt uns zu, auf die Verschönerungen unserer Stadt bedacht zu seyn; die reichen Bürger in Paris können sie zu einem Wunder der Pracht machen, indem sie ein weniges von ihrem Ueberflusse dazu geben. Sollte wohl ein Mensch so un-

verschämt seyn, zu sagen, ich will nicht, daß mir das allgemeine Beste und mein eigenes jährlich hundert Franken koste? Wenn auch einer niederträchtig genung seyn sollte, so zu denken, so wird er doch nimmermehr so verwegen seyn, es zu sagen. Es kömmt also nur darauf an, daß man eine Art, die dazu erforderlichen Gelder zu heben, erfindet, und es sind hundert Arten, unter welchen diejenigen, die sich drauf verstehen, wählen können.

Der Stadtrath darf nur um Erlaubniß bitten, eine mäßige und proportionirte Steuer auf die Einwohner, auf die Häuser, oder auf die Lebensmittel legen zu dürfen. Diese fast unmerkliche Steuer, unsere Stadt zu verschönern, wird ohne Vergleichung weit geringer seyn, als diejenigen, die wir uns gefallen lassen, um unsere Landsleute an der Donau umkommen zu sehen. Der Stadtrath darf nur einige Millionen auf Leibrenten oder umlaufende Renten (rentes tournantes) aufnehmen, welche durch die Bezahlung des Kapitals endlich wieder wegfielen. Er darf nur eine geschickte Lotterie machen; er darf nur eine gewisse Summe von seinen jährlichen Einkünften davon fest setzen; der König darf hernach nur, wenn es seine Umstände erlauben, diesen edeln Unternehmungen beyspringen, und einige außerordentliche Abgaben dazu bestimmen, die wir während des Krieges gegeben haben. Mit diesem Gelde müßte aber wohl gewirthschaftet werden; die Vorschläge der Künstler müßten im Concurse angenommen und nach deren Anschlage ausgeführet werden. Es ist leicht zu beweisen, daß man in weniger als zehn Jahren Paris zu einem Wunder der Welt machen kann.

Die

Die Erzählung von dem großen Colbert, welcher in wenig Monaten, selbst durch die Ausgaben eines Carousels, Geld in die königlichen Koffers gebracht haben solle, ist eine Fabel; denn die Rentmeisters saßen nicht auf königliche Rechnung. Uebrigens hätte man auch erst lange darauf diesen Vortheil empfinden können. Es ist aber eine Fabel, unter welcher ein großer Verstand verborgen liegt, und welche eine offenbare Wahrheit weiset.

Es ist außer allem Zweifel, daß solche Unternehmungen Paris mit vier bis fünf tausend Werkleuten mehr bevölkern würde, und daß selbst aus fremden Landen welche herzu kommen würden. Die meisten nun kommen mit ihren Familien an, und wenn diese Werkleute funfzehn hundert tausend Franken gewinnen, so geben sie eine Million dem Staate durch ihre Ausgaben und durch die Verzehrung der Lebensmittel wieder zurück. Der außerordentliche Umlauf des Geldes, welcher aus diesen Unternehmungen in Paris entstehen würde, wird um ein großes die Einkünfte der Oberpachter vermehren. Wenn die Bürger, welche diese obersten Pachte auf sich genommen haben, dadurch jährlich funfzehn hundert tausend Franken gewinnen, wenn sie nur eine Million dadurch gewinnen, oder auch fünf hundert tausend Franken, würden sie gedrückt werden, wenn man ihnen vorschlüge, jährlich drey hundert tausend Livres von diesen fünf hundert tausend Franken zu diesem großen Werke beyzutragen? Es sind deren genug unter ihnen, die edel genug denken würden, es selber vorzu-

schlagen, und die uneigennützige Hülfe, die sie dem Könige während des Krieges geleistet haben, ist für das gut, was sie vermögen, und folglich in Friedenszeiten für ihr Vaterland thun müßten. Sie haben für den König um fünf pro Cent aufgeborgt, und haben von dem Könige nichts als diese fünf pro Cent genommen; sie haben ihm also ohne Interessen geliehen. Als Herr Orri im Jahr 1743 dem äußerlichen Handel aufzuhelfen, alle Abgaben auf Leinenzeug, auf die Waaren der Hutmacher und Tapetenmacher, bey dem Ausgange aus dem Königreiche, von dem Jahre 1744 an, aufhob, verlangten die Oberpachter nicht einmal Schadloshaltung, sondern sie verlangten selbst, daß diese Abgaben von dem Augenblicke an aufhören sollten. Einer von ihnen versahe eine Provinz mit Korne, die keins hatte, ohne den geringsten Gewinnst dabey zu haben, und nahm keine andere Belohnung, als eine Schaumünze an, welche die Provinz ihm zu Ehren schlagen ließ; und wie lange ist es, daß wir einen Menschen gesehen haben, welcher dem Staate mehr als einmal einzig und allein beygesprungen, und welcher bey seinem Tode zehn Millionen ausgeliehenes Geld hinterließ, wovon fünfe keine Interessen gaben. Es giebt also sehr große Seelen unter denjenigen, von welchen man glaubt, daß sie nur eigennützige Seelen hätten: und die Regierung kann die Nacheiferung unter denen erwecken, die, weil sie sich durch die Finanzen reich gemacht haben, zur Verschönerung der Stadt das ihrige beytragen müssen, in welcher sie zu ihrem Glücke gekommen sind. Daß ich es noch einmal kurz sage, man muß wollen.

Der

Der berühmte Prediger von St. Sulpitius wollte, und er baute, ohne die dazu erforderlichen Gelder, ein weitläuftiges Gebäude. Es wird gewiß weit leichter seyn, mit unsern Reichthümern unsere Stadt zu verschönern, als es war, mit nichts St. Sulpitius und St. Roch zu bauen. Das Vorurtheil, welches sich über alles entsetzt, der Widersprechgeist, welcher alles bestreitet, werden sagen, daß solche Unternehmungen allzu weitläuftig sind, daß die Ausführung allzu schwer und allzu langweilig seyn würde. Es wird gleichwol hundertmal leichter seyn, als es war die Eure und die Seine nach Versailles zu bringen, die Orangerie daselbst zu bauen, und die Lauben anzulegen.

Als London in die Asche geleget wurde, sagte Europa: London wird unter zwanzig Jahren nicht wieder aufgebauet seyn, und auch alsdenn werden sich noch nicht alle Spuren seines Unglücks verloren haben. Es war aber in zwey Jahren, und zwar mit Pracht, wieder aufgebauet. Wollen wir es denn allezeit auf das äußerste ankommen lassen, ehe wir was großes unternehmen? Wenn die Hälfte von Paris verbrannt wäre, wir würden sie prächtig und bequem wieder aufbauen; und itzo wollen wir ihr nicht einmal mit tausendmal weniger Unkosten, die Bequemlichkeiten und die Pracht geben, deren sie nöthig hat. Gleichwol würde ein solches Unternehmen der Nation zu Ehren gereichen, zu unsterblichen Ehren der Stadt Paris; es würde alle Künste anfeuren, Ausländer aus allen Enden Europens herbey locken, den Staat bereichern und ihn nicht

arm machen, tausend Müßiggänger zur Arbeit gewöhnen, welche ihr elendes Leben itzo mit dem strafbaren Betteln hinbringen, und unsere Stadt mit entehren helfen. Es wird auf alle und jede ein Vortheil daher entspringen, und zwar mehr als einerley Vortheil. Dieses ist ohne Widerspruch die Frucht der Arbeiten, die man vorschlägt, welche alle Bürger wünschen, und alle Bürger verabsäumen. Der Himmel gebe, daß sich ein Mensch finden möge, welcher Eifer genug zu diesen Unternehmungen, Standhaftigkeit genug sie fortzuführen, Erleuchtung genug sie anzuordnen, und Glauben genug sie in Ausübung bey allen zu bringen, haben möge. Wenn in unserer unermeßlichen Stadt sich niemand findet, der es über sich nehmen will, wenn man es gut seyn läßt, bey Tische davon zu reden, unnütze Wünsche zu thun, oder gar alberne Spöttereyen darüber anzubringen, so kann man nichts, als über Jerusalem weinen.

Der geneigte Leser beliebe pag. 125. statt: Als er seinen Neffen, den Herzog von Bourgogne, zu lesen: **Als er seinen Enkel, den Herzog von Bourgogne.**

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, / Lessing, Gotthold Ephraim, / Koppe, Johann Christian,

Des Herrn von Voltaire Kleinere Historische Schriften Aus dem Franzö
sischen übersetzt [von Gotthold Ephraim Lessing]

Rostock 1752

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.fr.o.398
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11432550-0
VD18 10566872-004